

# DAS ARGUMENT 135

A 22352 F

Editorial	627
Christa Wolf: Wir sind die ersten nicht	632

## Frau und Arbeit

Inge Morisse, Petra Sauerwald, Heike Wilke und Marianne Zank-Weber Unsicherheit in der Politik — Gewerkschafterinnentagebuch	635
--	-----

Frigga Haug Frauenfrage und Gewerkschaftspolitik — Das Beispiel: Setzen	644
--	-----

Helga Karl und Christof Ohm Textautomation: Männersache? Frauensache?	653
--	-----

Dagmar Burgdorf Zur Lage der Tabakarbeiterinnen im 19. Jahrhundert	664
---	-----

Barbara Nemitz Männliche Widerspruchseliminierung und die Frauen von Harrisburg	672
--	-----

*** G. Pickerodt: Aufklärung und Sinnlichkeit bei Georg Forster	679
--	-----

M. Jäger: Integrationskrise der SPD	688
-------------------------------------	-----

Labour, Sozialdemokratie, Sozialismus. Interview mit Stuart Hall	697
--	-----

<u>Friedensbibliographie (3): Militärpolitik (Brzoska/Hönck/Lock)</u>	705
---	-----

<u>Kongreßberichte: BdWi, VDS-Psychologen, Wissenschaftsladen, Volksuni, Politik der Frauen, Opfer/Täter; Ankündigungen</u>	716
---	-----

<u>Besprechungen: Sprachwissenschaft; Kleist; Medienprodukte; Frau und Arbeit; Weimarer Republik; Gramsci; USA; Projekt Automation und Qualifikation über Humanisierung der Arbeit</u>	726
--	-----

Interventionen: Die Lehrjahre sind vorbei; Patriarchat	713
--	-----

Über die Autoren; Summaries; Zeitschriftenschau	774
---	-----

# DAS ARGUMENT

## Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

Herausgeber: Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

### Ständige Mitarbeiter:

Wolfgang Abendroth (Frankfurt/M.), Heinz-Harald Abholz (Berlin/West), Detlev Albers (Bremen), Günther Anders (Wien), Frank Deppe (Marburg), Hans-Ulrich Deppe (Frankfurt/M.), Bruno Frei (Wien), Klaus Fritzsche (Gießen), Werner Goldschmidt (Hamburg), Helmut Gollwitzer (Berlin/West), Heiko Haumann (Freiburg), Klaus Holzkamp (Berlin/West), Urs Jaeggi (Berlin/West), Baber Johansen (Berlin/West), Arno Klönne (Paderborn), Thomas Metscher (Bremen), Reinhard Opitz (Köln), Wolfgang Pfaffenberger (Oldenburg), Helmut Ridder (Gießen), Dorothee Sölle (Hamburg), Karl Hermann Tjaden (Kassel), Erich Wulff (Hannover)

### Redaktion:

Dr. Dieter Borgers, Wieland Elfferding, Dr. Karl-Heinz Götze, Sibylle Haberditzl, Dr. Frigga Haug, Prof. Dr. W.F. Haug, Rolf Nemitz, Nora Räthzel, Dr. Werner van Treeck

### Autonome Frauenredaktion:

Sünne Andresen, Anke Bünz-Elfferding, Dagmar Burgdorf, Claudia Gdaniec, Dr. Frigga Haug, Kornelia Hauser, Birgit Jansen, Ursula Lang, Edith Laudowicz, Christa Leibing, Hannelore May, Christa Müller, Dr. Barbara Nemitz, Erika Niehoff, Gisela Nietsch, Sigrid Pöhl, Renate Prinz, Dr. Brita Rang, Nora Räthzel, Petra Sauerwald, Erika Stöppler, Christine Thomas, Dr. Silke Wenk

Redaktionssekretariat: Thomas Laugstien; Herstellung: Werner Jung

### Redaktion, Verlag und Anzeigentauch:

Altensteinstraße 48a, 1000 Berlin 33, Tel. 030/8314079

### Anzeigenverwaltung (ohne Tausch):

Andreas Runze u. Michael Gatz, Leonhardtstr. 8-9, 1000 Berlin 19, Tel. 030/3237461

### Auslieferung:

Argument-Vertrieb, Tegeler Str. 6, 1000 Berlin 65, Tel. 030/4619061

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1982 in 6 Hefen (alle 2 Monate) mit einem Jahresumfang von 924 Text-Seiten. Kündigung eines Abonnements ist unter Einhaltung einer dreimonatigen Frist nur zum Jahresende möglich. — Preise: Einzelheft 12,— DM; für Schüler und Studenten 9,— DM; Jahresabonnement inkl. Versandkosten 63,80 DM; für Schüler und Studenten 50,— DM. — Die Redaktion bittet die Leser um Mitarbeit am Argument, kann aber für unverlangt eingesandte Beiträge keine Haftung übernehmen. Eingesandte Manuskripte müssen in doppelter Ausführung in Maschinschrift einseitig beschrieben und mit einem Rand versehen sein. Aufsätze sollen nicht mehr als 20 Manuskriptseiten, Rezensionen nicht mehr als 2 Manuskriptseiten umfassen. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. — Für unverlangt eingesandte Besprechungsbücher kann keine Haftung übernommen werden. — Copyright © Argument-Verlag GmbH, Berlin 1982. Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten. — Konten: Deutsche Bank Berlin AG 721/7722, BLZ 10070000; Bank für Gemeinwirtschaft 1114401300, BLZ 10010111; Postscheckkonto Berlin West 5745-108, BLZ 10010010. — Satz: Barbara Steinhärdt, Berlin; Druck: Fuldaer Verlagsanstalt, Fulda.

— Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 2 —

I. — 7. Tausend September 1982.

**Beilagenhinweis:** Dieses Heft enthält in Teillauflage eine Bestellkarte des Argument-Verlags.

## Editorial

### Wozu brauchen wir Frauen *Das Argument*?

#### 1. Damit wir nicht Opfer einer Kampagne werden

Oftmals wurden wir gefragt, warum wir nicht eine eigene sozialistische Theoriezeitschrift für Frauen machen. Nichts gegen *Das Argument*, aber es ist eine männliche, marxistische Zeitschrift. Wozu brauchen denn Frauen *Das Argument*? Wir wollen uns einmischen, wollen diskutieren, bezweifeln, konstruieren, war unsere Antwort, und wir sahen die schwierige Seite daran und trösteten uns, daß wir schließlich auch Erleichterungen hätten durch die vorhandenen Produktivkräfte.

Aber wir wußten nicht, daß wir *Das Argument* zum Überleben brauchen, wenn wir überhaupt die Frauenfrage in den Marxismus einschreiben wollen, daß man uns mundtot macht, unhörbar und unlesbar, wenn wir nicht selber eine eigene marxistische Zeitschrift haben.

Ein Lehrstück über marxistische Diskussionskultur in unserem Land ist die Opfer-Täter-Debatte (vgl. dazu die *Argument-Studienhefte* 46 und 56). Letzte Hoffnungen wurden jetzt durch die Roten Blätter und Konkret zu Grabe getragen. Mit Hinweis darauf, daß »Diskussionsfreudigkeit schon immer ein Kennzeichen gerade der Roten Blätter gewesen« sei, lehnen sie einen schon akzeptierten Beitrag von Frigga Haug ab, den sie zuvor nicht nur wochenlang schmoren ließen, sondern auch mit der Auflage, um mehr als die Hälfte zu kürzen, schon mit Mehrarbeit belastet hatten. Dabei hatten sie vorher Leserbriefe mit der massenfeindlichen Begründung abgelehnt, Frigga Haug erhalte ja schon Platz zur Antwort. Zufrieden schicken sie jetzt den Ablehnungsbrief an F. Haug auch an die Schreiber(innen) der Leserbriefe herum, um ein weiteres Mal das Ende der »Diskussion« zu begründen. Der Triumph, über die Medien nach Gutdünken zu verfügen, wird höhnisch ausgedehnt. Diskussion sei ja gegeben, wenn die gleichen Kritiker aus den Roten Blättern — und sogar noch ausführlicher — in den Marxistischen Blättern schrieben. Unnötig zu versuchen, in den Marxistischen Blättern zu antworten, nachdem schon das Jahrbuch des IMSF eine Replik ablehnte, die DVZ eine »Diskussion für nicht sinnvoll« hielt und Konkret zur Zeit »anderes diskutiert«. Da werden sozialistische Feministinnen als »Gefolgschaft, Jüngerinnen, Nachbeterinnen« entmündigt, als unsozialistisch, als subjektivistisch. Jeder Versuch, eine sozialistische Frauenpolitik zu entwickeln, die den ausgetretenen und für die Frauen sehr erfolglosen Pfad auch nur um einen Millimeter verläßt, wird als »unsozialistisch« sanktioniert, und keine Möglichkeit wird offengelassen, sich dagegen zu wehren, außer dem Rechtsweg.

Ihr braucht eine eigene marxistische Zeitschrift, lehren uns diese Organe, denn wir werden Euch diffamieren, beschimpfen, zumindest so kritisieren, daß Ihr Euch selbst nicht wieder erkennt, und Eure Argumente werden wir verschweigen. Also brauchen wir Frauen *Das Argument*.

## 2. Um die Gespaltenheit unserer Biographien zu überwinden

An verschiedenen Orten haben wir die autonome Frauenredaktion im Argument vorgestellt. Immer wieder wurden wir, insbesondere von Feministinnen, gefragt: Was ist euer Interesse an der Verbindung von Marxismus und Feminismus? Klammert Ihr nicht erneut eure Probleme als Frauen aus, indem ihr euch einem politischen Programm unterstellt? Anknüpfend an unseren Beitrag in unserem Frauenheft »Frauen und Theorie« (Argument 132) möchten wir erklären, was uns »bewegt«. Das Projekt Frauenredaktion als Projekt der Verbindung von Marxismus und Feminismus auf dem Feld der Theoriebildung ist für uns nicht nur »politisches Programm«, sondern zugleich der Versuch, Trennungen, die unser Leben durchzogen haben und immer noch durchziehen, zu überwinden. So ist es auch bei Frauen, die anderswo vergleichbare Erfahrungen machten, angekommen: »Ich muß sagen, daß ich Euer Vorhaben sehr, sehr begrüße. ... Mit der Arbeit im AKE (Arbeitskreis Emanzipation der Jungsozialisten), die sich zunächst an den gängigen sozialistischen Positionen zur Frauenfrage orientiert, wurde mir zunehmend die eigene Diskriminierung bewußt, ... die Bedeutung der Frauenfrage überhaupt erst klar. Ich habe mich dann mit der Rolle der Frauen in der Vorzeit beschäftigt (Bornemans Patriarchat), was mir die ersten Zweifel an der These vom Nebenwiderspruch einbrachte. Seither bemühe ich mich immer wieder, einen neuen theoretischen Ansatz und zwar den von der Maßgeblichkeit der Arbeitsteilung unter den Geschlechtern für die jeweilige Rolle in der Gesellschaft in die Diskussion einzubringen.« Viele von uns können ähnliches berichten. Wir lernten unterschiedliches an verschiedenen Orten, in wissenschaftlichen Projekten, in politischen Organisationen und in Frauengruppen beim Bearbeiten unserer persönlichen Probleme. Die Trennungen, die wir in Frauengruppen bekämpften, machten wir zum Teil mit: »Erste sozialistische Kulturpolitikerfahrungen machte ich im Eislerchor. Politisch, so sagten wir immer, stehen wir auf den Lehren von Marx, Engels, Lenin; künstlerisch-ästhetisch waren Brecht und Eisler unsere Orientierungspunkte ... Politische und kulturelle Praxis im Eislerchor, wissenschaftliche Tätigkeit mit der Dissertation, Diskutieren persönlicher Erfahrungen im Sozialistischen Frauenbund. Das ... lief alles nebeneinander her.« (So eine von uns) »Die Frauenbewegung als wichtige politische Kraft war mir lange schon bewußt, zum Ort meiner eigenen Entwicklung habe ich sie erst vor ca. 1 1/2 Jahren gemacht. Gleichzeitig machte ich weiter in Forschungsprojekten Theorieentwicklungen engagiert mit, in denen ich selbst — meine Geschlechtsgenossinnen — nicht vorkamen. Lernen in der Theorie, in der Wissenschaft war das eine, das Klären persönlicher Probleme, das Agieren gegen Chauvis das andere. Ich habe es als Befreiung erlebt, als plötzlich die Trennmauern von uns gemeinsam eingerissen werden konnten, auch im Theoriemachen.« (So eine andere von uns)

Unsere gespaltenen Biographien zeigen nicht nur die Trennungen und Abgrenzungen der politischen und sozialen Bewegungen, sie sind zugleich ein Problem der Frauenbewegungen und der Kultur darin. Wir schlagen vor, unsere »gespaltene Biographie« als tätige Antwort auf ein Problem hin zu lesen,

als subjektives Nachvollziehen objektiv vorgegebener Trennungen und nicht als passives Erleiden derselben.

Die Frauenbewegung ging gegen die Trennungen und Zerrissenheit an unter dem Motto »Das Persönliche ist politisch«. Jede von uns weiß, wie perspektivreich und beflügelnd dieses Programm ist, so sehr, daß andere soziale Bewegungen sich auch für sich darauf berufen möchten (z.B. die Ökologie- und Gesundheitsbewegung). Gleichzeitig ist es eines der schwierigsten Programme, weil damit unsere eigene Arbeits- und Lebensweise zur Diskussion und somit auch zur Veränderung (an)steht.

### 3. Um den Feminismus in den Marxismus einzuschreiben

Wir könnten also sagen, jetzt wird's erst richtig schlimm (und wir sollten das auch tun, gegen sich einfühlende Verharmloser und männliche Feministen): denn wenn wir unsere Perspektive, die Entwicklung eines Marxismus-Feminismus verfolgen, können wir nicht mehr wie früher uns auf getrenntem Wege erst den vorhandenen Theoriestand aneignen, um irgendwann später mal an seine Veränderung aus feministischer Sicht zu denken. Wir sind aufgerufen, alles gleichzeitig zu tun. Uns wird jetzt erst deutlich, wie entlastend und bequem die alten Trennungen auch waren!

Auf der Marburger Konferenz »Politik der Frauen« (Juni 82, vgl. Kongreßbericht in diesem Heft) ging es auch um den Erkenntniswert des Marxismus und den Stellenwert von Theorie für den Feminismus. Die anschließende Diskussion in der *taz* zeigt unserer Ansicht nach, wie schwierig der Ausbau der Frauenbewegung als kultureller Ort auch zu einem Ort der Theorieproduktion ist (gemeint ist Theorieproduktion aus der Bewegung heraus und nicht nur von Einzelwissenschaftlerinnen). Die Unsicherheiten hierbei drohen in Verzicht umzukippen: Verzicht auf die eroberte Kultur der »sisterhood« und die darin entwickelten neuen Fragen zugunsten einer Aneignung des Marxismus »an sich« bzw. umgekehrt Verzicht auf eine wissenschaftliche Bearbeitung unserer Fragen angesichts eines frauenfeindlichen Theorieterrains.

Wie könnte die Spannung ausgehalten werden? Eine Lösung ist es, die *Frauenbewegung als Lernbewegung* zu leben und zu nutzen: lehrende Lernende und lernende Lehrende in der eigenen Person zu vereinen und so die Aneignung einer Theorie unter der eigenen Fragestellung zu betreiben. Wir in der Frauenredaktion versuchen, hierfür Voraussetzungen zu schaffen: indem wir solche Forschungsfragen, die uns bei der Theorieaneignung zugleich weiterbringen, zur Diskussion stellen; indem wir in Projekten und nicht als Einzelwissenschaftlerinnen arbeiten; indem wir nicht bloß Texte produzieren, sondern Gruppen zur Diskussion derselben initiieren (Frauengrundstudium, Redaktionsgruppen, Rezensionsarbeitskreise); indem wir unsere Erfahrungen beim Theoriemachen studieren (Schreiberfahrungen, Politikerfahrungen, Lern- und Lehrerfahrungen); Theorie und Erfahrung zusammenbringen, heißt für uns auch, die Erfahrungen beim Theoriemachen nutzen.

Wir wollen vor allem die Diskussion um den Zusammenhang von patriarchalischen und kapitalistischen Strukturen vorantreiben. Wir meinen, daß Frauenpolitik darauf angewiesen ist. In diesem Heft gibt es verschiedene Zu-

gänge zu dieser Fragestellung. Auf einer allgemeinen theoretischen Ebene steckt in allen Aufsätzen der Versuch, dem »Determinismus« wie auch dem »Subjektivismus« zu entkommen. Genügt es, die Frauen als durch ihre Klassenlage bestimmt zu begreifen? Verfallen wir gleich dem Subjektivismus, wenn wir das Verhalten von Frauen untersuchen? Wie können die gesellschaftlichen Strukturen begriffen werden, ohne die darin Handelnden entweder als vollständig determiniert oder als völlig autonom zu verstehen? Wir geben diese Fragen an die Leserinnen und Leser weiter.

#### 4. Um Neues im Alten zu entwickeln

Die einzelnen Projekte der Frauenredaktion wurden von uns zum Teil aus schon bestehenden Politik- und Wissenschaftszusammenhängen (Uniseminare, Sozialistischer Frauenbund, Volksuni) »bewegungsbezogen« gebildet, zum Teil nach Disziplinen. Sie arbeiten autonom. Gemeinsam ist das Hineinarbeiten der Frauenfrage in die marxistische Theorie und die Einzelwissenschaften und auch die Organisierung kontroverser Diskussionen. Daß es keine Projekte z.B. zu Geschichte oder Recht bei uns gibt, liegt an unseren begrenzten Kräften. Wir rufen unsere Leserinnen auf, weitere Projekte zu initiieren, mit uns zu diskutieren und sich auch in die vorhandenen Projekte einzuschalten — mit Fragen, Kritik, Beiträgen. An unseren gemeinsamen monatlichen Redaktions-sitzungen nehmen in der Regel ca. 30 Frauen (aus Berlin, Marburg, Bremen und Hamburg) teil. Gemeinsam entwerfen wir die Heftschwerpunkte, Rezensionsteile und diskutieren allgemeine Fragen wie z.B. Marxismus/Feminismus und Probleme aus den einzelnen Projekten. Wie planen wir ein Heft? Wie gehen wir mit dem Problem um, daß nicht alle Frauen in jedem Gebiet gleichermaßen kompetent sind und dennoch mitentscheiden müssen? Für das vorliegende Heft lagen uns insgesamt 9 Aufsätze vor, 4-5 mußten wir auswählen. Wir entwickelten gemeinsam Kriterien für einen aufzunehmenden Text: er soll neue Impulse für die Diskussion geben; kontrovers zu anderen Texten und nicht »noch ein« Beitrag »zum Thema« sein; er soll nicht bloß den alten Stand marxistischer Diskussionen bestätigen. Mit diesen Kriterien konnten wir die Texte auch strategisch prüfen — bezüglich der von uns gewünschten Diskussionen. Wir stellten unterschiedliche Möglichkeiten zusammen und stimmten schließlich die vorliegende ab.

Unsere Arbeit in den Projekten schreitet voran. Pünktlich zum WS erscheint SH 57 *Frauengrundstudium* 2. Aus Erfahrung lernen: 1. Aus Erfahrungen mit dem Frauengrundstudium machen wir neue Vorschläge. 2. Mit unseren Alltagserfahrungen verknüpfen wir die Wissenschaft. 1982 haben wir das halbe Beiheft mit Rezensionen zu Frauenfragen beschiedt. 1983 planen wir ein ganzes Frauen-Beiheft. Unsere Planung für 1983 sieht folgendermaßen aus: Als Heftschwerpunkte haben wir die Themen »Frauenkultur« (*Das Argument* 138) und »Familie und Arbeiterbewegung« (*Das Argument* 141) vorgesehen. Von den Rezensionsschwerpunkten werden wir *Medizin und Gesundheit* in Heft 136, *Ökonomie* in 137, *Pädagogik* in 138, *Geschichte* in 139, *Philosophie* in 140 und *Sprach- und Literaturwissenschaft* in *Das Argument* 141 von unserem Standpunkt aus zusammenstellen. Autonome Frauenredaktion.

### Verlagsmitteilungen: Neuerscheinungen

*Arbeiteralltag in Stadt und Land.* Neue Wege der Geschichtsschreibung. Heiko Haumann (Hrsg.), Argument-Sonderband 94

Martin Scharfe schreibt über die »Odysse der Armut« des württembergischen Bauerngesindes: den Hunden gleichgestellt. Rainer Wirtz: Die Ordnung der Fabrik ist nicht die Fabrikordnung. Axel Kuhn stöbert in den Lebenserinnerungen von Arbeitern: Er entdeckt bei aufgestiegenen Arbeiterfunktionären eine »proletarische Frauenfeindlichkeit«, die er mit Zitaten aus ihren Biographien belegt. Heiko Haumann untersucht, wie sich Stadt und Land auf das Denken und Verhalten von Arbeitern ausgewirkt hat. Stephan Bajohr: »Vater war immer ein lieber Kumpel«, Braunschweiger Familien 1900-1933. Detlev Peukert: Arbeiteralltag — Mode oder Methode?

*Arbeiterkultur und Industrialisierung.* Argument-Sonderband 88. Gulliver, Deutsch-Englische Jahrbücher, Band 12

Auch dieser Band macht Schluß mit dem historischen »Blick von oben«, macht ernst mit der Rekonstruktion der Geschichte von der Lebenswelt der Menschen her. *Gulliver* richtet sein Augenmerk »von unten« auf die Arbeiterkultur der anglikanischen Länder. Die Industrialisierung mit ihrer regelmäßigen maschinellen Produktion und den schnelleren Transport- und Kommunikationsmöglichkeiten bedeutete für den Arbeiter einen ungeheuren Prozeß des Umdenkens.

*Westeuropäische Gewerkschaften.* Krisenbewältigung im Vergleich. Detlev Albers (Hrsg.), Argument-Sonderband 85.

Die Westeuropäischen Gewerkschaften beginnen einen Austausch ihrer Erfahrungen. Der Band enthält Beiträge zu den französischen, italienischen und japanischen Gewerkschaften; Arbeitsemigration und gewerkschaftliche Organisation; Humanisierung der Arbeit im Urteil der französischen und bundesdeutschen Gewerkschaften; betriebliche und überbetriebliche Kontrollforderungen; Wirtschaftsdemokratie, Investitionskontrolle und Gewerkschaftsveränderung in Italien.

*Literatur des 20. Jahrhunderts/Entwürfe von Frauen.* Irmela von der Lühe (Hrsg.), Argument-Sonderband 92

Der Band zeigt Schreibweisen und Themen schreibender Frauen, in denen weibliche Identität konstituiert wird (u.a. Ingeborg Bachmann, Christa Wolf). Analysiert werden die Frauenentwürfe schreibender Männer.

*Forum Kritische Psychologie 10,* Argument-Sonderband 82

Der Band enthält unter anderem, was Piaget über Wygotski dachte (bisher unveröffentlichtes Manuskript); Brocke und Holling streiten über die Haltbarkeit Holzkampscher Theorie; aus der DDR kommt eine Einschätzung der Kritischen Psychologie. Für Leontjew-Studierende eine nahezu vollständige Bibliographie seiner Schriften.

Wulf D. Hund: *Materialien zur Staatstheorie.* Von Machiavelli bis Robespierre. Einführung in die politische Soziologie 3/1. Argument Studienheft 52

Ulrich Schreiber: *Die politische Theorie Antonio Gramscis.* Argument-Studienheft 55

Christa Wolf

**Wir sind die ersten nicht\***

An den Bruchstellen zwischen den Zeiten wird gebrochen: der Mut, das Rückgrat, die Hoffnung, die Unmittelbarkeit: Vieles, was zum Sprechenkönnen nötig ist. In die Hohlräume springt die Angst. Vorläufer in der Dichtung sind fast immer auch Vorempfänger einer Angst, die später über viele kommt.

*Tanze, Rosetta, tanze, daß die Zeit mit dem Takt deiner niedlichen Füße geht.*

*Meine Füße gingen lieber aus der Zeit.*

Ein Rhythmus, der in den Schlag, in die Träume hinein klopft. Der einen festnageln kann, besessen machen. Meine Füße gingen lieber aus der Zeit.

Tanze, Rosetta.

Rosetta tanzt. Singt: Ach lieber Gram. Geht davon, da Leonce nun einmal nicht sie, nur die Leiche ihrer Liebe lieben kann. — Tränen, Rosetta? — Wohl Diamanten, sie schneiden mir in die Augen. — Leonce, allein: *Ein sonderbares Ding um die Liebe.* — *Ich*, verkündet derweil sein Bruder Danton auf der Nebenbühne, *ich werde mich in die Zitadelle der Vernunft zurückziehen. Ich werde mit der Kanone der Wahrheit hervorbrechen und meine Feinde zermalmen.*

Wo bleiben Rosetta, Marie, Marion, Lena, Julie, Lucile? Außerhalb der Zitadelle, selbstverständlich. Ungeschützt im Vorfeld. Kein Denk-Gebäude nimmt sie auf. Man macht sie glauben: anders als auf diese Art — verschanzt! — könne kein Mensch vernünftig denken; dazu geht die Ausbildung, aber auch die rechte Lust ihnen ab. Von unten, von außen blicken sie auf die angestrenzte Geistestätigkeit des Mannes, die, je länger, je mehr darauf gerichtet ist, seine Festung durch Messungen, Berechnungen, ausgeklügelte Zahlen- und Plansysteme abzusichern. Die sich in der eisigsten Abstraktion wohlfühlt und deren letzte Wahrheit die Formel wird. Wie könnte Rosetta argwöhnen, daß es Berührungsangst ist, wenn er sich der Fülle der Wirklichkeit entzieht; daß seine Gebrechlichkeit und die Furcht, ihrer gewahr zu werden, ihn in seine wahnwitzigen Systeme hineintreibt. Daß er, seiner Ganzheit durch erbarmungslose Arbeitsteilung beraubt, ein Verwundeter, Zerrissener sich in die halbsbrecherischsten Geschwindigkeiten hineinhetzt, um nur jene »Höllenfahrt der Selbsterkenntnis« nicht antreten zu müssen, ohne die es doch, nach Kant, keine Vernunft gibt. Und daß, wer sich selbst nicht kennt, kein Weib erkennen kann.

So trennen sich ihre Wege. Rosetta schweigt. Liebt. Leidet. Wird, als Marie, umgebracht. Folgt, als Julie, dem Manne in den Tod. Treibt in den Wahnsinn als Lucile. Opfert sich. Klagt, da heißt sie Lena: Bin ich denn wie die arme, hilflose Quelle, die jedes Bild, das sich über sie bückt, in ihrem stillen Grund abspiegeln muß — Die eine, Marion das Freudenmädchen, hat der eigenen Natur gehorcht: So weit treibt Büchner seinen Realismus.

Man hat ihn nicht lesen können. Hat nicht wissen wollen, daß der Fort-

\* Auszug aus der Büchner-Preis-Rede 1980 von Christa Wolf, in: Christa Wolf, Lesen und Schreiben, 1980, Sammlung Luchterhand, Band 295. Mit freundlicher Genehmigung des Verlages.



schritt, den man gerade in größerem Stil anwarf, das Zeug zum neuen Mythos in sich hatte. Daß er einem Lust, nicht aber Liebe machen könnte. Und daß seine stärkste Schubkraft die Angst vor der eignen inneren Leere würde.

Büchner hat so früh, und ich glaube, mit Grauen gesehen, daß die Lust, die das neue Zeitalter an sich selber fand, an ihrer Wurzel mit Zerstörungslust verquickt war. Doch die voll ausgebildete Fratze jenes Paradoxons, das Schöpfung an Vernichtung koppelt, hat er nicht erblickt, ein Wort wie »Megatote« nicht gekannt. Die Liebe zum Tod hat er seinen Figuren eingegeben; daß man aber eine perfekte, wenn auch mörderische technische Lösung »süß« nennen; daß man auf Raketenrümpfe Frauennamen schreiben würde — das wäre auch ihm nicht in den Sinn gekommen. Was sein Leonce, dem sein Spiegelkabinett zu enge wird, alles anstellen würde, bloß um nicht ohne Spiegel zu sein, hat Büchner nicht ahnen können. Denn eine Todesangst befällt sie — Leonce und seine mächtigeren, betriebsameren Nachfahren —, sobald kein Spiegel — die Augen, der Körper einer Frau, ein Theater, ein Konzern, eine machtvolle Organisation, ein Staatswesen, der Erdball, der Kosmos! — ihnen ihr übergroßes Abbild zurückwirft.

*O wer sich einmal auf den Kopf sehn könnte?* Wenn einer, muß Büchner das Verlangen gekannt haben, das Unmögliche zu leisten: den blinden Fleck dieser Kultur sichtbar werden zu lassen. Er umkreist ihn mit seinen Figuren, die er bis an die Grenzen des Sagbaren treibt. Einmal versucht er es mit dem Schrei: als Lucile über den Tod Camilles den Verstand verliert. Aber »das hilft nichts, es ist noch alles wie sonst«. Eine Dramaturgie des Schreis ist ein Unding für das Theater der mehr oder weniger lösbaren Widersprüche. Was dem Dasein entsprechen würde, ist nicht auf die Bühne zu bringen: auch darauf mußte Büchner stoßen. So schafft er in seiner Dramaturgie des Als-ob — die er locker mit der alten Dramenstruktur verknüpft, daß die Leute sich gerade noch einbilden können, sie verstünden, was sie sehn — den Raum für jene Sätze, die tonlos, einen Atemzug vor dem Schrei zu sprechen sind: Meine Füße gingen lieber aus der Zeit.

Rosetta, das ist nun mal ihr Los, haust, sich selbst und Leonce unsichtbar, sprachlich, entwirklicht, gerade in jenem verleugneten, schalltoten, wegmanipulierten Raum, den die Welt, der doch auch sie angehört, beim besten Willen nicht wahrnehmen kann. Sie wird definierbar durch das, was sie nicht ist.

Sie läßt sich um ihre Geschichte bringen. Läßt sich die Seele absprechen. Den Verstand. Das Menschsein. Die Verantwortung für sich selbst. Läßt sich verheiraten. Dient dem Mann. Schenkt ihm Erben. Muß ihm glauben, daß die Lust, die er genießt, ihr leider ein für allemal versagt ist. Sie verbirgt ihr Unglück. Tanzt. Hört seinen Vorwurf: Ich möchte schlafen, aber du mußt tanzen.

Rosetta läßt sich ihr Recht nehmen. Den Mund verbieten. Die Trauer. Die Freude. Die Liebe. Die Arbeit. Die Kunst. Sie läßt sich vergewaltigen. Prostituierten. Einsperren. Verrückt machen. Läßt sich, als Rose, schinden, ausbeuten: »doppelt«, heißt es. Läßt sich zwingen, Kinder zu gebären. Läßt sich zwingen, Kinder abzutreiben. Läßt sich ihr Geschlecht weganalisieren. Verfängt sich in den Netzen der Ohnmacht. Wird die Nervensäge. Das Luder. Der

Vamp. Das Heimchen. Geht, als Nora, aus dem Puppenheim. Endlich, da heißt sie Rosa, beginnt sie zu kämpfen. Da wird sie totgeschlagen, in den Kanal geschmissen. Verfolgt, ist sie gleichberechtigt mit dem unterdrückten und verfolgten Mann.

Tanze, Rosetta. Sie tanzt: Jetzt heißt sie Marlene. — Lachen soll ich? Schön, dann lach ich./Tanzen soll ich? Gut, das mach ich./Soll ich euch den Kopf verdrehn? Bitteschön! Gern geschehn.

Ein sonderbares Ding um die Liebe. Rosetta unter ihren vielen Namen läßt sich eher zugrunde richten, als daß sie sich zugeben könnte, was ihr geschieht: Daß, wenn der denkende Leonce »Subjekt« sagt, niemals sie, die wirkliche Frau, gemeint ist. Daß sie ihm unter die Objekte geraten ist. Daß er also ...

Hier hält sie ein. Reißt sich nicht um die letzte Einsicht. Verleugnet sich lieber. Unterdrückt ihr Talent. Unterstützt, unter vielen Namen, deren einige Ihnen geläufig sein werden, das Genie des denkenden, dichtenden, malenden Mannes. — Du liebst mich, Leonce? — Ei, warum nicht? — Da kann sie sonderbar werden, auch hart, eifersüchtig, bitter. Schreit auf, schreit ihn an. Wird hysterisch. Fängt zu trinken an. Dreht den Gashahn auf.

Nach den Kriegen, als sie sich in seiner Produktions- und Vernichtungsmaschinerie bewährt, als sie den Mann ersetzt hat, erfährt sie als äußerstes Zugeständnis: Sie sei wie er. Dies wird sie ihm nun beweisen. Sie arbeitete wie ein Mann, das ist der Fortschritt. Und es *ist* ein Fortschritt. Steht Tag und Nacht neben ihm an der Maschine. Sitzt neben ihm im Hörsaal, an Beratungs- und Vorstandstischen (dort natürlich in der Minderzahl). Schreibt, malt, dichtet wie er — *fast* wie er: Da gibt es die ersten feinen Risse, die man ihrer Überempfindlichkeit zugute schreibt; oder auch nicht. Einigermaßen hält sie sich an die Denk- und Sehraster, die er ausgebildet hat. An die Formen, in die er sein Weltgefühl, auch seinen Weltschmerz faßt. So tritt sie aus dem blinden Fleck. Wird entdeckt. Druckwürdig. Kritikwürdig. Ein »Talent«. Ein Name. Unter Umständen preiswürdig.

Wird man ihr ihre zwiespältigen Gefühle glauben? Hat sie selbst doch lange gebraucht, sich zu begreifen. Warum ihr immer noch so fremd zumute ist; warum die Empfindung nicht nachläßt, daß in Lob und Tadel nicht sie gemeint ist, sondern immer noch die andre, das falsche Bild von ihr, die Neben-Frau. Und daß von ihr noch kaum die Rede war.

Paradoxerweise — ja: mit ihrem Eintritt in die Zitadelle unterliegt sie auch deren Gesetzen! — paradoxerweise hat sie der Verkennung selber Vorschub leisten müssen. Um frei zu werden, ist sie neue Verstrickungen eingegangen. Um zu sich selbst zu kommen, wurden ihr neue Arten der Selbstverleugnung abverlangt. Sie ist besten Willens gewesen. Hat ihre Hoffnung gesetzt in das wissenschaftliche Zeitalter. Hat seiner Rationalität vertraut und sieht sich dem Irrationalismus ausgeliefert, in den es sich geflüchtet hat und den es durch Gutachten der Wissenschaften unangreifbar macht. Nie, gesteht sie sich nun, niemals ist die Zeit nach dem Takt ihrer Füße gegangen. Doch auf eine merkwürdig insistierende, manchmal schon unheimliche Weise ist sie jetzt bereit, ernst mit sich zu machen. Da stößt sie auf Widerstand.

Inge Morisse, Petra Sauerwald, Heike Wilke, Marianne Zank-Weber

## Unsicherheit in der Politik — Gewerkschafterinnentagebuch

Wir sind neun Frauen im Alter zwischen 27 und 47 Jahren, Christa, Frigga, Hannelore, Heidi, Heike, Inge, Marianne, Petra und Rosi, die in unterschiedlichen Bereichen arbeiten: als Sekretärin in einer Pralinenfabrik; Hochschullehrerin; arbeitslose Volkswirtin; Packerin in einer Pralinenfabrik; Bibliothekarin; Industriekauffrau in einer Firma, die Arbeitsschutzartikel herstellt; gelernte Kinderkrankenschwester, die als Erzieherin bei der Spastiker-Hilfe arbeitet; Bandführerin in einer Keksfabrik (z.Zt. arbeitslos); Bandarbeiterin in einer Keksfabrik. Wir sind alle in Gewerkschaften (ÖTV — Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr; NGG — Nahrung, Genuß, Gaststätten; IG Chemie; HBV — Handel, Banken und Versicherungen) und teilweise in Betriebsräten aktiv, einige von uns haben Familie.

Wir haben häufig Probleme und Konflikte in der Betriebsrats- und Gewerkschaftsarbeit und erfahren, daß Forderungen von Frauen nur opportunistisch an andere Forderungen angehängt werden. Wehren wir uns dagegen, entstehen Konflikte mit den männlichen Kollegen, was uns oft daran hindert, unsere Interessen am Arbeitsplatz durchzusetzen.

Daß wir nur Frauen sind in unserem Arbeitskreis Gewerkschafterinnentagebuch liegt daran, daß wir keine Kollegen für diese Arbeit gewinnen konnten. Ihnen war wichtiger, die Fragen nach Handlungsmöglichkeiten in Betriebsräten und Gewerkschaften z.B. gegen Unternehmensberater zu diskutieren. Leider werfen sie uns vor, einen spaltenden Keil in den ohnehin kleinen Kreis fortschrittlicher Kolleginnen und Kollegen zu treiben und Kräfte abzuziehen. In ihren Augen ziehen wir uns zum »Kaffeeklatsch« zurück und stehen nicht mehr genug für die wichtigen Kämpfe zur Verfügung.

Wir sehen im Aufschreiben von Geschichten und ihrer Überarbeitung in der Diskussion mit anderen Frauen eine Möglichkeit, Schwierigkeiten in den Griff zu bekommen. Uns interessiert, wo und wie die patriarchalischen Strukturen die Klassenkämpfe behindern und überlagern, wo geschlechtsspezifische Borniertheiten den Veränderungsbemühungen entgegenstehen und dadurch Kämpfe im Ansatz erstickt werden. Wir wollen unsere jeweiligen »Leidensgeschichten« nicht aufeinanderhäufen, denn das nutzt keiner, führt eher zu Resignation, der wir ja entgegenarbeiten wollen. Wir versuchen, unsere Erfahrungen so mitzuteilen und aufzuschreiben, daß an ihnen für alle etwas erkennbar wird, d.h. sie zu theoretisieren als Nutzen für uns selbst und dadurch nützlich für andere.

Darin sehen wir auch eine Chance, nicht mehr nur als Objekte in den Forschungsberichten und Analysen der Wissenschaft(ler) vorzukommen. Vielmehr wollen wir unsere eigene Theorie zusammen mit unseren Erfahrungen im Betrieb erarbeiten. Diese Konflikte erleben wir meist relativ bewußtlos, d.h. wir ärgern uns allenfalls darüber und legen das Erlebte schließlich zu den Akten. Beim Aufschreiben, also bei dem Versuch, uns selbst noch einmal über die Situation, die Konflikte klarzuwerden, sortieren, gewichten und ergänzen wir

und werden uns so erst wirklich bewußt, was abließ. — Die eigentliche Schwierigkeit beginnt aber erst nach dem Aufschreiben, das uns oft schon Anstrengung genug ist. Wir müssen jetzt vor und mit den anderen Frauen unsere Handlungen und Gefühle begründen, sind gezwungen, eine andere als nur die eigene Sichtweise einzunehmen. Aus den Fragen der anderen Frauen und der Diskussion ergeben sich weitere Bearbeitungsschritte. Sie helfen uns, aus den Geschichten allgemeine Erkenntnisse für uns alle zu ziehen, unsere politischen Erfahrungen zu bereichern und politisch handlungsfähiger zu werden.

In der gemeinsamen Diskussion unserer Geschichten stoßen wir immer wieder darauf, daß wir zunächst die eigene Person häufig über- oder unterschätzen. Wir kommen vor wie die, die schon immer gekämpft haben, die anderen jedoch als solche, die sich »charakterlos« gegen uns verschwören und uns ohne ein bestimmtes Interesse verfolgen; oder wir kommen gar nicht vor, nicht handelnd und alle anderen als aktive Kämpfer. Einer unserer Bearbeitungsschritte, die wir nach und nach als verallgemeinerbare Herangehensweise entwickelt haben\*, ist, herauszubekommen, welche *Interessen* die anderen in den Geschichten erwähnten Personen haben. Es rächt sich, wenn wir die Motive der anderen nicht wirklich in Rechnung stellen. Wir stehen oft wie erschlagen vor Reaktionen oder Handlungen von Kollegen, mit denen wir nicht gerechnet haben. Ergebnis unserer Diskussion einer Geschichte war, daß sich die betroffene Kollegin Klarheit verschaffen konnte über die Handlungsmotive der Facharbeiter (Schlosser) im Betriebsrat, die keinen Grund sehen, sich für die Kolleginnen an den Fließbändern einzusetzen. Sie sind nämlich besser bezahlt, können mehr Pausen machen, sind nicht platzgebunden wie die Kolleginnen an den Bändern und kommen im Betrieb herum. Deshalb wehren sie sich dagegen, Konflikte mit der Unternehmensleitung in nicht »eigener Sache« eingehen zu müssen. Diese Einsicht verhalf der Kollegin dazu, ihre Kraft nun mehr auf die Probleme in den Packereien zu konzentrieren, wo sie selbst arbeitete, anstatt sich auf Beschimpfungen und Diffamierungen einzulassen. Sie fühlte sich bei diesen Streitereien im Betriebsrat weniger *persönlich* angegriffen, war dadurch politisch handlungsfähiger und konnte sich, weniger nervlich gestreßt, als Betriebsrätin stärker einsetzen.

Eine weitere Bearbeitung besteht darin, darzustellen, unter welchen *Bedingungen* wir *im Betrieb* leben und arbeiten. Alle Frauen unseres Kurses brau-

\* 1. Konkrete Situationen, »Geschichtsszenen« aufschreiben, statt eine allgemeine Einschätzung zu geben; 2. Geschichtsszenen aufschreiben, an die wir uns spontan erinnern, auch wenn sie auf den ersten Blick nichts mit patriarchalischen Strukturen zu tun haben; 3. Handelnde Personen mit Interessen ausstatten; 4. Bearbeitung der eigenen Person beachten; 5. Bedingungen, unter denen wir leben und arbeiten, müssen vorkommen; 6. Ereignisse zur Besichtigung vorlegen, nicht selbst bewerten; 7. Vermeidung bzw. Herausarbeiten von Klischees; 8. Vermeidung bzw. Herausarbeiten von Floskeln, Phrasen, Wortbedeutungen; 9. Leerstellen, fehlende Personen beachten; 10. Konkret schreiben, d.h. Unvollständigkeiten, Andeutungen und Abstraktionen vermeiden; 11. Eigene Gedanken und Gefühle einbringen sowie Einschätzungen persönlicher Art statt allgemeiner, unverbindlicher; 12. Bei Redewendungen (»Klagen über Mangel an Arbeit«) und Sprichwörtern (»Ohne Fleiß keinen Preis«) darauf achten, welchen Standpunkt sie einnehmen, wer spricht so zu wem?; 13. Sprache: Transport von Wortbedeutungen und -familien in einen anderen Bereich beobachten, z.B. Liebesprache im Geldbereich und was man daran erkennt: Verkehrung in den Verhältnissen.

chen Vorstellungen von der jeweiligen Branche, der Struktur des Betriebes, dem Verhältnis Frauen-Männer, dem Lohngefüge, der Hierarchie bei den anderen.

Zwei andere Bearbeitungsschritte erscheinen auf den ersten Blick widersprüchlich. Zum einen soll es darum gehen, *Ereignisse zur Besichtigung vorzulegen* und nicht selbst zu bewerten. Zum anderen sollen eigene Gedanken und Gefühle sowie *Einschätzungen persönlicher Art* eingebracht werden statt allgemeiner, unverbindlicher. Diese Vorgabe besagt aber nichts anderes, als daß wir Konflikt und persönliche Einschätzung trennen müssen, sie nicht in bunter Mischung vorlegen sollen. In diesem Nacheinander sehen wir eine Möglichkeit, objektiver an die geschilderten Konflikte heranzugehen.

Bei dem Bearbeitungsschritt »*Bearbeitung der eigenen Person*« kommt es darauf an, Gedanken und Gefühle zu benennen, die unser Handeln begleiten. Es reicht nicht aus, zu schreiben »Ich kochte vor Wut«, oder »Ich ging mit gemischten Gefühlen in die Betriebsratssitzung«, denn es bleibt für andere unklar, aus welchen Gründen.

Wir stellen im Nachfolgenden drei Geschichten vor und versuchen, daran exemplarisch einen Teil unserer bisherigen Arbeitsergebnisse aufzuzeigen. In zwei Geschichten wird besonders unsere Sprache unter die Lupe genommen. Es sind Geschichten in erster Fassung und in einem Fall ein Teil der zweiten Fassung mit den gemeinsam erarbeiteten Änderungen.

### Mit gemischten Gefühlen zwischen den Stühlen

#### *Petra über Rosis Geschichte*

Von den bisher 13 verschiedenen Bearbeitungsschritten bezieht sich ein großer Teil auf unsere Sprache. Wir wollten herausfinden, inwiefern Sprache unsere täglichen Auseinandersetzungen in Betrieb und Gewerkschaft beeinflusst bzw. unsere Art zu denken organisiert. Häufig ist es so, daß wir Wörter benutzen, die als Lösung einer bestimmten Situation auftauchen und nicht mehr hinterfragt werden, weil scheinbar alles klar ist, obwohl in Wirklichkeit in unseren Köpfen gar nichts geklärt ist. Unser Anspruch ist, Wörter und ihre Bedeutungen so einzusetzen, daß die jeweilige Situation der Schreiberin ganz klar wird, damit Lesende wie Schreibende einen vergleichbaren Eindruck gewinnen und alle daraus lernen können.

Mich hat besonders beeindruckt, wie viele Klischees wie z.B. »gespanntes Verhältnis«, »peinliches Schweigen« sowie Floskeln und Phrasen sich unmerklich beim Schreiben in unsere Geschichten einschleichen. Bisher hatte ich gedacht, die Probleme mit solchen Ausdrücken besonders gut zu beschreiben. Tatsächlich wurde jedoch mehr verschleiert als geklärt. Ich will es an Rosis Geschichte deutlich machen. Sie schreibt:

»Heute ist Betriebsratssitzung. Ich bin erst seit April 81 im Betriebsrat. Wir sind neun Mitglieder, 4 1/2 fühlen sich zu den Arbeitnehmern, 4 1/2 mehr zum Arbeitgeber hingezogen. Heute bin nur ich von unserer Seite (Arbeitnehmer) dabei. Dadurch sind drei Ersatzmitglieder anwesend, die alle aus der Schlosserei kommen. Ich gehe mit gemischten Gefühlen hin, teilweise auch ein wenig unsicher, weil ich die Gesetze noch nicht so im Kopf habe. Ich werde überfreundlich begrüßt. Wie es mir geht, daß meine Haare immer

gut sitzen, ich wäre immer lustig. Ich lächelte freundlich und ein wenig verlegen, aber jetzt bin ich auf der Hut. Wir nehmen Platz, und es geht gut voran bis zu dem Tagesordnungspunkt »Anfragen und Mitteilungen«. Es meldet sich ein Kollege und schimpft gleich los, die Protokolle wären nicht unterschrieben und bezog es auf die fehlende Kollegin. Als wenn es so abgemacht wäre, greift das Ersatzmitglied, das früher im Betriebsrat war und nicht mehr gewählt wurde, unsere beste Kollegin an. Es würde kein Bericht auf dem Schreibtisch liegen, wenn Betriebsrats-Arbeit gemacht wird. Sie hätte sich auch nicht entschuldigt beim Vorsitzenden zu ihrer Krankheit usw. Ich war bis dahin ruhig, aber durch den Angriff auf meine Kollegin, die sich wirklich um alles kümmert, melde ich mich zu Wort. Ich sage, er solle die Kollegin in Ruhe lassen, denn erstens sei sie nicht da, um sich rechtfertigen zu können und zweitens hätte ich sie bereits montags, dem ersten Krankheitstag der Kollegin, um 7.00 Uhr entschuldigt, was auch im Protokoll zu stehen habe. Der Vorsitzende bestätigt dies und lenkt ein: das könnten wir alles besprechen, wenn alle ordentlichen Mitglieder wieder da seien. Ich bin sehr erstaunt darüber, er schaut mich dabei so listig an. Die Sitzung ist vorbei. Ich rufe gleich die kranke Kollegin an und erzähle ihr alles. Ich bin doch noch sehr aufgeregt und überlege, ob die Kollegen im Betriebsrat mich bei der Sitzung nur aushorchen wollten, auf welcher Seite ich stehe. Ich kam mir vor, als ob ich zwischen zwei Stühlen gesessen hätte.«

Rosi ging also mit »gemischten Gefühlen« in die Sitzung und kam sich am Ende so vor, als hätte sie »zwischen zwei Stühlen« gesessen. Beides sind feste Ausdrücke, die in dieser Form benutzt werden und die bei den Hörerinnen bestimmte Gedankenverknüpfungen hervorrufen, die wir nachfühlen können. Wir haben den Eindruck, ganz genau zu verstehen. Aber was machen Rosis gemischte Gefühle aus oder ihr Gefühl, zwischen den Stühlen zu sitzen?

Wir fanden in der Diskussion folgendes heraus: Die Kollegen sind außerordentlich nett zu ihr. Sie wollen sie sogar im Urlaub besuchen. Sie finden, daß sie unheimlich gut Kuchen backen kann und machen Komplimente über ihre Frisur. Sie weiß nie, wie sie sich verhalten soll. Einerseits findet sie sie nett, andererseits mißtraut sie aber dieser Schmeichelei, denn da ist ihre Kollegin, die sie vor den pausenlos Komplimente ausspuckenden Kollegen warnt. Diese Warnungen kann sie jedoch nicht mit eigenen Erfahrungen füllen. Sie hat ständig das Gefühl, einer Seite Unrecht zu tun und gewinnt über Petras negative Einschätzung der Kollegen ein Feindbild, von dem sie möchte, daß die betreffenden Menschen auch wie Feinde aussehen, die sie sofort erkennen kann. Im Grunde wird sie von niemandem abgelehnt, sondern von beiden rivalisierenden Gruppen im Betriebsrat umworben, damit durch Stimmenmehrheit die Politik der jeweiligen Gruppe gestärkt und durchgesetzt werden kann. Daher sitzt sie nicht zwischen den Stühlen, sondern *auf* zwei Stühlen. Der Ausdruck »zwischen zwei Stühlen sitzen« würde passen, wenn beide Gruppen sie ablehnen würden. So lautete z.B. eine Warnung eines Kollegen an mich, als ich gleichzeitig Schwierigkeiten sowohl im Betriebsrat, mit der Gewerkschaft und der Unternehmensleitung nach einem Warnstreik hatte. Es hätte dazu führen können, daß ich nirgends mehr Rückhalt gehabt hätte. Rosi ist also nicht platzlos, sondern zerrissen, weil sie noch keinen Standpunkt selbstbewußt vertreten kann. Wenn wir solche Klischees oder »sprachlichen Gefühlskorsetts« benutzen und vor allem auch in diesen Korsetts denken, bleibt die Art und Weise, wie wir im Betriebsrat Politik machen, ebenso unklar.

An Rosis Geschichte wird ebenfalls deutlich, wie die Männer im Betriebsrat Politik machen, indem sie z.B. die Tatsache, daß Rosi eine Frau ist, ausnutzen. Sie versuchen nicht, durch Argumente zu überzeugen, sondern schmeicheln ihr wegen ihrer Frisur, die immer so gut sitzt, wegen ihrer Backkünste usw., was Rosi zusätzlich zu den (ihrer Meinung nach) ungenügenden Gesetzeskenntnissen noch verunsichert und sie daran hindert, einen Standpunkt ihnen gegenüber einzunehmen.

Andere Verhaltensweisen, die auch in anderen Geschichten vorkommen, sind Konfliktmeidung, Anpassung, Verzicht auf eigene Positionen zugunsten des augenblicklichen Vorteils, ein Opportunismus, der an folgendem Textteil meiner Geschichte deutlich wird:

»In einem Gespräch zwischen der Werksleitung, dem Betriebsrats-Vorsitzenden Hans und seiner Stellvertreterin Petra, das eigentlich die Beschaffung von Stühlen für die Frauen an den Bändern zum Inhalt haben soll, lenkt der Werksleiter das Gespräch geschickt auf die gemeinsamen Urlaubsziele des Betriebsrats-Vorsitzenden und sich selbst. Die Stühle, so wichtig für die Packerinnen, sind schon Nebensache, denn wieviel mehr bedeutete es, wenn der Werksleiter dem Vorsitzenden zu verstehen gibt, daß sie im Grunde doch gleichgelagerte Interessen haben, an einem Strang ziehen. Er gibt Informationen, die angeblich nicht für andere, d.h. nicht für die anderen Betriebsratsmitglieder bestimmt sind, sondern nur ganz im Vertrauen dem Vorsitzenden gegeben werden. (Ausspruch des Werksleiters: 'Das sag' ich aber nur unter uns Pfarrerstöchtern.') Petra brennt jedoch die Beschaffung der Stühle auf den Nägeln, denn sie spürt jeden Tag selbst, wie die Beine vom langen Stehen anfangen zu schmerzen, dick werden und unterbricht nach einiger Zeit zaghaft das Geplänkel der beiden, die sich nun gönnerhaft dem 'Fräulein S.' widmen. Das Problem, angesichts so viel Übereinstimmung zwischen den beiden Herren sowieso zu einer Bagatelle zusammengeschrumpft, wird nicht gelöst. Die hohen Kosten beeindrucken die Herren so, daß man(n) sich bald verabschiedet.«

## Kontakte knüpfen — aber wie?

### *Inge über Heikes Geschichte*

»Zwei Jahre hat er erfolgreich als Vertrauensmann der Kolleginnen und Kollegen der Stadtbüchereien Weddings gearbeitet. Als Büchereiangestellter wird er schlecht bezahlt. Während seiner Gewerkschaftsarbeit konnte er zahlreiche Kontakte knüpfen, die ihm auch bei seiner Bewerbung auf eine wesentlich bessere Position im Rathaus nützlich sind. Der Personalrat unterstützt ihn. Im Mai 1980 tritt er seine neue Stellung im Rathaus an. Sein Platz als Vertrauensmann für die Büchereien muß neu besetzt werden.

In den Weddinger Stadtbüchereien sind etwa 70 Mitarbeiter beschäftigt, überwiegend Frauen. In der Gewerkschaft ÖTV sind 25 Kolleginnen und Kollegen organisiert, in der Mehrzahl Bibliothekarinnen. Nur einige wenige sind in der DAG, die konservative Positionen vertritt.

Auf den Weggang des Vertrauensmannes ist niemand richtig vorbereitet, die Nachfolge ist unklar. Eigentlich möchte die Arbeit niemand machen, weil die Erwartungen der Kollegen groß sind, der Arbeitsaufwand erheblich, die ständige Kritik entmutigend. Aber alle wissen, wie wichtig sie ist.

Heike hat während der vergangenen zwei Jahre immer intensiver mit dem Vertrauensmann zusammengearbeitet. Sie ist Bibliothekarin und hat eine der begehrten drei Amratspositionen im Bezirk, nimmt also Leitungsfunktion wahr. Bis vor einem Jahr war sie für Bestandsaufbau und -erschließung im Bezirk zuständig, wurde dann aufgrund zunehmender inhaltlicher und politischer Kontroversen mit der Amtsleitung und dem

Volksbildungsstadtrat — beide sind Männer, die autoritäre Führungsstrukturen befürworten und Frauen am liebsten in Miniröcken begaffen — als Leiterin in eine Zweigstelle versetzt. Heike hat sich vergeblich dagegen gewehrt.

Die Erfahrung, daß es aussichtslos ist, eigene und andere Interessen als Einzelkämpferin zu vertreten, hat sie dazu gebracht, 1978 in die ÖTV einzutreten. Der Vertrauensmann hat entscheidend zu diesem Schritt beigetragen. Sie lehnt seine reformistischen sozialdemokratischen Positionen ab, mußte aber feststellen, daß er als Gewerkschafter sehr konsequent die Interessen der Kolleginnen und Kollegen vertritt. Gemeinsam haben sie durchgesetzt, daß die Amtsleitung die Anweisung, daß alle Mitarbeiter in Schulbibliotheken während der großen Ferien Urlaub nehmen sollen, zurücknehmen muß. Diese Arbeit will Heike fortsetzen. Zu den Kolleginnen hat sie ein eher gespanntes Verhältnis. Heikes Kandidatur zur Vertrauensfrau wird mit unfroher Erleichterung aufgenommen. Bei einem gemeinsamen Treffen haben andere Kolleginnen und Kollegen eine Kandidatur aus Zeitmangel abgelehnt; Heike wurde gar nicht gefragt, sie hat sich einfach zur Verfügung gestellt. Jetzt ist sie enttäuscht. Warum sind die anderen nicht dankbar, sondern höchstens erleichtert, daß sie nicht weiter suchen müssen? Bedrückt redet sie mit ihrer Freundin Barbara über diese Situation.

Auf der Wahlversammlung zieht Heike ihre Kandidatur zurück und begründet dies u.a. mit dem fehlenden Vertrauensverhältnis zwischen ihr und den Kolleginnen. Alle blicken nach unten oder an ihr vorbei — fast alle —, nur eine ältere Angestellte unterstützt Heikes Kandidatur. Peinliches Schweigen, das schnell überwunden wird, indem eine Kollegin vorschlägt, es sollten 3 Vertrauensleute gewählt werden, davon einer formal für die Funktion. 3 Bibliothekare (2 Frauen, 1 Mann) werden gewählt, freundliche und beliebte Kollegen ohne Leitungsfunktion.«

Das Besondere in dieser Geschichte sind die Probleme, die in Frauenbelegungen entstehen, deren Vorgesetzte nicht, wie üblich, ein Mann, sondern eine Frau ist. Heike versucht, die Konkurrenz mit den Männern aufzunehmen und sich als ebenso guter Mann vorzustellen. Das führt zu einem »gespannten Verhältnis« und zu »peinlichem Schweigen« in bestimmten Situationen. Beides Klischees, die interpretiert werden müssen.

Heike benutzt fast durchweg eine Sprache, die männlich geprägt und phrasenhaft ist und bei den Frauen nicht ankommt, weil sie ihren Standpunkt und ihre Interessen nicht benennt. Zum Beispiel: »... er konnte zahlreiche Kontakte knüpfen, die ihm auch bei seiner Bewerbung auf eine wesentlich bessere Position ... nützlich sind.« Solch eine Formulierung wäre für die Beschreibung einer Frau undenkbar. Jede(r) würde etwas ganz anderes, Zweideutiges dabei denken. Weitere Beispiele sind: »... die DAG, die konservative Positionen« vertritt, die »autoritären Führungsstrukturen« der Amtsleitung, mit der sie »inhaltliche und politische Kontroversen« hat. Und dann der Kollege, der zwar »als Gewerkschafter konsequent« ist, dessen »reformistische sozialdemokratische Positionen« sie aber ablehnt. Das sind Floskeln, die das Denken der Zuhörer auf eine bestimmte Weise organisieren, weil sie schon immer in dieser festen Form benutzt wurden, die aber die wahren Hintergründe nicht deutlich werden lassen. Jede(r) versteht etwas anderes darunter. Es ist eine Sprache, die uns an männliche Funktionärssprache in Parteien und Gewerkschaften erinnert, auf deren Sitzungen Frauen meistens wenig oder vor Langeweile strickend anzutreffen sind.

Heike hat für jedes Problem ihrer Kolleginnen gleich eine »vernünftige Lö-



sung« parat. Die Frauen wollen ihre Probleme aber nicht offensiv angehen, sondern lieber nur darüber reden. Warum ist das so? Welche Widerstände haben die Frauen zu überwinden? Und: ist nicht beides, eine Leitungsfunktion wie auch eine ausschließlich an Vernunft orientierte Argumentation etwas, was bei Männern akzeptiert wird, bei Frauen aber nicht?

Was wir brauchen, ist eine neue Formulierung von Politik für Frauen, weil wir sonst der Gefahr unterliegen, uns wie Männer zu verhalten und abstrakte Politik zu machen, statt wirklich die Interessen der Frauen zu vertreten. Dazu müssen aber auch die Frauen, wie alle handelnden Personen in den Geschichten, mit Interessen ausgestattet werden, d.h. wir müssen die wirklichen Motive für ihr Handeln bzw. Nichthandeln herausfinden, um ihr Verhalten nicht nur als gleichgültig und geschwätzig zu benennen. In der 2., überarbeiteten Fassung beschreibt Heike »das gespannte Verhältnis« zu den Kolleginnen ausführlicher:

»Ein freundschaftliches Verhältnis zu ihren Kolleginnen hat sie nicht. Sie mißtrauen ihr wegen ihrer Leitungsfunktion. Bei inhaltlichen Auseinandersetzungen wirkt sie meist überlegen und sicher, fast immer fällt ihr was ein, und die anderen bauen so etwas wie eine trotzige Front der Verweigerung des Mitdenkens auf: 'Es hat ja sowieso keinen Zweck, mit Ihnen zu diskutieren, Sie wissen es immer besser!' In einigen wenigen Gesprächen wird deutlich, daß die anderen keine Lust haben, häufig die Unterlegenen zu sein, 'in die Enge getrieben zu werden', wie sie sagen. Offensichtlich läßt Heike ihnen keine Luft für eigene Einfälle.«

Hier könnte ein Ansatzpunkt fürs Politikmachen sein.

### Lächeln über kleine Beiträge?

#### *Heike über Mariannes Geschichte*

»Hing doch eines Tages an unserem Betriebsrat-Brett eine nackte vollbusige, blonde BZ-Schöne. Eine Kollegin, mit der ich enger zusammenarbeite, riß das Bild sofort ab und rannte damit zu mir. Erst lächelte ich noch, nach genauerem Betrachten allerdings nicht mehr, denn unter dem BZ-Foto stand in dicker Druckerschwärze: *Marianne läßt grinsen!*

Das Team, in dem ich arbeite (2 Krankengymnastinnen, 1 Beschäftigungstherapeutin, 3 Erzieherinnen, 1 Sozialpädagogin), war über diesen wenig glorreichen Einfall empört. Wir trauten dies nur den Taxifahrern, die unsere Kinder in die Tagesstätte bringen, oder unserem Hausmeister zu. In unserem nahezu reinen Frauenbetrieb arbeiten auch einige 'berufsbezogene' Kollegen, die wir jedoch eines solchen Vorgehens nicht für fähig hielten, da sie sich in der gewerkschaftlichen und betrieblichen Zusammenarbeit stets als überaus progressive Männer zu erkennen gegeben hatten. Wir bekamen zu unserer Überraschung heraus, daß einer unserer so progressiven Männer das Sex-Foto an der Tafel befestigt hatte. Dies ist ein Kollege, der es nie versäumt, seinen fortschrittlichen Ansichten im Kollegenkreis Gehör zu verschaffen, wobei er freilich nicht selten weniger Redegewandten unsanft das Wort abschneidet. Als wir diesen Kollegen befragten, ob er das Bild an das Brett gehängt habe, verneinte er es wiederholt.

Wir waren nicht schlecht erstaunt, als wir später erfuhren, daß auch unser Psychologe und unser Heimleiter an diesem 'Spaß' nicht ganz unbeteiligt gewesen waren. Alle diese Männer sind aktive Gewerkschafter. Wir überlegten, wie wir diese Männer zur Rede stellen könnten. Zunächst dachten wir an eine Hausbesprechung, verwarfen diese Idee sogleich wieder, da wir fürchteten, die ganze Geschichte würde dort eher belächelt und

'unsere' Männer stünden da wie kleine Helden. In unserem Team haben wir dann nur mit dem wortgewandten R. gesprochen. Beschwichtigend gab er zu verstehen, daß alles spontan geschehen sei und man mich damit keineswegs persönlich habe treffen wollen. Diese Beteuerungen können mich jedoch nicht überzeugen. Ich vermute, daß das zwiespältige Verhältnis von R. zu mir das auslösende Moment zu dieser Bild-Aktion, die mich insgeheim doch lächerlich machen sollte, gewesen ist. Von früher kannte er mich eigentlich nur durch meine kleinen Beiträge, die ich in Besprechungen gelegentlich von mir gab. Nach meinem Eintritt in die ÖTV änderte sich vieles. Ich ging regelmäßig zu den Treffen der Betriebsgruppe (R. klopfte mir auf die Schultern) und besuchte Schulungen. Allmählich konnte auch R. etwas mit mir anfangen. Durch meine spätere Betriebsratstätigkeit machte ich noch einmal einen Sprung nach vorn und war über betriebliche Vorgänge gut informiert; plötzlich konnte ich mitreden. Damit wurde ich aber offensichtlich zugleich zu einer Konkurrentin von R. Jetzt sieht es so aus, daß R. prinzipiell auf meine Diskussionsbeiträge nicht eingeht, mir nach Belieben ins Wort fällt oder, mit dem Hinweis auf die Tagesordnung, meine Ausführungen unterbricht. So sicher, wie ich am Anfang meiner Betriebsratsarbeit war, so unsicher werde ich jetzt mehr und mehr durch sein unkollegiales Verhalten. Es fällt mir daher schwer, die Bild-Aktion nicht als einen Teil von R.s Taktik, mein Ansehen im Kollegenkreis herabzumindern, zu verstehen.«

Dies ist nur ein Teil von Mariannes Geschichte. Im Mittelpunkt stehen Erniedrigung und Selbsterniedrigung. Wir sind erschrocken, wie tiefgreifend patriarchalische Strukturen, die wir in unserem eigenen Erleben oft gar nicht in ihrer ganzen Schärfe wahrnehmen, zur Zerstörung weiblicher Kampfpositionen beitragen. Die Beschädigung durch männliche Herrschafts- und Politikformen in Mariannes Geschichte — besonders drastisch durch sexistisches Verhalten — ist zunächst größer als die Fähigkeit zum Kämpfen. Wir entdecken, daß wir an Probleme von Handlungsfähigkeit überhaupt geraten. Mit Hilfe von zwei Bearbeitungsschritten — Bearbeitung der eigenen Person und Einbringen eigener Gedanken und Gefühle — fragen wir, in welchen Bereich der Diffamierung das Aushängen des BZ-Fotos gehört. Wir wollen herausfinden, warum R. es überhaupt aufhängt und warum Marianne besonders davon getroffen wird. Spontan erklärt sie, blond und blöd gehörten als ein zusammenhängendes Denkmuster in den Bereich männlicher Diffamierungsversuche. Wir schlagen vor, daß sie genau aufschreiben soll, was sie bei der Entdeckung des Fotos gedacht hat.

Wir diskutieren die Wirkung einer derartigen Aktion auf uns: Petra stellt fest, daß sie sich beim Anblick solcher Fotos *immer* getroffen fühlt, weil sie der Ausdruck von Männerwünschen sind, Frauen den »angemessenen« Platz als Lustobjekt zuzuweisen. Dies muß gesellschaftlich und politisch engagierte Frauen besonders hart treffen. In dem konkreten Fall von Mariannes Geschichte meint sie, R. rechne auf diese Weise mit ihr und ihrer Betriebsratstätigkeit ab. In seiner Ratlosigkeit schlage er Marianne vor jeder weiteren Auseinandersetzung »k.o.«, um später leichter mit ihr in ihrer gewachsenen Unsicherheit umgehen zu können. Wir schlagen probeweise vor, in einer solchen Situation auf der gleichen Ebene zurückzuschlagen, ggf. noch überzeichnet durch eine Fotomontage mit dem Kopf von R., Bodybuilding-Körper und Mini- oder Riesenschwanz.

Meine Überlegungen zu den Bereichen Politikformen und Sprache, wie sie bei Marianne vorkommen, sehen so aus:

1. Ganz selbstverständlich traut sie den »progressiven« Männern nicht zu, daß sie sich auf die Ebene des Aufhängens von Bildern barbusiger Frauen begeben, um Mariannes gewachsenes Selbstbewußtsein zu vernichten. Die »Progressivität« definiert sie aber nicht näher. Deutlich wird nur, daß R. redege wandt und ihr damit überlegen ist.

2. Aufgefallen ist mir, im Zusammenhang von Männern und ihrer Rolle als mögliche »kleine Helden«, Mariannes Bewertung ihrer eigenen »kleinen Beiträge«. Die »kleinen Helden« sind immer noch großartig genug; die »kleinen Beiträge« werden in ihrer Bedeutung durch das Wort »klein« reduziert auf etwas eigentlich Unbedeutendes. Erst wenn Frauen lernen, sich wortgewaltig und kenntnisreich der »Größe« der Männer zu nähern, werden sie von ihnen akzeptiert, wobei sich die gerade gewonnene Sicherheit noch als zu unstabil erweist, als daß sie nicht durch sexistische Erniedrigung wieder zerstört werden kann.

3. Gleich dreimal gebraucht Marianne das Wort lächeln. Erst lächelt sie über das Foto, dann fürchtet sie, lächerlich gemacht bzw. belächelt zu werden. Mir fällt dabei auf, daß Kinder *und* Frauen belächelt, ihre Taten nicht ernst genommen werden. Wann nehmen wir Frauen uns ernst genug, daß wir so nicht mehr über uns schreiben?

Unsere Geschichten zeigen, wie tief patriarchalische Strukturen, die wir zunächst oft nur ansatzweise entdeckt hatten, unser Leben besetzen und eigene Aktivitäten und selbstbewußte Haltungen behindern. Auf der Suche nach anderen Praxen entdecken wir, welche Stärke in der gemeinsamen Arbeit von Frauen liegt. Nicht, weil es dort keine Konflikte gäbe, sondern weil die Aufarbeitung unserer Erfahrungen uns allmählich aus der Vereinzelung und der Endgültigkeit unserer Sozialisation löst. Eine Hilfe zur Analyse unserer eigenen Haltungen stellen die von uns im Laufe eines Jahres herausgefundenen Bearbeitungsschritte dar (siehe Einleitung), die uns Kriterien in die Hand geben, um über die Besichtigung unserer Taten hinaus unsere Verhinderungen nicht nur aufzuzeigen, sondern auch zu bekämpfen.

---

**ARGUMENT-  
STUDIENHEFT  
SH 57**

Frauengrundstudium 2  
Aus Erfahrung lernen:  
Neue Vorschläge zum  
Frauengrundstudium;  
Mit unseren Alltagserfahrungen  
verknüpfen wir die Wissenschaften.  
Argument-Studienheft SH 57  
80 Seiten, 6,- DM

Frigga Haug

## Frauenfrage und Gewerkschaftspolitik — Das Beispiel: Setzen\*

Daß Frauen in und mit Gewerkschaften Probleme haben, ihre Interessen zu artikulieren, ist bekannt. Gewöhnlich bringen wir dies mit dem geringen Organisationsgrad der Frauen in Zusammenhang, mit der kleineren Zahl weiblicher Beschäftigter überhaupt und mit der hauptsächlich männlichen Besetzung der maßgebenden Funktionen in den Gewerkschaften. Kurz: die Arbeit ist männlich, die Gewerkschaften vertreten hauptsächlich Männer und es sind Männer, die mit dem Vertreten beschäftigt sind. Dies ist historisch gewachsen und nicht von heute auf morgen änderbar. Bewährte Klassenkampftraditionen und kulturelle Muster stehen auf dem Spiel, wenn hier Frauen Beschwerde führen. Unversehens findet sich weibliche Klage vor den Wagen unternehmerischer Interessen gespannt oder doch im Widerstreit mit den männlichen aktuellen Forderungen gegen die Unternehmer — hier heißt es zurückstecken und Rücksicht üben. Weniger rücksichtsvoll gebärden sich die Produktivkräfte. Neue Maschinen und Anlagen reißen viel Gewohntes ein: das betrifft Qualifikationen, Belastungen, Arbeitsaufgaben, Berufsfelder, Zeiten und Räume. Den Zusammenbruch aufhalten — schließlich sind es eigennützig handelnde Unternehmer, die die neuen Maschinen anschaffen — ist eine Notwendigkeit gewerkschaftlicher Politik; eine andere, die alten Positionen so gut als möglich zu erhalten, »Facharbeit abzusichern«. Interessen und ihre Verteidigung scheinen zwischen den Klassen festgeschrieben. Was der eine verliert, gewinnt der andere. Einigermmaßen waghalsig ist in diesem Konflikt eine Position, die inmitten der Trümmer die Chancen für die Konstruktion einer besseren gesellschaftlichen Arbeit für weitere Personengruppen, ja ganze Bevölkerungsmehrheiten — für die Frauen herauslesen möchte. Anders gesprochen: die Geschichte der Produktion ist Geschichte zugleich einer Arbeitsteilung, in der Frauen entweder den unteren Rand einer in Fragmente zerlegten Arbeiterklasse besetzten oder gar ausschließlich in den häuslichen Bereich abgedrängt wurden. Diese Arbeitskräftestruktur wird sich immer wieder herstellen, wenn und soweit wir das Gewohnte verteidigen. Die Frauen können überhaupt nur gewinnen, sofern die alten Arbeitsteilungsschranken in Frage gestellt und verändert werden. Eine Bedingung, eine Voraussetzung dafür ist die Automation.

Ich möchte diese noch unfertigen polemischen Behauptungen aus einer feministischen Sicht am Beispiel der Entwicklung in der Druckindustrie verdeutlichen. Forderungen nach Gleichheit stoßen nicht allein auf Klassenschranken: Die Gesellschaft ist durchsetzt von Abteilungen, die besondere — zumeist historisch gewachsene — Vorteile gegen andere zu bewahren suchen. Darum benötigt die Forderung nach Gleichheit mehr als nur den rechtlich abgesicherten gleichen Zugang. Notwendig wird der Kampf um die Bedingungen des Wegs,

\* Der vorliegende Beitrag entstand in Umarbeitung eines Aufsatzes, der in der Zeitschrift »Die Mitbestimmung« 2/82 abgedruckt wurde und in 4/82 heftige Kritik durch Detlef Hensche, Mitglied im Hauptvorstand der IG Druck und Papier, erfuhr. Die neue Fassung bezieht seine Kritik wie viele Anregungen aus Diskussionen mit Setzerinnen und im Projekt Automation und Qualifikation (Institut für Automationsforschung) ein.

die Eroberung kompensatorischer Ungleichheiten, um die Gleichung überhaupt annähernd zu erreichen. So etwas wären zum Beispiel Quotierungen bei Einstellungen, die geschlechtliche, nationale oder Benachteiligungen durch körperliche Behinderungen auszugleichen versuchen. Den umgekehrten Fall einer Bevorteilung können wir »privilegiert« nennen. Privilegiert sind zum Beispiel die Kinder der Mittel- und Oberschichten in Sachen Bildung. Privilegiert in diesem Sinn ist auch der Beruf des Schriftsetzers schon seit dem 15. Jahrhundert. Des Lesens und Schreibens kundig waren zu der Zeit wenige. Der Umgang mit den Texten war ein zusätzliches Bildungselement. Das fertige Produkt kostete soviel wie der Jahreslohn eines Handwerksgehilfen. Die Buchdrucker (im 19. Jahrhundert Sammelbezeichnung für alle graphischen Berufe) organisierten sich als erste (1866). »Zwecks Sicherung dauerhaft hoher Erwerbschancen war sie (die Organisation, F.H.) insbesondere auch an der Verknappung des Arbeitskräfteangebots durch Regulierung der Zugangsbedingungen zu Ausbildung und Beschäftigung interessiert (in Form sogenannter 'Lehrlingsskalen' und Besetzungsvorschriften).« (Weber 1982, S.32) »Die Buchdruckertarife galten bis 1906 ausschließlich für männliche Facharbeiter« (ebenda), und immerhin gelang es der IG Druck, den »männlichen Facharbeitern bis in die Mitte der 70er Jahre die Spitzenposition in der industriellen Lohnskala (zu) sichern und als eine der ersten Gewerkschaften die 40 Stunden-Woche (1965) durch(zu)setzen« (Weber, S.33). Vorreiter war sie auch beim 13. Monatsgehalt, bei Urlaub und Urlaubsgeld. Die Buchdrucker haben auch den höchsten Organisationsgrad. Auch dies gilt nur für die Männer: bei den Facharbeitern beträgt er über 80% (DGB-Durchschnitt 35%). Der Überrepräsentierung bei den männlichen Facharbeitern entspricht eine Unterrepräsentierung bei den Frauen sowohl in der Gewerkschaft als auch in den Entscheidungsgremien gemessen an ihrer Zahl. »Unter den gewählten Tarifkommissionsmitgliedern gab es 1975/76 keine Frau.« (Weber, S.28; eine gute knappe Geschichte der Druckergewerkschaft findet sich bei Weber, S.15-43) Vor dem Hintergrund solcher Daten wirken der Einbruch durch den Fotosatz und damit die Versuche der Unternehmer, weibliche Schreibkräfte einzusetzen, wie eine Katastrophe. Der Fotosatz, so hört man allgemein, hat Tausende gut ausgebildeter Arbeiter (die besten) arbeitslos gemacht; »vollkommen ungebildete« Leute traten an ihre Stelle, die — so hörte ich kürzlich auf einer Großveranstaltung — nicht einmal die Rechtschreibung beherrschen müssen. Wie groß ist da der Schritt dieser einstmaligen stolzen Zunft der Schriftsetzer zu den Analphabeten zurückgebliebener Regionen, die unbegrifflich, aber angestrengt ihre Nerven an Computern verausgaben? Der Manipulation ist Tür und Tor geöffnet, denn jetzt ist billig in massenhafter Auflage herstellbar, was zuvor schon vom Tempo des Setzens her einer Einschränkung unterlag. Die »vollständig fehlende Qualifikation« der angelernten neuen Bedienerinnen an den Setzmaschinen erlaubt es, ihnen jede mögliche Gemeinheit zum Setzen zu übergeben. Die Katastrophe ist vielfältig. Der Versuch, sie einzudämmen, findet ein eingefahrenes Repertoire an Handlungsweisen vor. Bei der Mechanisierung im Satzsbereich von 1899 waren *Besetzungsvorschriften* erfolgreich gewesen (nur gelernte Handsetzer) — sie sollten auch jetzt »fachfremde Angelernte« (vor-

nehmlich Frauen) von der Bedienung der Geräte fernhalten. — Es geht um die Arbeitsplätze: ihre Zahl ist bedroht und vor allem die Verknüpfung von Fachkraft und Arbeitsplatz. Daß der Fotosatz im Ganzen nicht aufgehoben werden konnte, ist bekannt. Die Gewerkschaft Druck und Papier war die erste Einzelgewerkschaft, die einen Tarifvertrag »Neue Technik« abschloß. Es soll im folgenden nicht die Frage sein, ob »die negativen Folgen« der Entwicklung ausreichend abgewehrt wurden oder nicht, sondern ob die wesentlichen Momente der Entwicklung auch positiv ausreichend genutzt werden, ob die Handlungsweisen der Spezifik der Entwicklung angemessen waren und sind.

Die Veränderung kam zugleich über Nacht und ganz allmählich. Das erleichterte es den Unternehmern, die Unkosten, die eine solche Veränderung mit sich bringt, also den experimentellen Einsatz den Arbeitenden in die Schuhe zu schieben. In den Druckereibetrieben, die gleichzeitig eine Setzerei betreiben, wurden die Kapazitäten ausgeweitet. Die neu angeschafften Maschinen wurden versuchsweise mit Stenotypistinnen besetzt. Ihre hohe Fingerfertigkeit konnte die Möglichkeit der Elektronik besser ausnutzen, eine schnelle Buchstabenfolge aufzunehmen — im Vergleich zur langsamen Mechanik des Maschinensatzes. Diese faktische »Erniedrigung der Setzer« durch angelernte weibliche Arbeitskräfte wurde vollends skandalös, als in einigen Zeitungsbetrieben der Versuch gemacht wurde, zugleich eine hohe Aktualität zu erreichen und Arbeitskräfte einzusparen, indem man die Journalisten ihre Meldungen sogleich auf der Setzmaschine (statt auf der Schreibmaschine) schreiben ließ.

Die gleichzeitige Bedrohung der Setzer »von unten« und »von oben« verwirrt den Blick. Die zunächst einheitliche Auffassung, daß der Fotosatz eine Dequalifizierung mit sich bringe (daher könne er von Frauen erstellt werden — schließlich ist weibliche Arbeit ein Synonym für unqualifizierte Arbeit), mußte angesichts der einrückenden Journalisten modifiziert und eine neue Einheit für die Abwehrstrategie herausgefunden werden. Sie wird hergestellt in der Frage danach, *wer eigentlich an den neuen Setzmaschinen arbeiten darf*. Die Frage rührt aus der Aufgabe der Druckergewerkschaft, die Arbeitsplätze der Setzer zu sichern; sie muß zugleich die in derselben Gewerkschaft organisierten Journalisten berücksichtigen; sie braucht sich allerdings nicht um das Heer der ungelerten oder angelernten weiblichen Arbeitskräfte zu kümmern, die größtenteils neu, später in Heimarbeit von den Unternehmern eingesetzt werden und von daher »noch nicht« in den Zuständigkeitsbereich der Druckergewerkschaft fallen. Der Kampf geht also um die »korrekte Besetzung der verbleibenden Arbeitsplätze«, »ihre Vergabe nur an Fachkräfte«. Jeder soll das tun, was er bisher schon tat; die neue Technik darf hier keine Verschiebungen bringen. Dahinter steht nicht notwendig die Auffassung, daß die herkömmliche Arbeitsteilung die bestmögliche ist, wohl aber, daß jede Veränderung nur zum Schlechteren gerate. Daß die Argumentation in hohem Grade ständisch verfährt und also nach unten immer rigider etwaige Verbesserungen aufhalten muß, aus Angst, sie würden Privilegien derjenigen, die höhere Stufen besetzen, antasten, wird nur deshalb nicht offenkundig, weil die reale Angst vor dem Verlust der Arbeitsplätze überhaupt die Sicht auf die einzelnen Argumentationen verdunkelt. Im Versuch, eine einheitliche strategische Argumentation

zu finden für unterschiedlich Arbeitende, werden die einschätzenden Begriffe seltsam dehnbar. So meint der Schutz vor »fachfremden Arbeiten«, der zugleich »Schutz vor Abqualifizierung« sein soll für die Einführung des Fotosatzes: die Journalisten sollen nicht zu »fachfremder« = »technischer« Arbeit gezwungen werden. Wieweit sie längst ihre Arbeiten tippen und damit »fachfremde« Sekretärinnenarbeit leisten, bleibt ebenso unerwähnt, wie geschwiegen wird über das Problem, ob das Setzen überhaupt eine »technische« Arbeit ist. »Abqualifiziert« wird so ein Journalist, wenn er an den Bildschirm soll. Das Einverständnis wird wesentlich gespeist von der Kenntnis, daß eine Journalistenstunde teurer ist, besser bezahlt wird als eine Setzerstunde und demnach höherwertig sein muß. Inwieweit eine so rigide Arbeitsteilung sinnvoll ist und wo überall der Journalist etwa schon »abqualifiziert« ist, beim Tippen, beim Telefonieren, beim Tragen von Büchern usw. wird deshalb nicht zum Problem, weil seine zusammengesetzte Tätigkeit sich historisch in der augenblicklich gültigen Weise durchgesetzt hat. Fassen wir also probeweise den Journalisten durch die Zumutung von Bildschirmarbeit und Setzertätigkeit als von »Abqualifizierung« bedroht auf — so erfahren wir im nächsten Argumentationsnetz, daß auch die Setzer von »Abqualifizierung« bedroht seien. Bei ihnen sind es aber nicht »niedrigere« Tätigkeiten, die ihnen zugemutet werden, sondern umgekehrt greifen anders qualifizierte Arbeitskräfte, »Stenotypistinnen«, nach ihren Arbeiten. Die Bedrohung von unten stellt den Wert der Setzertätigkeit infrage, wie die Bedrohung von oben den Wert der Journalistenarbeit in ihrer alten Form. Die einheitliche Infragestellung der festen Zuordnung von Beruf zu Tätigkeitsmerkmalen ergibt die einheitliche Politik »Schutz vor fachfremder Arbeit«, »Schutz vor Abqualifizierung«. Daß dabei das namenlose Heer der tippenden Frauen (die zum Teil als Heimarbeiterinnen, unterbezahlt und ohne sozialen Schutz arbeiten) nicht mehr zur Diskussion steht und auch keine Politik entwickelt wird, wie diese an den neuen Maschinen zu qualifizieren wären, wird deshalb nicht problematisch, weil zu Zeiten der Bedrohung von Facharbeitern und ihren Privilegien an Frauenarbeit eben nicht zu denken ist. *Im Facharbeiterproblem ist die Frauenfrage gar nicht stellbar.*

Die Frage der »richtigen« Besetzung der neuen Arbeitsplätze betrifft nicht nur verschiedene Personengruppen, sie ist in sich selber vielschichtig. Angesprochen werden die Bereiche Arbeitslosigkeit und Qualifikation. Darunter aber geht es vielschichtig um die Trennung von Kopf- und Handarbeit (nicht um ihre Aufhebung), immer um männliche Facharbeit, abgesichert und verankert im Selbstverständnis durch historische Tradition.

Wenden wir den Blick von der Politik der zuständigen Gewerkschaft auf die neuen Setzmaschinen und fragen uns, was muß man eigentlich wirklich können, um diese Maschinen zu beherrschen? In dieser Allgemeinheit stürzt uns die Frage sogleich in ein neues Dilemma: es gibt eine ganze Reihe verschiedener Setzmaschinen. Was soll man als das allen Gemeinsame Neue betrachten, um überhaupt einen Ausgangspunkt für eine allgemeine Einschätzung zu haben? Der Blick von außen sagt: das Gemeinsame ist der Bildschirm. Entsprechend gibt es auch eine gewerkschaftliche Diskussion über »die schädlichen Folgen der Bildschirmarbeit« und entsprechende Forderungen nach regelmäßiger au-

genärztlicher Untersuchung nach einer zeitlichen Begrenzung der Arbeit an diesen Geräten. Solche Forderungen, die sich mit der Gesundheit der Arbeitenden befassen und Arbeit unter physikalischen Zumutungskriterien untersuchen, sind sicher allgemein richtig und auf alle Arbeitsplätze ausdehnbar. Regelmäßige Untersuchung der Sehkraft und entsprechende Abhilfe bei ihrer Ermüdung sollten allgemein durchgeführt werden — Abwechslung in der Arbeit, soweit die Tätigkeiten nicht in sich selber »zusammengesetzte« sind, entspricht dem menschlichen Organismus, der nicht für einseitige Dauerbelastung geeignet ist. (Im übrigen war für die Stenotypistinnen ihre Sitz- und Schreibposition und waren die Diktiergeräte [Ohrwürmer] lange schon gesundheitsschädlich, ohne daß sehr viel Aufhebens davon gemacht worden wäre.)

Betrachten wir eine mittlere für den Buchsatz geeignete Setzmaschine — sie kostet heute etwa 80.000 DM — und vergleichen den Produktionsprozeß bis zur Druckvorlage. Der Text wird vom Manuskript eingetippt; die Geschwindigkeit ist nicht durch die Mechanik eingeschränkt und daher in höherem Maße von der Geschicklichkeit der Setzenden abhängig. Zur Beschreibung ihrer Tätigkeit schrieb eine Setzerin: »... hier ist eine Möglichkeit, die Anschlaggeschwindigkeit der — durch Arbeitsteilung vereinseitigten — Stenotypistinnen auszunutzen und ins Extrem zu steigern. Die für den Briefwechsel eingeübten Layout-Kenntnisse sowie das bloße Abtippen reichen für die Setzer-Tätigkeit jedoch nicht aus. Hier gibt es in einem Zugriff zu erreichende unterschiedliche Schriftarten und (z.B. bei mir 88) Schriftgrößen. Überschriften, Kolumnen, die *während des Abtippens des Manuskriptes* eingefügt und angeordnet werden müssen. Das setzt eine genaue Kenntnis der zu verwendenden Schriften und des Layouts des Gesamtwerkes voraus. Da der Bildschirm lediglich anzeigt, was geschrieben wird und nicht, *wie es tatsächlich aussieht* (eine größere, fattere Überschrift ist auf dem Bildschirm z.B. als 'SZ14LS145FT3CC04C0' erkennbar), ist eine genaue Kenntnis der 'Setz-Maschinensprache' unabdingbar. Der Satz von Tabellen, der z.B. schon mit der Schreibmaschine ein besonders sorgfältiges Arbeiten verlangt, gilt beim Fotosatz als 'höchste' Satzkunst, da der Bildschirm (noch) nicht sichtbar macht, *wie* die Zahlen auf dem Papier stehen. Für Dich als Beispiel, damit Du die Komplikation erkennen kannst: 3 Zahlen, 1, 2 und 3 sollen neben- und im folgenden untereinander stehen. Das sieht im Schirm so aus:

```
TAB100000100RTAB202000100RTAB304000100RTCT11CT22CT33TABRET
Wenn diese Zeile dann noch unterstrichen werden soll in ihrer ganzen Breite,
sieht es z.B. so aus: TAB400000500JCT4FOPRL0ISICPL0TABRET — So
sieht der einfachste Tabellensatz aus. Hier kann von bloßem Abtippen nicht
mehr die Rede sein.
```

Vor der Einführung des Fotosatzes (und wegen der Schwierigkeit, z.B. Tabellen sofort richtig zu setzen, und auch heute noch) trat hier ein Schriftsetzer zweiter Art auf und fügte — zumeist per Hand — die anderen Schriftarten zu dem Text. Er gab dem Gesamttext die Form (Layout). Wenn im Fotosatz heute die 'Person' an der Setzmaschine neuen Typs dies alles 'in einem Atemzuge' bewältigt, so führt sie damit die Tätigkeit des Setzers, des Layouters und des Programmierers aus (der 'Blick für die passenden Schriften' reicht nicht aus).



Im Satzbetrieb ist die Fingerfertigkeit der Stenotypistinnen insbesondere deshalb gefragt, weil Text massenhaft abzusetzen ist und schwierige Arbeiten (wie z.B. Seitenumbruch, Flugblätter, Tabellen etc.) anderen (für den Maschinensatz besser qualifizierten und höher bezahlten) Setzern übertragen werden.

Während man setzt, kann man auf dem Bildschirm das Gesetzte sehen und Korrekturen sofort eingeben. Das geschieht nicht — wie viele irrtümlich meinen — per 'Knopfdruck', sondern durch einen zweiten Satz-Vorgang. Indem der Bildschirm die Möglichkeit eröffnet, Text auf ihm direkt *Korrektur zu lesen* (weil der Text noch nicht ausgedruckt ist), können Fehler, die während des Korrekturlesens gesehen werden, korrigiert werden. Dies geschieht wie das Setzen und setzt eine weitere Fähigkeit voraus, nämlich die, die Sprache, die Grammatik und das Einfügungsprogramm der Satzmaschine zu beherrschen ...« (Barbara Steinhart)

Hier verschwindet tendenziell der Korrektor als eigenständiger Berufszweig im Setzer. Die Klage über den Verlust dieses *Berufes* läßt sich nicht ein auf die Bereicherung, die größere Kompetenz, die die *Setzertätigkeit* dadurch erfährt. Zudem wäre ein Bestehen auf der Korrekturtätigkeit für Setzer eine Möglichkeit, der dauernden Anspannung gleichartigen Setzens zu entgehen.

In langen Fahnen hing vormals das Gesetzte als Bürstenabzug zum Trocknen. Später kam einer, der war zuständig für den Umbruch, der »Lay-outer« und fügte die Abschnitte und Zeilenmengen so, daß ein gutes Seitenbild herauskam, je nach Geschick. Heute hat der Setzer die Möglichkeit, das gesamte Lay-out mit der Maschine herzustellen. Abstände und Seitenenden werden dabei jedesmal vom Setzenden eingegeben. Der Computer übernimmt die Umstellung und Zeilenausrechnung in andere Schriftgrößen. Kurz, der Setzer ist auch der Lay-outer in dem Maße, wie der Computer mit den technischen Möglichkeiten ausgestattet ist und er diese Möglichkeiten beherrscht. Je virtuoser er damit umgehen kann, desto besser wird das Seitenbild aussehen. Früher, so hört man häufig, mußten die Setzer noch die Rechtschreibung und die Trennung beherrschen, heute tut das die Maschine. So sprechen allerdings nicht die Setzer, weder die alten noch die neuen, denn abgesehen von der allgemeinen Rechtschreibung beim Schreiben, die der Setzer mindestens so gut beherrschen muß, wie der Autor des entsprechenden Textes, weiß doch jeder, daß die Trennungsfähigkeiten der Computer zumindest bislang noch begrenzt sind, was wesentlich dem gleichzeitigen Vorkommen von Fremdworten geschuldet ist, die anderen Trennungsgesetzen gehorchen. Hier heißt es korrigieren. Abgesehen davon gehören Rechtschreiben und Trennen von Worten inzwischen zu den Durchschnittsqualifikationen der Industriegesellschaften und so scheint es etwas mystisch, anzunehmen, daß ausgerechnet die Bevölkerungsgruppe, die dauernd mit Schrift umgehen muß, gerade an dieser Stelle ein Defizit haben soll.

Das Fotosetzverfahren ermöglicht, ja erfordert eine große Vielseitigkeit, wenn die technischen Möglichkeiten wirklich ausgeschöpft werden. Tatsächlich wäre eine Perspektive die humanste, die denjenigen, der die Texte konzipiert, in die Textgestaltung einbezieht. Setzen und Schreiben als abwechselnde Tätigkeiten können wir uns schwer vorstellen, weil wir zu borniert sind, uns

z.B. Setzer beim Verfassen von Texten zu denken. Dabei sind schon heute in manchen Artikeln der TAZ die Ausführungen der Setzer/innen das Spannendste. Unsere unfähige Phantasie wird festgehalten von der Festgefahrenheit der Arbeitsteilung und nicht von der prinzipiellen Unfähigkeit der einen oder anderen Berufsgruppe (man vgl. dazu etwa die Bewegung schreibender Arbeiter, sowie das Gewerkschafterinnentagebuch in diesem Heft). Auch physiologisch ist seit geraumer Zeit bekannt, daß das alleinige Abschreiben nicht selbstverfaßter Texte belastender ist als die Schreibaarbeit als untergeordnetes Element beim Verfassen von Texten. Die oben beschworene Vielseitigkeit der neuen Setzer an den Fotosatzmaschinen nimmt sich in der Wirklichkeit viel weniger euphorisch aus. An Terminals sitzen Frauen auch in Heimarbeit und arbeiten im Akkord, tausendzeichenweise wird abgerechnet. Wenn sie zuviele Fehler machen, lohnt sich ihr Einsatz nicht, das kostet zuviel Korrekturlauf und Material, sie werden nicht wieder beschäftigt. Die Glücklicheren verdrängen die Setzer. Der Vorgang läßt sie nicht unbeschadet; für ihre Arbeitsbedingungen kämpfen nicht einmal sie selber. Diese Zerlegung der Arbeit ist eine Möglichkeit der neuen Technik. Sie ist jedoch keine notwendige Folge.

Wie steht es mit der Kompetenz an den neuen Maschinen? Das ist eine Frage der Ausbildung und umgekehrt mangelt es an der nötigen Kenntnis und Fertigkeit, eine Frage der Belastung. Kennt man z.B. die Maschine nur ungefähr, so geht es einem wie einem neugebackenen Autofahrer: schweißige Hände, Herzklopfen, Angst, Magenschmerzen, Kopfschmerzen, Übelkeit und ständige Anspannung sind die Folge. Beherrscht man es, so strebt man ihm lustvoll entgegen, genießt die Handhabbarkeit, prüft die Möglichkeiten, erweitert die Bereiche, stellt Schwächen fest, nimmt Verbesserungen vor, experimentiert. Das Betriebsverfassungsgesetz sieht da in seinem §611 vor: »Recht auf Normalleistung bei unbekannter Belastung durch Einführung neuer Technologie.« Die starke Behauptung eines Rechtes unter dem Standpunkt der Arbeitsabgabe lenkt ab von der ungeheuer vagen Formulierung im Begriff »Normalleistung«. Wäre es nicht möglich, das Recht auf Kompetenz an die Stelle zu setzen?

Die Reform der Ausbildung wurde von der IG-Druck schon in den 60er Jahren gefordert. Aber Lay-outen, Korrigieren, Setzen, Reprofotografieren, das sind unterschiedliche Ausbildungsfelder. Die Vielseitigkeit, die ihre Zusammenlegung erbringt, könnte eine Verzettlung in der Ausbildung bedeuten. Dilletantismus auf allen Gebieten. Warum sollte man nicht Kollektive vorsehen, bei denen jeder alles kann, aber Schwerpunkte in den einzelnen Fähigkeiten liegen. Die Schwierigkeit in der Realisierung eines solchen Vorschlags liegt in der Festigkeit der einzelnen Berufe und ihren tarifmäßig abgesicherten zumutbaren Tätigkeiten. Die Arbeitsteilung ist nicht horizontal; aber die Horizontalität wäre Voraussetzung für ein funktionierendes Kollektiv. Die neuen Maschinen sprengen die alten Arbeitsteilungen. Die Zusammenlegung von Arbeitstätigkeiten in den Maschinen macht zu ihrer Beherrschung eine Zusammenlegung der Kenntnisse und Fähigkeiten notwendig, will man die positiven Möglichkeiten für die Arbeitenden nutzen. Das bedarf der Mitbestimmung bei der Art der anzuschaffenden Maschinen ebenso wie eine Neuorientierung bei

der Politik der zumutbaren und angemessenen und den Tarif bestimmenden Arbeit. Ohne kollektive Formen wird es kaum gehen.

Auf dem letzten Gewerkschaftstag der Druckergewerkschaft (1980) gab es einen typischen Vorstoß für eine Maschinenbesetzung (es war dies der Vorschlag der Stuttgarter zur Bedienung einer Rollenoffset-Maschine). Ziel dieses Vorschlags ist es, die Anzahl der ausgebildeten Drucker festzulegen und diese auf Arbeiten »ihres Berufsbildes« zu verpflichten; alle übrigen Arbeiten wie Ölen, Schmieren, Ein- und Ausheben von Formen, Bedienen von Rollenträgern, Auffüllen der Farbe, Abrichten und Schleifen sollte dagegen Hilfskräften vorbehalten bleiben. Das Festhalten an solchen Arbeitsteilungen wird, soweit man das bis jetzt absehen kann, von der neuen Technologie immer aufs Radikalste in Frage gestellt. Arbeitslosigkeit für die Hilfskräfte, uneinordenbare Tätigkeiten, die dann von Unternehmern billig an Arbeitende gegeben werden, die sich privat dafür ausbilden; damit Desolidarisierung in der Gewerkschaft; Abgruppierungen der um einige, wenn nicht alle vorherigen Tätigkeitsmerkmale Beraubten, werden die Folge sein, wenn kein Versuch gemacht wird, alte verfestigte Arbeitsteilungsformen endlich ins Kollektiv aufzulösen. Weber fügt hinzu: »Aus der Sicht der IG Druck und Papier ging es jedoch in der RTS-Auseinandersetzung wie in früheren ähnlich gelagerten Konflikten allein um die Erhaltung qualifizierter Facharbeit und die Verteidigung eines einmal erreichten Reproduktionsniveaus ... Zum Teil leistete ... die gewerkschaftliche Argumentation selbst der Abqualifizierung des Kampfes als 'berufsständisch-konservativ' insofern Vorschub, als sie allein seinen Abwehrcharakter, die Sicherstellung der traditionellen Arbeitsteilung, betonte.« (Weber, S.43)

*Nachtrag:* Detlef Hensche schlug mir vor, die Geschichte der Druckergewerkschaft sorgfältiger zu studieren. Der sicherlich richtige Rat läßt mich einige Punkte noch schärfer hervorheben. So erscheint es mir jetzt ganz evident, daß die Kämpfe der IG Druck ganz nachdrücklich durch das Festhalten am männlichen Facharbeiterbewußtsein und durch Geringschätzung weiblicher Arbeit geprägt sind, auch wenn tatsächlich weibliche Perforatortasterinnen den Maschinensetzerlohn (seit 1959) bekamen. Auch diese Regelung verdankte sich zunächst dem Versuch, die weiblichen Schreibkräfte von den Geräten fernzuhalten. Am Perforator sollten vorzüglich Schriftsetzer (nach einer Eignungsprüfung) beschäftigt werden. Daß sie in der Folge die Arbeit am Perforator aufgrund der Arbeitsmarktlage nicht annehmen mußten, führte schließlich dazu, daß hier Angelernte und so auch weibliche Arbeitskräfte Eingang fanden und damit in den Genuß der Regelung kamen (vgl. dazu Weber, S.36f.).

Die Hochschätzung der Schriftsetzer, die längst im Massensatz an einer Art großer Schreibmaschine saßen, speiste sich aus dem Vorsprung und den Privilegien einer Berufsgruppe, die einmal die Kunst des Lesens und Schreibens im Unterschied zur Durchschnittsbevölkerung beherrschte. »Das Facharbeitermonopol konnte um die Jahrhundertwende vermutlich auch deshalb kampflos durchgesetzt werden, weil die potentiellen Konkurrenten, damals wie heute in erster Linie angelernte Schreibkräfte, auf dem Arbeitsmarkt nicht in dem Ausmaß verfügbar waren wie jetzt. Die Beschäftigung von Frauen als Schreibkräf-

te (nicht als unqualifizierte Industriearbeiterinnen) war noch unterentwickelt und gegen sie richtete sich eine Reihe kultureller Vorbehalte.« (Weber, S.40) Die Sekretärinnen zogen erst in die Schreibstuben ein, als die Alphabetisierung sich schon lange durchgesetzt hatte und man mit Lesen und Schreiben allein keine besondere Qualifikation besaß. Ihre Fertigkeit, die Schnelligkeit ihrer Hände, eine weibliche Tugend seit langem, war niemals etwas, das sich besonderer Achtung erfreuen konnte. Selbst in einem Satz des Vorsitzenden Mahlein, der doch die Arbeit an den neuen Maschinen hervorheben und nicht wie andere, geringschätzen will: »Es sieht zwar schreibmaschinenähnlich aus, ist jedoch qualifizierte Arbeit«, drückt sich auch jene Mißachtung der weiblichen Arbeit aus. Die Schwierigkeit, daß sich hier patriarchalische Strukturen mit Ausbeutungsstrukturen überlagern, ist ja nicht bloß eine im Denken und in den Einstellungen, sondern sie bestimmt die Politik in der Arbeiterbewegung auch von ihrer Basis her. Schließlich bilden die Drucker und Setzer als Facharbeiter nicht nur theoretisch das Herzstück *männlichen Klassenbewußtseins*, sie sind auch praktisch organisiert, während die weiblichen Sekretärinnen, Stenotypistinnen usw. erst anfangen, ein wesentlicher Teil der Arbeiterbewegung zu werden. Eine weitere Schwierigkeit für die gewerkschaftliche Politik ist der Status, den die Arbeitenden an den Maschinen einnehmen. Schreibkräfte sind Angestellte, ebenso Arbeitende an Bildschirmen. Selbst diese windige Form, Arbeiter zu Angestellten zu machen, die man hundertmal als Trick und Einwickelmanöver entlarven mag, hat einen Einfluß darauf, welchen Platz in der Gesellschaft die einzelnen für sich angemessen finden, und bestimmt ihr politisches Handeln. Drucker und Setzer sind Arbeiter. Die Verschiebungen in den Positionen (vom Arbeiter zum Angestellten) wurden bislang einseitig von den Unternehmern als Pluspunkte verbucht. Auch hier gälte es, durch Entwicklung einer offensiven Arbeitskulturlösung entgegenzuarbeiten.

### Literaturverzeichnis

- Druck und Papier*. Zentralorgan der Industriegewerkschaft Druck und Papier, Jg. 118 und 119, 1980 und 1981
- Haug, F.: Wessen Kultur am Arbeitsplatz? In: Kürbiskern, 2/82
- Haug, F.: Arbeitspsychologie zwischen Kapital und Arbeit, in: Argument-Sonderband 15, Kritische Psychologie, Berlin/W. 1977
- Projekt Automation und Qualifikation*: Automationsarbeit: Empirie 1-3, Argument-Sonderbände 43, 55, 67, Berlin/W. 1980, 1981
- Protokoll des Zwölften Ordentlichen Gewerkschaftstages Druck und Papier*, Augsburg 1980
- Weber, C.: Rationalisierungskonflikte in Betrieben der Druckindustrie. New York/Frankfurt 1982 (vgl. auch die Besprechung in diesem Heft)
- Wendelmuth, H.: Arbeitsleben und technischer Wandel, in: Technologie und Politik 3, Reinbek 1975



Frauenpolitik  
Opfer/Täter Diskussion 2  
Der Streit um den aufrechten Gang  
der Frauen geht weiter.  
Argument-Studienheft SH 56  
86 Seiten, 7,- DM

Helga Karl und Christof Ohm

## Textautomation: Männersache? Frauensache?\*

### 1. »Männliche« und »weibliche« Automationsarbeit

#### *Automationsarbeit ist Männerarbeit!*

Mit der Automationsarbeit entwickeln die Arbeitenden — durch Krisen hindurch — neue Fähigkeiten und eine neue Machtstellung: Die »Oberen« sind auf die »Unteren« in neuen Formen angewiesen — dies zeigen empirische Untersuchungen (vgl. etwa Projekt Automation und Qualifikation [PAQ] 1980, 186ff.). Wer die Mühe solcher Lektüre scheut, sollte sich wenigstens mit Automationsarbeitern unterhalten, die von zentralen Leitständen aus — Bildschirme und eine Wand von Meßinstrumenten und Schaltern sind dabei ihre unmittelbaren Produktionsmittel — Bier, Zucker, Benzin, Elektrizität, Rohmaterial für synthetische Fasern etc. herstellen. Er hört vielleicht, wie sie zu kämpfen haben mit dem Zwang zum abstrakten Denken und wie sie ringen um die Behebung von allerlei Störungen der angeblich so perfekten automatischen Maschinerie. Er macht die Erfahrung, daß sie geradezu wehleidig auf ihr früheres Arbeiten zurückblicken (»Da sah man noch, was man produzierte!«) und mit verdecktem Stolz über die Störanfälligkeit der Anlage jammern (»Den ganzen Tag Störungen. Und wer muß die wegmachen? — Ich!«). Aber sie lachen sich auch gemeinsam ins Fäustchen, wenn Meister, Abteilungsleiter und noch Höhere zu verbergen suchen, daß sie die neuen Programmstrukturen gar nicht begreifen: neuer Produzentenstolz. Und man hört, wie einige sich mit Programmierern oder Ingenieuren über Programmverbesserungen stritten — und Recht behielten. Man hört zugleich von Kollegen, die während der Schicht trinken, um ihre Angst vor Fehleingriffen niederzukämpfen.

Frauen tauchen hier, wo Männer den produktiven Zusammenprall von Naturgewalten betreiben, nur in Geschichten auf. Oder als Putzfrau, die im Leitstand auffegt, sich dann für ein, zwei Zigaretten ans Tischchen in der Ecke setzt, von dieser Ferne aus auf das Treiben der Männer starrt. Die wechseln mit ihr ein paar freundliche Worte über irgendetwas, nicht über die Produktion, und geben ihr so zu verstehen: wir merken schon, daß Du da bist, und es stört uns nicht. Denn wenn sie auch von den Programmen inzwischen soviel verstehen, daß sie es sich leisten, die Entgegensetzung Arbeiter/Angestellte bei der Arbeit selbstbewußt zu ignorieren und Techniker einfach duzen oder im zornig-vergnügten Streit den jungen Ingenieur schon einmal in seiner Jacke hin und herschütteln, sie verstehen sich immer noch als Arbeiter im Gegensatz zu den Angestellten in den vor- und nachgelagerten Bereichen. Und die Putzfrau gehört als Arbeiterin zu ihnen.

#### *Welche Automationsarbeit machen Frauen?*

Frauen besetzen gut die Hälfte der Arbeitsplätze an automatischen Anlagen: als Datatypistinnen, Codiererinnen, Locherinnen etc. (vgl. PAQ 1980, 16f.).

\* Überarbeitete Fassung eines Vortrages auf der Westberliner Volksuni 1982.

Ihre Arbeit ist in *doppelter Hinsicht ohne Entwicklungsperspektive*: 1. Die Tätigkeit besteht im Kern zumeist darin, möglichst konzentriert Schriftzeichen und Zahlen zu lesen (z.B. Kundennummern, Adressen, Rechnungsnummern), diese mit flinken Fingerbewegungen in die elektronische Maschinerie einzugeben, — ohne daß die Frauen den Zusammenhang der Daten oder die Funktionsweise der Anlage begreifen müssen. Im Gegensatz zu jener der Männer fordert diese Automationsarbeit nicht zur Persönlichkeitsentwicklung heraus, sondern läßt Lust und Mut zur Fähigkeitserweiterung verkümmern. In Interviews sagten uns weibliche Betriebsräte mehrfach: Frauen, die mehrere Jahre solche Arbeit taten, seien kaum noch davon zu überzeugen, daß sie die vom Betriebsrat für sie durchgesetzten Möglichkeiten zu qualifizierterer Arbeit nutzen müssen. 2. Dieser Entwicklungsverzicht ist für die Frauen um so gefährlicher, als diese Tätigkeiten zusehends quantitativ schrumpfen, weil sich computerlesbare Belege durchsetzen und weil verbleibende Datenerfassungsarbeiten in Sachbearbeitertätigkeiten integriert werden.

Wir wenden uns nun der Verwandlung der Schreibarbeit zur Arbeit an Textautomaten zu. Auch hier arbeiten Frauen an Bildschirmen, aber diese Arbeit ist entgegen weit verbreiteten Vorurteilen nicht zwangsläufig entwicklungshemmend und perspektivlos, wie die oben skizzierte. Da dieser Typ von Arbeit sich verallgemeinern und die Frauen in vielerlei Kämpfe hineinzingeln wird, wollen wir zunächst der Idyllisierung der vorautomatischen Schreibarbeit als einer Form möglichen Ausweichens vor diesen Kämpfen entgegenarbeiten.

## 2. Herrschaftsverhältnisse und Sozialbeziehungen in der vorautomatischen Schreibarbeit

Zwar sind schreibende Frauen und Sachbearbeiter Lohnabhängige, aber die letzteren verfügen gegenüber den Frauen über Macht und Fähigkeit zu Herrschaftshandeln. Das hat sich allerdings derart zur Selbstverständlichkeit verinnerlicht und entkandalisiert, daß es die Auflehnung zum Skandal machen kann. Drei Prozesse überlagern sich und machen die Frauen »untergeben«: 1. Da in Produktion und Verwaltung das Gegenteil von Demokratie/Selbstverwaltung herrscht, sind die Arbeitgeber eine kleine Minderheit. Sie machen dennoch ihre Herrschaft im Arbeitsalltag allgegenwärtig mittels einer *skalaren Hierarchie*. Die Sachbearbeiter sind von ihnen verpflichtet und ermächtigt, über Inhalte und Intensität der Frauenarbeit direkt oder indirekt zu bestimmen. Diese Hierarchie fesselt auch die Sachbearbeiter, am meisten aber die Frauen. — 2. In der Vorgeschichte des Kapitalismus wurzelnde patriarchalische Strukturen prägen — mehr oder weniger verhüllt — die Mann-Frau-Beziehungen im Büro. Nicht nur werden schreibende Frauen immer noch gelegentlich als »Mädchen« titulierte; männliche Kollegen/Vorgesetzte legen den »Mädchen« auch mal »väterlich« die Hand auf Schultern, Oberarme etc. Das Herrschaftsgefälle zwischen Mann und Frau, die Verschmelzung zwischen den delegierten Arbeitgeber- und patriarchalischen Funktionen, zeigt sich daran, daß es als Skandal gälte, täten Frauen Gleichartiges. Wie selbstverständlich viele Männer dieses Herrschaftsgefälle immer noch leben, ergibt eine repräsentative Meinungsumfrage:

»Jede zehnte arbeitende britische Frau hat während ihres Arbeitslebens sexuelle Annäherungsversuche von Vorgesetzten oder Mitarbeitern erlebt. In vielen Fällen erlitten Frauen berufliche Nachteile, wenn sie entsprechende Angebote ablehnten.« Bei den jüngeren Frauen »klagte jede achte über 'sexuelle Erpressungsversuche'«. (Frankfurter Rundschau vom 26.6.82)

3. Wie bei vielen vorautomatischen Arbeiten läßt die vorautomatische Schreibarbeit es zu, die Arbeit zu teilen in das Planen/Entwerfen und in bloßes Durchführen des Geplanten: Die Frauen werden in der Arbeit definiert als Fragment ihrer selbst, als bloße Trägerinnen von Körperorganen, den schreibenden Händen. Diese Hände sollen Gedanken, gezeugt und durchformt im Kopf eines anderen, eines Mannes, zum Auswachsen bringen, d.h. zum feinsäuberlich getippten Text materialisieren. Es zeigt sich eine eigentümliche Analogie zur Sphäre der Reproduktion, von der her die Frauen ihrem Wesen nach als Gebärmütter definiert werden und sich so definieren lassen (Haraway 1982). In der vorautomatischen Schreibarbeit sind die Frauen nicht als Subjekte positioniert, die die vorgegebenen Gedanken weiterentwickeln, sondern quasi als sorgsam Bewahrende, die das Bewahrte zum schön lesbaren Text herausputzen sollen. — Indem nun Geschlechterhierarchie und die Trennung von Hand- und Kopfarbeit sich überlagern, entsteht im Effekt eine *Qualifikationshierarchie*: Die Sachbearbeiter steigen mit einer formal besseren Ausgangsqualifikation in den Beruf ein und können sich, da die Frauen sie von mühseligen Routinearbeiten entlasten, während der Arbeitszeit mehr Kenntnisse und Fähigkeiten aneignen als die Frauen. Sie haben häufig auch bessere Chancen, sich weiterzubilden und aufzusteigen — was für sie den Zugriff auf neue Kenntnisse und Fähigkeiten bedeutet. Die Qualifikationsunterschiede, die so entstehen, sind Stützen für die Entstehung eines männlichen Selbstbewußtseins, das die Unterschiede enorm übertreibt und die Vorstellung, sie seien mittelfristig erheblich reduzierbar, als verrückt/utopisch empfindet.

Es ist nun das Eigentümliche an vorautomatischer Schreibarbeit, daß sie durchaus qualifizierte Arbeit ist, insofern vergleichbar mit der Arbeit vieler hochangesehener und selbstbewußter Facharbeiter, und dennoch ist sie spezifisch subaltern. Warum? *Einerseits* muß die Schreiberin fürs schnelle und fehlerfreie Niederschreiben von Phonodiktaten oder von zumeist recht krakeligen handschriftlichen oder sonst unübersichtlichen Textvorlagen sowohl die Leitgedanken nachvollziehen können, wie auch meist die Bedeutung und Schreibweise einer Reihe von Fachausdrücken verstehen — andernfalls zwingen Unklarheiten der Vorlage sie zu häufigen (und oft auch als demütigend empfundenen) Rückfragen beim Konzipierer. Die Frauen müssen sich nun aber nicht nur aufs schnelle Begreifen des Textes und auf dessen Zerlegung in Einzelzeichen konzentrieren können, sondern zugleich auch darauf, das Erkannte und Identifizierte zu synthetisieren in den »Fluß« der Schreibbewegungen: Die Frauen haben es sich gelehrt, ihre Einzelbewegungen übergreifend zu einer schnellen, exakten und lückenlosen Bewegungsabfolge zu koordinieren/integrieren. Hierin geht ein ganzes Spektrum von Einzelfähigkeiten ein, die sich die Frauen nur durch ein zeitaufwendiges und zugleich auch sehr diszipliniertes Training aneignen konnten. Im Vergleich dazu müßte vorurteilslosen Betracht-

tern manches respektable Handwerksgechick eigentlich als recht plump erscheinen. *Andererseits* ist dieser Aufwand an intellektueller Energie und dieses entwickelte Fähigkeitenpotential als Mittel dem Zweck bloßen Abschreibens unterworfen, ist nicht Mittel für die Realisierung des Wunsches, Texte selbst zu konzipieren, formulieren und materialisieren.

Wie aber entstehen eigentlich massenhaft solche Menschen, die den Widerspruch qualifizierter Subalternität aktiv leben können, ohne daran zu zerbrechen? Wo werden solche Arbeitskräfte geformt, die einerseits kenntnisreich und entwicklungsfähig sind, andererseits den überlegenen Entwicklungschancen ihres diktierenden Gegenübers ohne Neid, ohne Sabotageversuche Raum geben und ihre eigenen Entwicklungsansprüche freiwillig zurückschneiden? Geformt wird dazu in der weiblichen Sozialisation. Sie bereitet die Frauen vor auf Entwicklungs- und Berufsverzicht zugunsten von Mann und Familie. Die Arbeitgeber sind schlaue genug, die durch die weibliche Sozialisation angebahnte Ausklammerung der Frauen aus qualifizierter Berufsarbeit zu nutzen: sie klammern die Frauen als Arbeitende ein in scheinfamiliäre Konstellationen.

Für die schreibenden Frauen entsteht nun häufig das Problem, daß sie voneinander isoliert jeweils mehreren Sachbearbeitern zuarbeiten und durch deren familial getönte »Beziehungsarbeit« einem Dauerdruck ausgesetzt sind, zu spät gelieferte Texte zu schreiben. — Daher haben sich einige ältere schreibende Frauen, wie wir in Interviews erfuhren, freiwillig zur Arbeit in einem Zentralen Schreibdienst (= die Zusammenfassung einer größeren Zahl von Schreiberinnen zu ausschließlichem Schreiben) entschlossen, obwohl es zuvor einen erbitterten Kampf aller Schreibkräfte und auch vieler Sachbearbeiter gegen die Einrichtung Zentraler Schreibdienste gab, den sie unterstützt hatten und der in eine Demonstration aller schreibenden Frauen auf dem Werksgelände mündete. Deren plausible Argumentation war, daß sie im Zentralen Schreibdienst als Nur-Schreiberinnen für viele verschiedene Gebiete dequalifiziert würden. Die Frauen, die schließlich doch zum Zentralen Schreibdienst überwechselten, berichteten später: Sie fühlen sich jetzt sehr wohl, weil sie nun häufiger miteinander reden und gemeinsam in die Pausenzone gehen können — wenn dies auch manchen männlichen Sachbearbeitern, die auf Texte warten, mißfalle. — Im Zentrum von Untersuchungen zur Textautomation muß also die Entwicklung dieser Spannung zwischen Qualifiziertheit und Kollektivität der Frauen und die Frage nach dem Verhältnis zwischen den Geschlechtern stehen.

### 3. Textautomation: Perspektiven der Technologie- und Qualifikationsentwicklung

Was ist eigentlich Textautomation? Sie beginnt in den Betrieben zunächst mit einer Rationalisierung. Es wird die Gesamtheit der während eines bestimmten Zeitraums von mehreren Sachbearbeitern initiierten Texte untersucht: Wo verbergen sich hinter unterschiedlichen Formulierungen gleiche Inhalte? Rationalisatoren und Sachbearbeiter (meist ohne die Beteiligung der schreibenden Frauen) formulieren eine lange Reihe von Standardtexten, sog. Textbausteinen, fixieren sie in Handbüchern, die künftig in der Hand von Sachbearbeitern und Schreiberinnen sein sollen. Jedem Baustein ist ein kurzer Code zugeordnet.



Der Textautomat ist im Kern eine elektronische Anlage, in der die Textbausteine gespeichert sind. Die Schreiberin gibt Codes und Befehle ein und (noch) nicht standardisierte Texte in der klassischen Methode (Buchstabe für Buchstabe). Sie veranlaßt damit die Anlage dazu, elektronisch die Daten/Befehle für den Bildschirm derart aufzubereiten, daß dort sowohl die Inhalte der angewählten Textbausteine wie auch der »klassisch« getippte Text zwecks Korrektur erscheinen. Danach transportiert sie per Befehl die Informationen in den Speicher des Druckwerks, das später den Brief ausdruckt. 50 Tausend Mark kostet diese Maschinerie, weitere an die Grundausrüstung koppelbare Bildschirmarbeitsplätze kosten 15 Tausend Mark. Will sich der Unternehmer mit der jeweils neuesten Software der Lieferfirma ausrüsten lassen, hat er monatlich zusätzlich an die 300 DM zu zahlen. Für die Führerin dieser elektronischen Maschinerie, immer noch harmlos-bescheiden »Schreibkraft« genannt, bedeutet diese einen nicht unbeträchtlichen Bruchteil ihres Gehalts darstellende Summe, daß sich das Spektrum der Betätigungsmöglichkeiten der Maschinerie ständig erweitert. Die Maschine, mit der sie arbeitet, mag äußerlich über lange Jahre hinweg dieselbe bleiben, man mag über Jahre hinweg gleichartige Eintippbewegungen bei der »Schreibkraft« beobachten, und doch ist da ein ständiger Umbruch.

Es lassen sich vier Tendenzen der weiteren Entwicklung ausmachen: 1. In die Anlagen zur Elektronischen Textverarbeitung wird immer mehr EDV integriert, z.B. zur Herstellung vielfarbiger graphischer Abbildungen, zum Aufbau von Adressenkarteen, die nach verschiedenen Kriterien gespeichert und genutzt werden können. — 2. Die Textautomation wird zusehends in EDV-Systeme integriert, die es Sachbearbeitern ermöglichen, ihre Arbeit praktisch ohne papierene Akten im direkten Dialog mit einem Datenbanksystem durchzuführen. Während gegenwärtig die Sachbearbeiter meist noch vorautomatisch arbeiten oder einfachere EDV nutzen und daher die Baustein-codes und vollständige Texte für die Schreiberinnen auf einem Zettel aufnotieren, werden sie künftig diese Informationen direkt am Bildschirm eingeben. — 3. Die Schreibarbeit wird sich zur Kommunikationsarbeit weiterentwickeln durch die Kopplung von EDV und Telekommunikation (Fernkopieren, Videotext, Kabeltext etc.). Elektronische Postdienste lassen sich im Laufe der 80er Jahre einsetzen für die »Erstellung, Übertragung und Speicherung von Dokumenten, Memoranden, Notizen, Diagrammen und Abbildungen jeder Art innerhalb und zwischen organisierten Einheiten« (»Computerwoche« vom 25.6.1982). — 4. Noch mindestens 10 Jahre werden vergehen, bis es möglich sein wird, gesprochene Texteingaben automatisch in Schreibtext zu verwandeln (ebd.).

Die Textautomation bedeutet nun die *Möglichkeit* eines dreifachen Umbruchs: 1. In dem Maße, in dem sich die Frauen (gegen vielfache Widerstände) die neuen Kompetenzen zur Beherrschung der elektronischen Maschinerie aneignen, den Sprung vom vormechanischen ins elektronische Zeitalter tun, ändert sich ihre *Position in der Qualifikationshierarchie* des Betriebes — nicht allerdings in der skalaren Hierarchie. Es entsteht daraus eine Fülle neuartiger Konflikte. — 2. Es verändert sich die *Basis der bisherigen Mann-Frau-Beziehungen*, weil Frauen den sachbearbeitenden Männern nicht mehr als bloße

Dienstleisterinnen gegenüberstehen, die letztlich »auf den Buchstaben genau« deren Anweisungen zu realisieren haben. Die Beziehung ist über eine komplexe Maschinerie vermittelt, deren Beherrschung die Frauen zu Gleichberechtigten statt zu »Unterstellten« machen kann. »Beziehungsarbeit«, soweit sie nur dazu diene, die dreifache »Unterstellung« der Frauen zu verharmlosen, muß in eine eigentümliche Krise geraten, da nun unterschiedlich spezialisierte und aufeinander angewiesene Kopfarbeiter verschiedenen Geschlechts zusammen arbeiten. — 3. Es wird ein Umbruch möglich in den *Beziehungen zwischen den Frauen*, weil die Frauen mit der Koppelung von EDV und Telekommunikation nicht mehr an Einzelarbeitsplätzen arbeiten, sondern über die neuen technischen Medien in einem Kooperationsverbund stehen, — mögen auch die Arbeitsplätze der einzelnen Frauen, sie sind nun Kommunikationsarbeiterinnen, physisch-geographisch weit voneinander entfernt sein.

#### 4. Feminisierung der Arbeitslosigkeit und Vermännlichung der Frauenarbeit?

Automation als Chance für Frauen, aus subalternen Stellungen aufzurücken, sich in der Arbeit zu entfalten? Doch halt: sieht die Wirklichkeit in den Betrieben nicht anders aus?

##### *These 1:*

##### *Die Frauenarbeitslosigkeit hängt mit der Höherqualifizierung zusammen*

Betrachten wir die Struktur der Arbeitsplätze im Büro: Automation beseitigt vorautomatische Hilfsarbeit wie auch routinisierte Sachbearbeitung — Frauenarbeit zumeist. Sie schafft die transitorisch notwendige niedrig qualifizierte Automationsarbeit wieder ab — Frauenarbeit. Aus der großen Menge Schreibarbeit wird die EDV-gestützte Kommunikations- bzw. Sachbearbeitung. »Naturwüchsig« fallen also weit mehr Frauen- als Männer-Arbeitsplätze weg. Wir fanden aber auch Belege dafür, daß Unternehmensleitungen *bewußt* den Frauenanteil an den Sachbearbeitern senken, und zwar *vor* der Einführung entwickelter automatischer Maschinerie (vgl. u.a. die Studie des SOFI: Gottschall u.a. 1981, 146). Rein ökonomische Überlegungen sind das Motiv dafür: mit dem zukünftigen Übergang zur Dialogsachbearbeitung werden die fachlichen Anforderungen steigen und dazu neue Kenntnisse (EDV) gebraucht. Frauen, oft in Zeiten des Mangels an qualifizierten männlichen Fachkräften eingestellt, haben meist eine schlechtere fachliche Vorbildung als ihre männlichen Kollegen, sind weniger belastbar im Beruf wegen ihrer Aufgaben in der Familie.

Betriebliche Fortbildungen sind teuer. Und sie sind zumeist so organisiert, daß den werdenden Automationsarbeitern abverlangt wird, auch nach der Arbeitszeit zu pauken. Diese Entwicklungszeit ist den Männern zugestanden, deren Frauen sich um Heim und Kind(er) kümmern und die Familienväter unterstützen im Konkurrenzkampf um den Arbeitsplatz, ausgetragen als Kampf um die Aneignung der höheren Qualifikationen. Die arbeitenden Frauen »bringen das nicht« aus Unternehmersicht. Ist es denkbar, daß Frauen — vor sich die Perspektive einer interessanten Arbeit — massenhaft um ihr Recht auf Lohnarbeit kämpfen, indem sie Entwicklungszeit für sich durchsetzen? Statt »Lohn

für Hausarbeit« die Forderung »Bezahlung von Fortbildungszeit« für Frauen mit Kindern?

*These 2:*

*Die Vermenschlichung bisheriger Frauenarbeit erscheint als ihr Gegenteil, als Vermännlichung*

Seit etwa 2 Jahren drängen in den USA verstärkt Männer in die Schreibarbeit hinein — so berichtete uns ein Experte für organisierte Textverarbeitung. Ähnliches ergibt eine englische Untersuchung (vgl. Spiegel vom 21.6.1982, 201). Ist es nur die Not der Arbeitslosigkeit, die Männer zwingt, von ihnen verachtete »Weiberarbeit« (assoziiert mit unqualifiziert, unmännlich) zu tun? Nein, denn:

»Für Männer attraktiv«, so die britischen Wissenschaftler, »würde der Arbeitsplatz einer Sekretärin dadurch, daß die Bedienung der komplizierten Büro-Elektronik in Zukunft höhere Qualifikationen verlange — die mit besserer Bezahlung ausgeglichen wird. In den Vereinigten Staaten haben schon einige Universitäten Lehrgänge für Bürowissenschaften ('secretarial studies') eingerichtet.« (Spiegel, ebd.)

Qualifiziert ist auch die vorautomatische Schreibarbeit — nicht zufällig haben mehr als die Hälfte der Schreibkräfte eine berufliche Ausbildung, wird bei der Ausbildung zur Sekretärin Abitur als Eingangsvoraussetzung gewünscht. Das aktive Zugreifen der Männer auf die Arbeitsplätze im »Vorzimmer« deuten wir als Indiz für die *Vermenschlichung* der Schreibarbeit: das Moment des *Diens* ist nicht mehr dominant, die neue Arbeit nicht einem Geschlecht eindeutig zudiktiert. Die neue Produktionsweise Automation ermöglicht insofern eine Vermenschlichung des Verhältnisses der Geschlechter zueinander in der Arbeit, als Geschlecht nicht mehr mit einer Asymmetrie von Herrschaft gekoppelt sein müßte. Vorstellbar wird, daß im Büro Frauen mit Männern in der Arbeit *gleichberechtigt* kooperieren, weil sie den bisher in der Qualifikationshierarchie Höherstehenden gegenüber treten mit neuen strategisch wichtigen Eingriffsfähigkeiten, als Naturbeherrscherinnen, nicht mehr als bloße »Dienstleisterinnen« und Verrichterinnen von Beziehungsarbeit. Wie kommt es, daß diese Vermenschlichung (Entweiblichung) bisheriger Frauenarbeit sich verwandelt in ihr Gegenteil, in *Vermännlichung*?

Für Frauen und Männer bedeutet der Umbruch ihrer Tätigkeiten durch Automation Unterschiedliches. Den Frauen wurde in ihrer Erziehung zur Weiblichkeit Gleichgültigkeit, oft sogar eine Art von Ekel vor Technik und Naturbeherrschung nahegelegt (vgl. F. Haug 1980). Da dies bei Menschen männlichen Geschlechts nicht so ist, dürfte für die männlichen Sachbearbeiter die Technisierung ihrer Arbeit nicht einen Riß in ihrer Identität bedeuten, der so »tief« reicht wie bei den Frauen. Die schreibenden Frauen jedoch müssen — wollen sie die neue Arbeit ergreifen, statt sie sich nehmen zu lassen — ihre Persönlichkeit umbauen. Die Individualitätsform einer treu für ihre Lieben sorgenden Hausfrau und Mutter und einer perfekten Schreib-»Kraft« bzw. Sekretärin ist dafür ungeeignet.

## 5. Neue Kompetenzen: Widersprüchliche Formen der Aneignung

### *Äußere Hemmnisse*

Den Frauen bedeutet man ihre Untergeordnetheit mehrfach. Wie weit will man sie ins elektronische Zeitalter vordringen lassen? Nicht weit: Oft sind nur zwei Tage Schulung vorgesehen. Deren Name heißt unverblümt »Einweisung«, also nicht Erobern neuer Räume, sondern Sich-Hineindirigieren-Lassen in ein enges fremdbestimmtes Gebiet: In zwei Tagen sollen die Frauen oberflächlich begreifend, folgsam, mit treuem Gedächtnis ihnen vorgemachte Befehlsfolgen nachmachen — Befehlsfolgen, die Programmierer in Duztenden von »Mannjahren« konstruierten. Über das Resultat sagt eine Frau: »Innerhalb von zwei Tagen bekommt man soviel erklärt, daß man anschließend nichts mehr weiß.« Warum diese brutal kurze Lernzeit? Eine Quelle ist der Patriarchalismus im Kapitalismus: Verächtliches Herunterspielen der Notwendigkeit neuer Kompetenzen für Frauen, selbst wenn's vom Profitaspekt aus ökonomisch Irrsinn ist. Der Textautomat ist, erklärt ein Direktor den Frauen, »doch nichts anderes als der Übergang von der mechanischen zur elektrischen Schreibmaschine«. Die Praxis enthüllt dies als Wahn, *als leicht angreifbar!* Denn faktisch brauchen die Frauen, wie sie uns sagten, mindestens ein halbes Jahr, um die Möglichkeiten der Anlage nutzen zu lernen. Lernen wird erschwert durch Beriehbhandbücher, die die Anlage beschreiben sollen, aber oft nicht mit ihr übereinstimmen, da fehlt Sorgfalt und Verständlichkeit: Mit matter Popularisierungslust schreiben Techniker für Techniker. Frauen grenzt das aus, wie das Fachkauerwelsch zwischen Ärzten den Patienten ausgrenzt. Der liegt krank vor ihnen, hört ihnen angestrengt zu und sie sagen ihm doch nur ein knappes Resultat. Dennoch bemühen sich Frauen um die Handbücher, auch wenn diese, wie das in einem Großbetrieb der Fall war, nur in englischer Sprache verfügbar sind.

In diesem Fall blieben die Frauen erfolglos, weil die Leitung das Programmiermonopol einer vorgesetzten Frau zu festigen sucht. Dennoch programmieren die Frauen an ihren Bildschirmen zentrale Vorgaben immer wieder einmal um. Da sie sich nur auf praktische Erfahrungen, nicht auf EDV-Theorie stützen, können sie im Programm nur die Werte von einigen Konstanten, nicht aber die Programmstruktur selbst verändern. Eine sagt uns dazu: »Eigentlich bräuchten wir ja eine Programmiererausbildung«, sie zögert, erschrickt über ihre Gedanken, wiegelt ab: »Das wäre wahrscheinlich zu aufwendig, die Programmierung selbst zu machen.« — Obwohl nicht so handelnd, denkt sie sich doch spontan als kleine unselbständige Einheit in einem durch hierarchische Ordnung produktiven Organismus, der von einem Kopf, der Vorgesetzten, geleitet wird. Bei der erscheint ihr Ausbildungsaufwand als nötig. Indem sie so Fruchtbarkeit/Produktivität und Hierarchie zusammendenkt, baut sie »die grundlegenden Elemente männlicher Herrschaft« (Haraway 1982, 203) in ihr Denken ein, lebt mit diesem organizistischen Kontrolldenken die Fremdkontrolle als Selbstkontrolle.

*Textautomaten: Verkörperung organisistischen Kontrolldenkens?*

Ist dies vielleicht subjektiver Reflex auf Technik, die selber dies Denken verkörpert? — Die Frau berichtet uns stolz und zugleich ratlos, mit einer Befehlskombination, die sie herausfand, könne sie lange Zeichenketten, es sei wohl was vom Programm, auf den Bildschirm holen; dies könne und dürfe ja eigentlich nur die Programmiererin an ihrem eigenen Bildschirm. Aber sie könne mit den Zeichen nichts anfangen. Was bedeutet das technisch? Wir studieren Prospekte über »Mehrplatzsysteme«: Mehrere Bildschirmarbeitsplätze sind an eine Zentraleinheit und an zentrale Magnetplatteneinheiten gekoppelt. Letztere speichern: »Systemsoftware/Anwenderprogramme/erfaßte Dokumente/Dateien«. Das sozialistische Kampfziel: »Alle sollen alles wissen!« übersetzt der Prospekt ins technisch Realisierbare: »Alle Dokumente und Dateien auf der Magnetplatte stehen im direkten Zugriff für alle Arbeitsplätze.« Jedoch: »Systemfunktionen und das Schriftgut sind durch Kennworte gegen unbefugte Benutzung«, d.h. die Schreiberinnen, »abgesichert«. Die Firma offeriert eine Treppe von 7 Kursen; auf Stufe 7, die »Supervisor« heißt, lehrt sie: »Kennwörter vergeben«. Dies Tun geschieht an einem übergeordneten Bildschirmplatz (genannt Supervisorplatz oder Master-Terminal), ebenso das Programmieren und das »Anlegen der Textstatistik«, d.h. die Messung/Überwachung der Leistungen an den anderen Bildschirmen. Die neue Technik als besonders gefügendes, besonders reichhaltiges Medium für organisistisches Kontrolldenken? Wir fragen dagegen: Wo und warum widersetzt sich das Medium? Der Prospekt: »Supervisor-Funktionen sind nicht an einen Arbeitsplatz gebunden. Dadurch wird sichergestellt, daß bei Ausfall des Supervisorplatzes an den Arbeitsplätzen weitergearbeitet werden kann.«

Die neue Technik ist plurizentrisch und zwingt uns zu brechen mit dem hierarchischen Kategorienpaar Zentrum-Peripherie, das sich ableitet vom »In-der-Mitte-Stehen«, das dann allein »Überblicken-Können« und »Befehlen-Können« bedeutet. — Technisch ist der Übergang in eine neuartige kollektive Produktivität möglich. (Zur spezifischen Produktivität einer »plurizentrischen Aktivierungsstruktur« in Kultur und Politik vgl. W.F. Haug 1981, 163.)

*Stehen die Frauen sich selbst im Weg? Formen von Selbstfesselung*

Daß Textautomation die Arbeit unpersönlich mache und dequalifiziere, sagte uns keine der Frauen an den Textautomaten. Wie setzen sie sich mit dem Neuen auseinander?

1. Technik bleibt Männersache. Während sich die Frauen die »Anwenderbefehle« (z.B. fürs Selektieren aus Dateien nach Merkmalen) oft selbst erarbeiten, verurteilen sie sich, was das Begreifen von Funktionsweise und Struktur der zugrundeliegenden Programme und elektronischen Apparaturen angeht, *durchgängig* zu bloßen Bedienerinnen. Es gibt eine Art magischer Scheu vor der Männerdomäne Elektronik: Eine Vertriebsbeauftragte für Textautomaten hat uns viele Befehle praktisch vorgeführt, aber den Wunsch, nur die Türe des Schränkchens zu öffnen, in dem die Magnetplatten rotieren, damit wir die auch einmal sehen, schlägt sie uns ab: »Ich traue mich da nicht ran. Wenn was nicht klappt, dann schreien wir nach dem Techniker.«

## 2. Frauen greifen nicht nach »Männerarbeit«. Eine Betriebsrätin:

»Jeder der Ingenieure hat im Kopf: 'Ich will weiterkommen, verantwortungsvollere Arbeit machen.' Klar, das sind oft Illusionen, aber alle haben einen Anspruch. Bei den Frauen ist das anders. Sie haben sich auf einen bestimmten Stand eingerichtet.«

In einem Betrieb — dort wurde für alle Bildschirmarbeiter(innen) das Recht auf qualifizierte Mischarbeit durchgesetzt — wehrt eine Frau in einer technischen Abteilung ab: »Wie soll man das machen, grad bei technischen Sachen? Da fehlt mir jeder Hintergrund. Das sind Ingenieure!« Eine andere traut sich zwar die Mischarbeit zu, fühlt sich aber ein: »Wir können doch nicht den Männern die Arbeitsplätze wegnehmen.«

3. Die Imaginierung des Betriebs als Familie macht willig zum Entwicklungsverzicht. Um sich Kompetenzen für die Mischarbeit anzueignen, benötigen die Frauen während ihrer Arbeit Lernzeit, dürfen sich darum nicht ständig mit Schreibearbeit überhäufen und sogar zu unangekündigten Überstunden bewegen lassen. Bei der Diskussion darüber ruft eine etwa 45-jährige Frau, die die Notwendigkeit der Lernzeit erkennt, komisch-verzweifelt: »Aber ich kann doch *meine Männer* nicht im Stich lassen.«

4. »Mein Chef erzählt überall rum, wie toll es mir gefalle am Bildschirm — aber er hat mich noch nie um meine Meinung gefragt. Diese Verherrlichung bringt mich erst in Opposition!« Die Frau, die so redet, tut »eigentlich« ihre Arbeit gut und gerne. Die Rede ihres Chefs, paternalistisch-stellvertretend, läßt als Gunst-von-oben erscheinen, was sie mühsam selber erkämpft hat, die Kompetenz für die neue Arbeit. Aus dem Widerstand gegen diese Form der Enteignung kann eine neue Frauen-Identität erwachsen, aber auch — wenn Automation und Chef zusammengedacht werden — eine Fessel, eine Ambivalenz gegenüber dem eigenen Können.

### *Durchsetzungsformen neuer Verhältnisse zwischen Frauen und Männern*

Die Struktur in Gesellschaft und Betrieb bewirkt im Effekt geschlechtsspezifische Kompetenzen und Identitäten, deren Zusammenfügung zum Gesamtarbeiter Monopol der Herrschenden ist. Insoweit Frauen die immer komplexer werdenden Textverarbeitungsanlagen wirklich beherrschen wollen, müssen sie zwangsläufig dieses Verteilungsmonopol und die geschlechtsspezifische In-/Kompetenzstruktur infrage stellen, da Männlichkeit und Naturbeherrschung gekoppelt sind. Dort, wo Automationsarbeiterinnen vorautomatisch arbeitenden Männern gegenüber treten, können sie das mit neuem Selbstbewußtsein tun.

»Mir gefällt es schon, daß ich etwas kann, was die Männer nicht können.« Eine andere Frau berichtet, »ihre« Männer kämen jetzt »öfter her und lassen sich was erklären«. Eine Dritte — vorher nur »einfache Schreibkraft«, jetzt als »gleichberechtigte Partnerin« ernstgenommen (so unsere Interviewpartnerin) — »bastelt« und »knobelt« zusammen mit dem Sachbearbeiter sogar an Wochenenden an der Anlage herum.

Anders, wenn diese Frauen mit Männern als Programmierern und Technikern zusammenprallen: Einerseits Frauen, die — auf das Funktionieren der Maschinerie angewiesen — im Störfall die konkrete Forderung stellen, daß die *wirklichen* Störungsursachen herausgefunden und behoben werden, auf

der anderen Seite Männer, die oft überfordert sind angesichts der Komplexität der EDV und unzureichender Schulung. Ihren Kontrollverlust über die Maschinerie versuchen sie nicht selten abzuwälzen, indem sie die Frauen beschuldigen, die Fehler durch falsche Eingriffe verursacht zu haben. Ihre eigenen Wissenslücken maskieren sie mit dem Gestus des Allwissend-Sachverständigen, herablassend lächelnd antworten sie auf Fragen der Frauen, die sie — was die Technik betrifft — auf infantilem Niveau glauben. Darum sind sie völlig überrascht, wenn Frauen — was *noch* selten ist — ihnen sachverständig widersprechen, reagieren aggressiv, »rasten aus«. Frauen, die sich technisch kompetent machen, decken nicht nur die brüchige Handlungskompetenz dieser Männer in der Arbeit auf, sie fügen ihnen eine besondere narzistische Kränkung zu — ist die Identität der Männer doch auch darauf gebaut, daß sie sich als Herren der Technik und damit über den Frauen stehend definieren.

### Literaturverzeichnis

- Gottschall, K., O. Mickler, J. Neubert und G. Schäfer, 1981: Auswirkungen technisch-organisatorischer Veränderungen auf Routinetätigkeiten in den Verwaltungen der Privatwirtschaft. Manuskript (Zwischenbericht eines Forschungsprojektes am Soziologischen Forschungsinstitut Göttingen), Göttingen
- Haraway, D., 1982: Klasse, Rasse, Geschlecht als Objekte der Wissenschaft. In: Das Argument 132, 24. Jg., Berlin/W.
- Haug, F. (Hrsg.), 1980: Frauenformen. Alltagsgeschichten und Entwurf einer Theorie weiblicher Sozialisation. Berlin/W.
- Haug, W.F., 1981: Strukturelle Hegemonie. In: Das Argument 129, 23. Jg., Berlin/W.
- Projektgruppe Automation und Qualifikation (PAQ), Band IV, 1980: Automationsarbeit: Empirische Untersuchungen, Teil 1.

## Projekt Automation und Qualifikation



Untersuchung von 425 automatisierten Arbeitsplätzen. Empirische Methode, Auswertung u. Erkenntnis; Automationsbegriff; Hand- u. Kopfarbeit: Vorzüge praktischen Denkens; Sinnlichkeit u. Abstraktion; Angst u. Handlungsfähigkeit; Problem der Zeit; Wege zum Kollektiv. DM 16,80/f. Stud. 13,80 (Abo: 13,80/11,80)

Dagmar Burgdorf

## Zur Lage der Tabakarbeiterinnen im 19. Jahrhundert

»Frau E. in B., ältere Witwe. Sie arbeitet für den Hauptbetrieb, von dem die unverheiratete Tochter die Arbeit mitbringt. In der Stunde bringt sie heute nur noch 40 Stück Zigarren fertig. Da sie pro 100 Stück 40 Pfennig bekommt, entspricht das einem Stundenverdienst von 16 Pf. Das Häuschen, das ihr gehört, besteht aus drei Stuben und einer dunklen Küche. Im Arbeitsraum ist der Kochofen und steht ein Bett, in dem aber angeblich niemand schläft. Mit der Witwe bewohnen das Haus ihre beiden unverheirateten Töchter und ihr Sohn mit Frau und Kind. Die eine Tochter geht in die Fabrik; die zweite soll dienen gehen. Der Mann ist an Schwindsucht gestorben. Auch der Sohn, der früher Hüttenarbeiter war, leidet an Schwindsucht. Die Schwiegertochter arbeitet in der Zigarrenfabrik. Das Kind wird von der Witwe mitversorgt.« (Fürth 1909, 65)

Ein anderer Fall: »Frau N. in W., 38 Jahre alt, blühend, seit 16 Jahren verheiratet, arbeitet vom 14. Jahr an in der Zigarrenfabrik. Zwei Kinder sind am Leben; drei sind gestorben, zwei davon innerhalb von 4 Monaten, eins an Krämpfen, zwei an Lungenentzündung. Danach hat sie 3 Jahre überhaupt nicht gearbeitet. Heute überrollt sie 300 Stück täglich; sie erhält 49, 50 bis 52 Pf. für das Hundert. Sie arbeitet von 9 bis 4 Uhr, behauptet aber, 100 Stück in 1 1/2 Stunden rollen zu können. Der Mann, gleichfalls Zigarrenmacher, verdient 12 bis 15 Mark wöchentlich, die Frau 8 bis 9 Mark. Im Arbeitsraum steht ein Bett.« (ebd., 67)

Zwei Protokolle über Frauen, die gegen Ende des 19. Jh. in der Zigarrenproduktion Arbeit fanden, beide als Heimarbeiterinnen. Assoziationen an emsig schaffende Frauen, pflichtbewußte Mütter, treusorgende Ehefrauen, die weder Mann noch Kinder ihrem Schicksal überlassen, drängen sich beim Lesen auf. Kurz: aufopferungswillige Geschöpfe, vom Kapitalismus ausgebeutet und vom Mann unterdrückt. Aber die Frauen trafen weder eine freie Entscheidung über ihre doppelte Ausbeutung noch waren es lediglich Einzelfälle. Von 732744 Heimarbeitern waren zu Beginn des 20. Jh. 45,14% Frauen. Noch höher war der Anteil arbeitender Frauen in der Zigarren- und Tabakverarbeitung: 1882 wurden im Deutschen Reich 47535 weibliche Arbeitskräfte (43,04% aller Beschäftigten), 1895 78371 (51,31%) und 1907 119920 (59,01%) gezählt (Heyde 1910, 144). Zahlenreihen amtlicher Statistiken; sie erfüllen ihren Zweck, verschaffen einen Überblick über Quantitäten.

Daten über Löhne, Fabriken, Produktionsmengen und Verteilung zwischen Männer- und Frauenarbeit ließen sich seitenlang anfügen. Wer sich näher dafür interessiert, sei verwiesen auf einschlägige Wirtschaftshandbücher (vgl. Hoffmann 1965).

Was uns heute fehlt, ist das Wissen um die Lebenssituation der Frauen im 19. Jh. in ihrer Klassenlage und als geschlechtsspezifisch Unterdrückte. In der sozialhistorischen Forschung wurde Frauen des 19. Jh. bisher wenig Beachtung geschenkt. Zwar liegen inzwischen zahlreiche Publikationen zur Geschichte der bürgerlichen und proletarischen Frauenbewegung vor, sie scheinen die Frauen jedoch erst als bewußt handelnde und organisierte Personen wahrzunehmen. Ihre Alltagserfahrungen bleiben aber unberücksichtigt. Dieses Defizit läßt sich einerseits mit fehlendem biographischem Quellenmaterial be-



gründen, andererseits verweist es auf einen eingeschränkten theoretischen Ansatz. Erst in neuerer Zeit wendet sich die Sozialgeschichtsforschung auch der Geschichte des Alltags zu. Für die heutige Frauenbewegung liegt die Relevanz der Erforschung historischer Prozesse im Aufdecken der Strukturen der kapitalistisch-patriarchalischen Gesellschaft. Ihre Grundmuster kehren in Variationen wieder: Im Kapitalismus wird die Frauenarbeit in besonderer Weise genutzt. Frauen wurden nicht nur als Lohndruckerinnen, sondern auch, wie im Berliner Zigarrenarbeiterstreik von 1869, als Streikbrecherinnen eingesetzt.

Wie ist das möglich? Zur Erklärung sind Versuche, geschlechtsspezifische und gleichsam natürliche, alle Gesellschaftsformationen hindurch geltende Verhaltensweisen zu bestimmen (»typisch Männliches«, »ewig Weibliches« etc.), meines Erachtens wenig geeignet. Ich will danach fragen, welche Elemente in der kapitalistisch-patriarchalischen Gesellschaft konstitutiv für die Unterdrückung der Frauen waren und sind. Ebenso problematisch wie die Annahme, »der Mann« sei der Unterdrücker per se, erscheint mir die These von den nicht nur unterdrückten, sondern auch in diesen Zustand einwilligenden Frauen (vgl. F. Haug 1981). Im Gegensatz zum ökonomistischen Theorieansatz, der Lebensformen und Bewußtseinsstand ausschließlich auf ökonomische Bedingungen der Individuen zurückführt, steht bei F. Haug die Kritik an den Verhaltensweisen der Subjekte im Vordergrund. Da die Frauen aber weder »nur« Klassenwesen noch »nur« Geschlechtswesen sind, reduzieren beide Ansätze die Frauen auf einen Aspekt ihrer gesellschaftlichen Existenz- und Verhaltensweisen. Sehen wir aber nur die Erscheinungsebene, so werden sich un schwer zahllose Beispiele finden lassen, die sowohl den chauvinistischen Mann, die opferwillige Frau charakterisieren und die genannten Thesen unterstützen. Die Frage, warum sich Frauen des 19. Jh. nicht eher zu eigenen Organisationen zusammenschlossen oder den von Männern geführten Vereinen beitraten, sondern offensichtlich ihrer doppelten Ausbeutung zustimmten, wird mit dem bloßen Konstatieren des vorfindbaren Zustandes nicht erklärt. Es gilt nicht einem blinden Empirismus das Wort zu reden oder monokausale Erklärungen für die Unterdrückung der Frauen abzugeben, sondern es geht um theoretische und methodologische Klärung und Weiterentwicklung zum Nutzen der Geschichte der Frauenbewegung. Nötig ist zunächst die Kenntnis des Vorhandenen, sowohl was das Theoriepotential als auch die Quellenbestände des Forschungsmaterials betrifft. Es versteht sich von selbst, daß im Rahmen des vorliegenden Aufsatzes nicht alle genannten Aspekte abgedeckt werden können; sie sind vielmehr als Anregung zu verstehen.

In der Analyse der Lebensverhältnisse von Frauen spielt die Rolle des Staates, der durch eine repressive Fabrikgesetzgebung, durch Frauenarbeitsverbot und mangelhaft durchsetzbare Arbeiterschutzbestimmungen zugunsten des Kapitals eingriff, eine große Bedeutung. Unterstützung leistete eine dementsprechend ausgerichtete Familienpolitik und Weiblichkeitsideologie, die die Frauen auf ihre biologische Funktion jeweils dann reduzierte, wenn es opportun schien. Zu fragen ist ferner nach der Position von Parteien, freien Gewerkschaften und Fachorganisationen zur zeitgenössischen Frauenfrage. Erklärungsbedürftig bleibt in diesem Rahmen, warum Teile der Arbeiterbewegung

in ihren Anfängen eine frauenfeindliche Haltung einnahmen, erst seit den 70er Jahren des 19. Jh. für Frauenrechte eintraten und Frauen zu ihren Organisationen zuließen, während sich bereits vormarxistische Sozialisten (z.B. Fourier) mit der Stellung der Frau in der Gesellschaft auseinandersetzten und Marx und Engels schon im Kommunistischen Manifest (1848) Ursachen und Konsequenzen kapitalistisch ausgebeuteter Frauenarbeit benannten. Noch ein Wort zum Verhältnis Frauenfrage und Arbeiterbewegung: Um voreiligen Schlüssen vorzubeugen, muß herausgestellt werden, daß die marxistischen Schriften weder schlechthin noch in ihren Positionen zur Frauenfrage von allen Teilen der Arbeiterbewegung angeeignet wurden und daß die Unterschiede in der Arbeiterbewegung erst deutlich hervortreten, wenn die u.a. von H. Zwahr vertretene Forderung nach regionalen Untersuchungen erfüllt wird. In der Gesamtheit der ökonomischen, sozialen, politischen und ideologischen Konstituierung der Klassen liegen die verborgenen Strukturen. In diesem Sinn ist auch die Frauenfrage des 19. Jh. nur zu analysieren über die Eingebundenheit der Frau als Teil der kapitalistischen Gesellschaft.

### Frauen in der Heimarbeit

Die oben zitierten Protokolle wurden mit achtzehn weiteren von Henriette Fürth Anfang des 20. Jh. in einer Untersuchung zur Gießener Zigarrenheimindustrie herausgegeben (vgl. Fürth 1909, 53ff.). In vielen Punkten sind die biographischen Angaben symptomatisch für die Situation der arbeitenden Frauen im 19. Jh. Von 390 Frauen des Umfragebeispiels waren 359 verheiratet, 21 verwitwet und nur 10 ledig. War schon der Anteil der verheirateten Frauen in sämtlichen fabrikmäßigen Industriezweigen besonders hoch, so traf dieses noch stärker in der Hausindustrie zu. Das bedeutete für die zeitökonomische Einteilung des Tages eine möglichst flexibel zu gestaltende Auslagerung der Arbeitszeit für die Zigarrenproduktion in die Phasen, in denen die Frauen nicht mit der Erziehung der Kinder, der Zubereitung von Mahlzeiten oder den übrigen hauswirtschaftlichen Tätigkeiten beschäftigt waren. Oft übten die Frauen noch neben der Zigarrenherstellung andere Nebenbeschäftigungen aus, z.B. als Putz- und Waschfrauen, Näherinnen, Hirtinnen, Büglerinnen oder Hebammen (vgl. Schloßmacher 1909, 48). Der Zeitfaktor spielte eine wesentliche Rolle in der Gestaltung der Freizeit, im Wahrnehmen von Bildungsmöglichkeiten oder in der Befreiung aus der einengenden Atmosphäre der Häuslichkeit. Andererseits schloß die isolierte Arbeitsplatzsituation die Frauen von Kommunikations- und kollektiven Lernprozessen, wie sie in der Zigarrenfabrik abliefen, aus. Hier liegt mindestens ein Erklärungsansatz, warum sich die Heimarbeiter insgesamt und die Heimarbeiterinnen insbesondere bis zum Ende des 19. Jh. allen Organisationsversuchen widersetzen. Troeltsch hat Recht, wenn er in diesem Zusammenhang von der fehlenden aber »unentbehrlichen Widerstandskraft« der Heimarbeiterinnen spricht (Troeltsch 1905, 68). Die Doppelbelastung der Frauen im Produktions- und Reproduktionsbereich, die zu zeitökonomischen Zwängen und gesteigertem körperlichen Kräfteabbau führte, setzte ein Maß an »Bereitschaft« voraus. Eine Bereitschaft zur doppelten Ausbeutung lag sicherlich in der tradierten, verinnerlichten Frauen-

und Mutterrolle begründet. Unterstützt wurde diese Bereitschaft durch die Arbeitsweise in der Hausindustrie. Ihre Einwilligung ist jedoch nicht als freiwilliger Akt zu sehen, denn Frauen aus der Arbeiterklasse, die in den seltensten Fällen über eine berufliche Qualifikation verfügten, hatten keine andere Wahl als die zwischen minderbezahlter Fabrik- bzw. Heimarbeit oder Prostitution.

Das Entlohnungssystem begünstigte zwar die Familienarbeit, war aber nur in der Hausproduktion typisch. Der vom Zigarrenfabrikanten festangestellte und bezahlte Zigarrenmacher arbeitete solange in der Fabrik, wie er dafür den höheren Lohn erzielte. Auf die Haus- und Familienarbeit wichen die Männer erst aus, als weder die Möglichkeit zu höher bezahlter Fabrikarbeit noch zu einer anderen lukrativen, industriellen Arbeit bestand.

Den Zigarrenfabrikanten bot die hausindustrielle Produktion von Zigarren uneingeschränkte Vorteile. Die Produktionsform des Verlagssystem konnte bis zum Ende des 19. Jh. überdauern. Die sonst zu beobachtende Entwicklung eines Industriezweigs von der einfachen zur kapitalistischen Warenproduktion stagnierte aufgrund der typischen Eigenheiten in der Verarbeitung des Rohstoffs Tabak zum Endprodukt Zigarre. Der Rohtabak wurde vom Verleger (Tabak-Zigarrenfabrikant oder Zwischenmeister) geliefert oder abgeholt und in fast ausschließlicher Handarbeit verarbeitet. Dadurch entfielen dem Fabrikanten die Kosten für Fabrikräume, bzw. Miet-, Beleuchtungs-, Heizungskosten oder Lagerräume. Außerdem war jederzeit die Möglichkeit gegeben, eine beliebig große Anzahl von Personen zu beschäftigen und notfalls — bei Zoll- und Steuererhöhungen — auf andere Gegenden auszuweichen. Es ist kein Zufall, daß die Zigarrenheimproduktion besonders in den Gebieten einen schwunghaften Auftrieb erfuhr, in denen ursprünglich die Hand- und Leinenwebereien des frühen 19. Jh. etabliert waren. Nach ihrem Zusammenbruch und der Abwanderung in städtische Industriezentren ergriffen z.B. in Westfalen, dem Rhein-Main-Gebiet und dem Gießener Raum Zigarrenfabrikanten die günstige Gelegenheit, um billige Arbeitskräfte für die Heimindustrie anzuwerben. Nur zu verständlich ist die Zustimmung der Frauen zu dieser Form der Arbeit im eigenen Haus, bot sie ihnen doch die Chance der Verquickung »ihrer Pflichten« als Mutter, Ehefrau, Hausfrau und Zuverdienende mit einer Arbeit, die keine besondere Qualifikation oder Bildung erforderte. Es fehlten zwar meist geeignete Arbeitsräume — so benutzten nach einem Umfrageergebnis in der Rhein-Main-Gegend die Frauen in 1327 Fällen das Wohnzimmer, in 31 Fällen das Schlafzimmer und in 14 Fällen die Küche als Arbeitsplatz — aber der Gang in die Fabrik, wie sie ihn häufig vom Kindesalter (ab 5 oder 6 Jahren) bis zur Heirat antraten, blieb ihnen dadurch erspart (vgl. Schloßmacher 1909, 48).

### **Frauen in der Fabrik**

Frauenarbeit im Zigarrengewerbe war schlechtbezahlte Zuarbeit. Die Aufgabe der Wickelmacherin bestand im Abwiegen und Zurechtschneiden des inliegenden Tabaks einer entstehenden Zigarre. Der Zigarrenmacher übernahm den Wickel direkt von der Wickelmacherin, legte ein entsprechend großes Umblatt herum und klebte die Nahtstellen zusammen. Die Übergabe der Wickel mach-

te ein enges körperliches Zusammenarbeiten notwendig. Die Zahl der verheirateten Frauen war in keiner Industrie größer als in der Tabakindustrie. Besonders in den Großbetrieben der Zigarrenproduktion fanden 89,5% aller verheirateten Tabakarbeiterinnen einen Arbeitsplatz (vgl. Heyde 1910, 149). Als zuverlässige Arbeitskräfte, denen »Verantwortungsgefühl« eigen war und die »hart im Kampf um das tägliche Brot« standen, waren sie den Kapitalisten je nach Bedarf genehm (ebd.). Während die Heimarbeiterinnen noch den Status der im Haus arbeitenden Ehefrau genossen, galten Fabrikarbeiterinnen als »moralisch und sittlich gefährdet« Personen. Als Ursachen für den angegriffenen Gesundheitszustand vieler Arbeiterinnen gab man die »körperliche Minderwertigkeit der sich in die Tabakindustrie drängenden weiblichen Personen« an (Seipp 1923, 47). Fakt ist aber, daß eingehende medizinische Untersuchungen bis zum Ende des 19. Jh. im Tabak- und Zigarrenfabrikwesen nicht stattgefunden haben; geschweige denn, daß man sich über Ursachen und Verlauf von Berufskrankheiten im Klaren war. Die Auswirkungen des Tabakstaubs, der sich beim Entrippen und Auseinanderfalten der Tabakblätter entwickelte, wurde als besonders gesundheitsgefährdend erst Ende des Jahrhunderts erkannt (vgl. Roth 1909). Unter den Erkrankungen nahmen Magen-Darm-Katarrhe, chronische Bronchitis und unter den Todesursachen die Tuberkulose den ersten Platz ein. Im Vergleich zu den Textilarbeiterinnen lag die Häufigkeit der Erkrankungen der Geschlechtsorgane bei den Tabakarbeiterinnen doppelt so hoch. Die Zahl der Frühgeburten mit 39,6% war ebenfalls höher als in anderen Arbeiterinnengruppen mit durchschnittlich 20%. Auch für akute Anämien und Chlorosen wurde die Ursache eindeutig im Einatmen des Tabakstaubs diagnostiziert (vgl. ebd., 134). Aus einer Studie, in der 15000 Arbeiter 1903 untersucht wurden, ist zu ersehen, daß die Zigarrenarbeiter Nordbadens und in der Pfalz am häufigsten von allen Arbeitergruppen von der Lungentuberkulose betroffen waren und eine Steigerung der Häufigkeit kausal mit der Verbreitung der Zigarrenproduktion zusammenhing (vgl. ebd., 185). Die Kindersterblichkeit in Zigarrenarbeiterfamilien lag über dem Durchschnitt der allgemeinen Kindersterblichkeit. Erkrankungen der Haut und Augenschleimhäute waren nicht außergewöhnlich, und es konnte sich kaum eine Arbeiterin oder ein Arbeiter diesen Dauerkrankheiten entziehen.

### **Staatliches Frauenarbeitsverbot in Krisenzeiten**

Schon in der ersten Zigarrenfabrikordnung von 1842 war weniger der Schutz der Arbeiter vor den schädlichen Einflüssen des Tabakstaubs in ungenügend gelüfteten Räumen Gegenstand und Grundlage staatlicher Aufsichtspolitik. Die »Sorge der Gesetzgebung« galt dem »Zustand der sittlichen und geistigen Cultur der Fabrikarbeiter« (Dep.Ber. 1842, 11). Frauen wollte man künftig aus »sittlichen und moralischen« Gründen nicht mehr zur Arbeit zulassen, nicht aber weil Frauen in stärkerem Maß von Gesundheitsschäden betroffen waren als Männer. Frauen, die bereits vor Erlaß der Fabrikordnung in den Fabriken arbeiteten, durften auch weiterhin der Gefährdung ausgesetzt werden. Desgleichen waren diejenigen vom Verbot ausgenommen, die als Ehefrauen und Töchter dem Vater »Beihilfe« leisteten. Da in der Folgezeit aufgrund feh-

lender männlicher Arbeitskräfte ein ökonomischer Verlust in der Zigarrenproduktion befürchtet wurde, hob der Staat 1847 das eingeschränkte Frauenarbeitsverbot wieder auf. Fortan konnten alle Frauen ihrem Nebenerwerb nachgehen. Die Zahl der Fabriken stieg in Bremen von 174 (1846) auf 290 (1852), die Zahl der Arbeiter von 2052 (1846) auf 3705 (1852) an. Als die Hansestadt sich nach 1853 aus freihändlerischen Interessen beharrlich dem Anschluß an den Deutschen Zollverein widersetzte und damit dem Schritt der benachbarten Städte Hannover und Oldenburg nicht folgte, verlegten die Fabrikanten kurzerhand ihre Produktionsstätten entweder in Gegenden mit billigen Arbeitskräften (Westfalen und Rhein-Main-Gebiet) oder mit günstigen Zoll- und Steuerbelastungen. Die Zigarrenproduktion verringerte sich, die Arbeiter wanderten ab in andere Industriezweige oder sie wurden arbeitslos. Wieder griff der Staat zugunsten der Fabrikanten und männlichen Arbeitskräfte ein und erließ im Juli 1853 ein erneutes Verbot der Frauenarbeit mit dem Zusatz, daß alle bisher arbeitenden Frauen auch weiterhin beschäftigt bleiben konnten. Es wurde ihnen aber der Wechsel der Fabriken praktisch unmöglich gemacht, denn im Fall eines Arbeitsplatzwechsels konnten sie erst eingestellt werden, falls keine männlichen Bewerber vorhanden waren. Wie wenig Interesse der Staat und die Fabrikanten an der Verhinderung gesundheitlicher, »moralischer und sittlicher« Gefahren zeigte, beweisen die Beispiele von der Bremischen Fabrikordnung bis zur Arbeiterschutzgesetzgebung 1888.

Von wirksamen Arbeiterschutzbestimmungen kann bis zum Ende des Jahrhunderts nicht die Rede sein. Die Arbeitsräume entsprachen keinerlei hygienischen Anforderungen, Lüftungsmöglichkeiten fehlten oder wurden witterungsmäßig nicht benutzt und auch die empfohlenen Mindestgrenzen für den Luftraum pro Arbeiter (7 m<sup>3</sup>) wurden von den Fabrikanten nicht eingehalten (vgl. Demme 1967, 90). Als 1888 durch Bundesratsbeschluß endlich eine Arbeiterschutzbestimmung für die Zigarrenfabriken — nicht für die hausindustrielle Zigarrenproduktion — erlassen wurde, versuchten die Tabakfabrikanten — an ihrer Spitze die Vereinigung Deutscher Tabakfabrikanten und -Händler — das Gesetz zu unterlaufen. Die Bremer Fabrikanten Engelhardt und Biermann — die mit 60 Fabriken zu der Zeit die größte Zigarrenproduktion im Deutschen Reich betrieben — drohten dem Staat, die Arbeiter zu entlassen, falls man die Erweiterung und den Neubau von Fabriken durchsetzen wolle. Biermann begründete in dem Schreiben an den Regierungspräsidenten seine Weigerung damit, daß »die Wohnräume der meisten Arbeiter ... zu klein und zu eng (sind), daß es nicht möglich ist, die Anfertigung von Zigarren darin zu betreiben, ohne die Gesundheit der Arbeiter und ihrer Angehörigen zu schädigen.« (ebd., 20)

Mit dem Erlaß der oben erwähnten Bremischen Zigarrenfabrikordnung wurde gleichzeitig eine Inspektionsstelle beauftragt, eine regelmäßige Kontrolle der bremischen Zigarrenfabriken vorzunehmen. Aus den Protokollbänden (1842 bis 1862) geht das Ausmaß an Protesten der Arbeiter gegen ihre Fabrikanten, die Gewalttätigkeiten, Strafen und Arbeitslohnkürzungen sicherlich nicht in vollem Umfang hervor. Die Protokolle vermitteln aber doch einen Einblick in die Zustände, unter denen sich 1842 von 2017 Arbeitern 368 Frau-

en befanden (Dep.Ber. 1842, 11). Aus den Protokollen über die Wickelmacherin Metta Arhues erfahren wir, daß sie im August 1842 auf Veranlassung ihres Bruders die Zigarrenfabrik verlassen mußte. Er händigte ihr nicht das für einen Arbeitsplatz erforderliche Arbeitsbuch aus, und die Mutter befahl daraufhin der Tochter das »Dienen«. Schon im Dezember des gleichen Jahres fand sie erneut Arbeit bei einem anderen Zigarrenfabrikanten. Weil der Zigarrenmacher, dem sie zuarbeitete, ihr die »größten Unanständigkeiten« zugemutet, »ihr die Röcke aufgehoben« habe, habe sie über ihn geschimpft. Er schlug sie so kräftig, daß sie noch am nächsten Tag über Schmerzen in der Brust klagte. 1844 finden sich zwei Vermerke über Schadenersatzleistungen, die M. Arhues an ihre jeweiligen Fabrikanten zahlen mußte, weil sie mehrere Tage wegen Krankheit nicht zur Arbeit erschien. Im Juni 1845 entließ sie der Zigarrenmacher Geerken fristlos, weil sie »keinen guten Ruf« habe und getrennt von ihrer Mutter in einem »verdächtigen Hause« lebe. Er glaubte, sie sei »nicht gesund« und verlangte ein ärztliches Attest über ihren Gesundheitszustand. Am 22. Januar 1850 klagt M. Arhues auf Auszahlung des rückständigen Arbeitslohnes und zeigt den Zigarrenmacher Treis wegen Mißhandlung an. In der Verhandlung am 26. Januar geben der Fabrikant und der Zigarrenmacher der betreffenden Fabrik einmütig zu Protokoll, daß M. Arhues eine Schlägerei vom Zaune gebrochen habe und somit schuldig sei. Der Inspektor erteilt ihr einen Verweis und droht, wenn sie »wiederum auf der Fabrik schimpfen und schlagen sollte, ... ohne Frage nach dem Anlaß ... die schärfste Bestrafung« gegen sie auszusprechen. Da die Inspektion auch Gefängnisstrafen für säumige und revoltierende Arbeiter verhängen konnte, übte sie damit quasi richterliche Funktionen aus. Im Januar 1851 beklagte sich M. Arhues erneut wegen Mißhandlungen und »Bedrohen durch ein Messer«. Erfolglos verliefen offenbar ihre Beschwerden, wenn sie wegen Krankheit den Arbeitsplatz verlor. Mindestens 11 Mal wechselte sie in 18 Jahren ihren Arbeitsplatz im Zigarrenfabrikwesen.

### Arbeiterorganisationen und Frauen

Während der Kapitalismus zunehmend Frauenarbeit als Produktivkraft heranzog und damit Frauen gegen Männer austauschte, sahen die Tabakarbeiter ihren Kampf um materielle Sicherheit nicht durch die Verwertungsbedingungen des Kapitals, sondern durch die Frauen bedroht. Die täglich erfahrbare Realität am Arbeitsplatz prägte die politische Sichtweise der Tabakarbeiterbewegung in den ersten zwanzig Jahren. Bereits auf dem ersten Kongreß der Zigarrenarbeiter Deutschlands (25.-29. September 1848 in Berlin) stand das generelle Verbot für weibliche Zigarrenmacher im Vordergrund (vgl. Dahms 1965, 21). Diese Forderung wurde auf dem zweiten Kongreß des Nationalen Unterstützungsverbandes der Zigarren- und Tabakarbeiter (1849 in Leipzig) bekräftigt (vgl. Zetkin 1978, 45). Zum dritten Vereinstag der deutschen Arbeitervereine (1865) entsandten die Teilnehmer einer Generalversammlung der süddeutschen Reise- und Unterstützungskassen eine Delegation, um zu verhindern, daß die Frauenarbeit als berechtigt anerkannt wurde. Sie setzten die Forderung offensichtlich nicht durch, denn die Konferenz begrüßte ausdrücklich die Frauenarbeit und die Gleichberechtigung der Frauen. Darüber hinaus un-

terstützte sie die angekündigte erste deutsche Frauenkonferenz in Leipzig. 1869 sprach sich der Allgemeine Tabak- und Zigarrenarbeiterverein für die Aufnahme weiblicher Mitglieder aus (vgl. Dahms 1965, 34; Zetkin 1978, 61). Unverkennbar ist von diesem Punkt an der Einfluß sozialdemokratischen Gedankengutes festzustellen. Lassalleaner und Eisenacher setzten sich ab 1869 für die Werbung von Frauen in den politischen und gewerkschaftlichen Organisationen ein. Für Clara Zetkin war diese Entwicklung ein »Klärungsprozeß des proletarischen Bewußtseins«, der in die Forderung mündete: »Kein Verbot der erwerbenden Frauenarbeit, gemeinsamer Zusammenschluß und Kampf der Arbeiterinnen und Arbeiter gegen das auswuchernde Kapital« (Zetkin 1978, 54). Dabei war die Differenz innerhalb der sozialdemokratischen Strömungen nicht zu übersehen. Die lassalleanische Sozialdemokratie, zu der auch der langjährige Vorsitzende und Begründer des Allgemeinen Deutschen Zigarrenarbeitervereins, Fritzsche, gehörte, hatte »nur wenig zu den Anfängen der klassenmäßigen proletarischen Frauenbewegung beigesteuert« (ebd., 59). Ihre widersprüchliche Position zur Frauenfrage, die einerseits das Verbot der Frauenarbeit ablehnte, andererseits aber das allgemeine Wahlrecht nur für Männer forderte, spiegelte die grundsätzlichen Unterschiede zur marxistisch-orientierten Arbeiterbewegung, aber auch den Bewußtseinsstand breiter Massen der Tabakarbeiter wider. Als im Sommer 1869 in dem landesweit geführten Zigarrenarbeiterstreik 2000 Arbeiter in den Ausstand traten und die Fabrikanten mit dem Anwerben weiblicher Streikbrecher reagierten, verlangten die Zigarrenarbeiter erneut das Verbot von Frauenarbeit und Heimarbeit (vgl. Dahms 1965, 46). Wenn auch keine Zahlen vorliegen, so ist doch für das Jahr 1878 bekannt, daß Frauen in Berlin, Breslau, Magdeburg, Altona und Zeitz inzwischen dem Deutschen Tabakarbeiterverband beigetreten waren (vgl. ebd., 65). Von einer endgültigen Wende im Verhalten der Tabakarbeiterorganisationen zur Frauenfrage und Frauenarbeit kann erst seit dem Erfurter Tabakarbeiterkongreß von 1889 die Rede sein. Jetzt forderte man die soziale, politische und wirtschaftliche Gleichstellung der Frau mit dem Mann und das uneingeschränkte Koalitionsrecht. Ein neues Verständnis von industrieller Frauenarbeit, die nicht mehr per se zu verdämmen war, führte zur Ablehnung der besonders ausgebeuteten Heimarbeit (vgl. ebd., 91).

## Literaturverzeichnis

- Dahm, Ferdinand, 1965: Geschichte der Tabakarbeiterbewegung, NGG Schriftenreihe Nr.17, Hamburg
- Demme, Hans, 1967: Zur Lage der Zigarrenarbeiter des Kreises Worbis in der 2. Hälfte des 19. Jh., in: H. Godehardt (Hrsg.): Beiträge zur Lage und zum Kampf der Arbeiter des Eichsfeldes, Worbis
- Dep.Ber. 1842: Deputationsbericht betreffend gesetzliche Bestimmungen wegen der Arbeiter in den Fabriken, Bremen
- Fürth, Henriette, 1909: Die Zigarrenmacherei im Bezirk Gießen, in: P. Arndt (Hrsg.): Die Heimarbeit im rhein-mainischen Wirtschaftsgebiet, Jena
- Haug, Frigga, 1981: Frauen — Opfer oder Täter? Diskussion, in: Argument Studienheft 46, Berlin/West
- Heyde, Ludwig, 1910: Die volkswirtschaftliche Bedeutung der technischen Entwicklung in der deutschen Zigarren- und Zigarettenindustrie, Stuttgart
- Hoffmann, Walter, 1965: Das Wachstum der deutschen Wirtschaft seit der Mitte des 19. Jh., Berlin, Heidelberg, New York
- Roith, Emmanuel (Hrsg.), 1909: Kompendium der Gewerbkrankheiten und Einführung in die Gewerbehygiene, 2. erw. Auflage, Berlin
- Schloßmacher, J., 1909: Die Zigarrenmacherei im rhein-mainischen Wirtschaftsgebiet, in: P. Arndt (Hrsg.): Die Heimarbeit im rhein-mainischen Wirtschaftsgebiet, Jena
- Seipp, Ludwig, 1923: Die Heimarbeit in der Gießener Zigarrenindustrie, in: P. Arndt (Hrsg.): Heimarbeit und Verlag in der Neuzeit, H.4, Jena
- Troeltsch, Wilhelm, Paul Hirschfeld 1905: Die deutschen Sozialdemokratischen Gewerkschaften. Untersuchungen und Materialien über ihre geographische Verbreitung 1896-1903, Berlin
- Zetkin, Clara, 1978: Zur Geschichte der proletarischen Frauenbewegung Deutschlands, Frankfurt/M.

## Männliche Widerspruchseliminierung und die Frauen von Harrisburg

### Thesen zur Automationsmedizin und Arbeitskultur

#### I

Die Automatisierung stellt die Arbeitsmedizin vor neue Herausforderungen. Bisherige Gesundheitsbedrohungen durch giftige Gase, Stäube, Lärm und Maschinenteile sind nicht mehr permanenter Bestandteil der Arbeitsumgebung, der die Arbeitenden passiv ausgeliefert sind. Dennoch bedeutet diese technisch bedingte Veränderung der Gefahrenstruktur noch lange nicht Gesundheit. Die Verhältnisse werden unklarer, die Risiken weniger genau faßbar und die Krankheiten unspezifisch (vgl. die Literaturlauswertung in PAM 1981, 236-245). Wie sind sie zu begreifen und was ist zu tun? Bestimmte Persönlichkeitsstrukturen, Verhaltensweisen, Arbeitshaltungen — die Lebensweise der Arbeitenden — entscheiden mit über Krankwerden oder Gesundbleiben. Arbeitsmediziner rechnen nicht damit, daß der Organismus den veränderten Anforderungen in der Automationsarbeit einfach passiv folgt, sich reflexartig anpaßt. Sie erwarten stattdessen aktives Tun der Arbeitenden, bzw. beklagen dessen Fehlen, so etwa in der Diskussion um falsche Ernährung und Bewegungsmangel. In der Ursachenforschung des Herzinfarkts wird seit den 50er Jahren ein Krankheitsmodell untersucht, das die Bedeutung der Subjektivität im Erkrankungsprozeß, die Verschiebung von spezifischen Berufskrankheiten hin zu Volkskrankheiten sowie die Veränderungen der Arbeitssituation berücksichtigt: das sog. *Verhaltensmuster vom Typ A* (vgl. die Literaturübersicht bei Dembrowski u.a. 1981) soll die enorme Zunahme des Herzinfarktgeschehens der letzten 30 Jahre erklären. Die typischen Verhaltensweisen seien etwa exzessives Streben nach Erfolg und Anerkennung, übermäßige Arbeitsorientierung (»Arbeitssucht«), zwanghafter Aktivitätsdrang bei gleichzeitigem Zeitdruck, Unfähigkeit zur Entspannung und zur Wahrnehmung körperlicher Überforderung. Obwohl nicht zur Erklärung der neuen Gesundheitsprobleme in der Automationsarbeit entwickelt, lesen sich die arbeitsmedizinischen Ausdeutungen wie Beschreibungen typischer Arbeitshaltungen im Computerzeitalter: Pedantisch, perfektionistisch stürzen sich die Menschen in die Arbeit, richten sich zugrunde, registrieren nicht die ersten Anzeichen von Schwäche und Überforderung, negieren Verbote ernster Erkrankungen. Gefühllos für ihren Körper trifft sie der Herzinfarkt wie ein Blitz aus heiterem Himmel (vgl. Siegrist u.a. 1980; zur Automationsarbeit: Weizenbaum 1978; PAM 1981).

Die Gesundheitsvoraussetzungen liegen demnach nicht nur im *Handeln* der Arbeitenden, sondern zugleich in der *Wahrnehmung* ihres eigenen Körpers. Medizinisches *Behandeln* kann die Gesundheit nicht sichern. Was tun die Arbeitsmediziner, wo der traditionelle biologisch-technische Zugriff nicht mehr greift? Aufklärung und Gesundheitserziehung bieten sich an, ändern aber offensichtlich noch nicht das Handeln. Oft genug gesellt sich nur ein schlechtes



Gewissen zur alten Lebensweise. Mediziner ihrerseits sind skeptisch, glauben selbst nicht daran, daß Menschen nach ihren Vorschlägen leben können. Was ist zu tun? Welche Barrieren stehen der Entwicklung einer anderen Lebensweise, einer anderen Arbeitshaltung und eines veränderten Verhältnisses zum Körper entgegen? Die Anforderungen zur Veränderung der Lebens- oder Arbeitsweise stoßen auf eine historisch gewordene Lebensweise, auf ein bestimmtes Verhältnis zum Körper, das — so meine These — mit einer *männlichen* Arbeitskultur verknüpft ist.

## II

Wovon ist eigentlich die Rede, wenn die mangelnde Körpersensibilität beklagt wird? Oder was organisiert diese Redeweise? Zunächst fällt mir auf: ein Bruch mit dem bisherigen betrieblichen Gesundheitsdiskurs, in dem es praktisch keinen Raum für das subjektive Befinden gibt, wenn nicht »objektive« Befunde in Gestalt von Normabweichungen oder Schwellenüberschreitungen feststellbar sind, in dem schließlich auch das gesundheitsbezogene Arbeiterhandeln selbst beschränkt ist auf die Befolgung von Arbeitsschutzvorschriften (gegen beides tritt die sog. Arbeitermedizin an — vgl. Brock u.a. 1981). Nun soll auf einmal gerade die Leugnung subjektiver Befindlichkeiten ein Krankheitsrisiko sein? Noch merkwürdiger mutet die Beschreibung eines freiwilligen Sich-zu-Tode-Arbeitens an. Wie ist dieser Typ vereinbar mit dem bisherigen Denken über Arbeiter, die sich angeblich schonten, wo es ging, die durch Absentismus und Fluktuation ihre Körper den Zurichtungen bis zum Zugrunderichten durch die Arbeit entzogen?

Richten wir den Blick auf das Alte, um das Neue besser zu begreifen: auf die gesundheitszermürende Maschinenarbeit in vorautomatischer Produktion. Arbeitszurückhaltung ist eine Antwort auf die Zerstörung, ist eine physisorganisierende Praxis (zu dem Begriff vgl. PAM 1981, S. 248), der die Wahrnehmung der Anstrengung und Überforderung vorausgegangen sein muß. Aber der nostalgische Blick, der lediglich eine verloren gegangene Empfindsamkeit (welche zugleich ein Stück Widerstand ist) beklagt, übersieht die andere Seite der physisorganisierenden Praxen in der Maschinenarbeit: Was ist mit der Fähigkeit, harte körperliche Arbeit nicht nur zu spüren, sondern auch wiederum *nicht* zu spüren? Ist sie doch nur so überhaupt körperlich auszuhalten, könnten die 8 nervtötenden Stunden z.B. an der Presse psychisch nur in der Abstumpfung durchgestanden werden (vgl. B. Nemitz 1982, Kap.6). Zur Empfindsamkeit gehörte also immer schon eine bestimmte Unempfindsamkeit. Ist die heute kritisierte Insensibilität dasselbe wie die bisherige Aushaltfähigkeit der Maschinenarbeiter? Warum wird sie dann plötzlich zu einem Gesundheitsproblem? Bisher schien sie doch — gerade vom Standpunkt des Produktionsprozesses — äußerst funktional zu sein.

Ich schlage vor, das der Klage über mangelnde Körpersensibilität zugrundeliegende Problem neu zu begreifen: nicht als einen Verlust von etwas, als Opposition von früher sensibel/heute insensibel, sondern als einen Umbruch im Sensibilitäts-/Insensibilitäts-*Verhältnis*, also ein Problematischwerden sowohl der bisherigen Sensibilitäten als auch der Insensibilitäten. Vielleicht braucht es,

um gesund zu bleiben, eine andere Sensibilität als bisher, deren Entwicklung aber gerade durch die alten Insensibilitäten gehemmt wird.

### III

Auch die oft vorgenommene Gegenüberstellung von Arbeitszurückhaltung und Arbeitssucht scheint mir problematisch. Immer schon haben die Arbeitenden nicht nur bestimmte Tätigkeiten in ihrer Arbeit negiert und sich vor ihnen zu schützen versucht (durch sensible Rebellion oder hergestellte Gefühllosigkeit), sondern auch umgekehrt Elemente darin hervorgehoben und positiv gelebt. Willis (1979) studierte diese Seite des Kulturellen = Selbstzweckhaften in der Arbeit, um zu begreifen, inwiefern die vorgefundenen Unterdrückungsstrukturen von den Arbeitenden selber reproduziert werden (zum Begriff des Kulturellen vgl. Haug 1980). Er analysiert ein Ineinandergreifen zweier Strukturen des sozialen Klassengefüges, die im Kapitalismus nur abstrakt voneinander geschieden werden können: den Geschlechtergegensatz und die Trennung in geistige und manuelle Arbeit. Seine Analyse zeigt eine männliche Arbeiterkultur, in welcher der Klassengegensatz als Gegensatz der körperlichen zur Kopfarbeit gelebt wird und zugleich die manuelle Arbeit mit der sozialen Überlegenheit des Männlichen, die geistige Arbeit aber mit der sozialen Unterlegenheit des Weiblichen assoziiert wird (Willis, 221). »Die Brutalität der Arbeitssituation wird partiell uminterpretiert als heroische Konfrontation mit der Aufgabe ... mehr von der Härte her verstanden, derer es bedarf, sie zu bestehen, als vom Wesen des Zwangs, der sie überhaupt erst auferlegt.« (223f.)

Es gilt also auch zu untersuchen, welches *Verhältnis* von Arbeitszurückhaltung und Arbeitsverausgabung in den neuen Arbeitstätigkeiten gesundheitsnotwendig wird, und inwiefern die Arbeitenden sich bei seiner Entwicklung durch die bisherige Verknüpfung von Körperkraft und Männlichkeit, mit der sie die Maschinenarbeit lebten, behindern.

### IV

Wie ergeht es den Automationsarbeitern, wenn sie an ihren bisherigen Sensibilitäts-/Insensibilitäts- und Arbeitszurückhaltungs-/Arbeitsverausgabungspraxen festhalten? Stellen wir uns männliche Arbeiter am Steuerstand oder in der Meßwarte vor, die vor kurzem noch mit glühenden Stahlbrammen im Walzwerk hantierten oder Forstarbeiter waren (eine übliche Automationsarbeiterbiographie). Mit Willis wäre zu vermuten, daß sie ihre ehemaligen schweren körperlichen Arbeiten in Hitze bzw. Kälte und Nässe nur aushalten konnten, indem sie sich einerseits gefühllos für die Zumutungen machten wie auch andererseits wetteifernd ihre Kräfte maßen und zugleich als »Manneskraft« genossen (vgl. »Sie möchten gern Giganten sein«). Im lärmisolierten Steuerstand und in der klimatisierten Meßwarte wird dieses in einer männlichen Arbeitskulturerstellte Verhältnis von abgestumpftem Durchhalten und sinnlicher Kraftmeierei aber anachronistisch, führt die Arbeitenden in eine »objektive« und in eine »subjektive« Krise (vgl. Rähzel 1981). Objektiv sind die Anforderungen der Automationsarbeit so nicht zu erfüllen. Z.B. garantiert 8-stündiges Aushalten auf der Meßwarte keineswegs, daß sie den Fehler, die drohende

Produktionsstörung in der 8. Stunde dann auch wahrnehmen, verstehen und beseitigen können. Subjektiv negieren die Arbeitenden so ihre eigenen Körperrebellionen (Müdigkeit und Angstschweiß, Magenschmerzen und Ohrensausen — vgl. PAQ 1981, S. 280) gegen die Zumutungen einer falsch organisierten Arbeit, ist doch in 8-stündiger Routineüberwachung die Handlungsfähigkeit für Störfälle wahrscheinlich gar nicht zu sichern. So machen die Automationsarbeiter ihre Leiden weder fruchtbar für die zu fordernde Veränderung der Arbeitsbedingungen noch für die zu entwickelnde Arbeitskultur darin. Es bleibt das Gefühl, den ganzen Tag nicht richtig gearbeitet zu haben und die Sehnsucht nach einer Tätigkeit, in der sie endlich wieder die Ärmel aufkremeln und zupacken können. Sind denn die Beschwerden, die sie auf der Meßwarte haben, überhaupt ernstzunehmen, erinnern sie nicht fatal an Schwächezustände und »Leiden der Frauen«? (Vgl. Böhm/Erdmann-Rebhann 1981) Kulturelle Bedeutungen, z.B. die von Männlichkeit, könnten ein Element der Stabilisierung alter physisorganisierender Praxen trotz neuer Anforderungen sein.

## V

Was nützt das Aufdecken sexistischer Momente in den Arbeitskrankheiten? Bedeutet dies eine Spaltung der Arbeitenden und führt von der Veränderung der krankmachenden Ursachen weg? Ich will an der größten Automationskatastrophe, die die Welt bisher erlebt hat, die Fruchtbarkeit der vorangegangenen Überlegungen prüfen, am »Fall Harrisburg«, der es nur dem Zufall verdankt, nicht zum Super-GAU geworden zu sein. Die Kommission des amerikanischen Präsidenten, welche den Störfall von Harrisburg untersuchte, spricht von einem nicht sehr schwerwiegenden technischen Fehler, der erst zusammen mit dem »Vergessen« des Schließens von Ventilen, dem »Übersehen« von Kontrolllampen und ähnlichem »menschlichen Versagen« zu dem schweren Unglück führte (Der Störfall von Harrisburg 1979). Warum versagen — einmal abgesehen von Qualifikationsmängeln, die auch hier in erschreckendem Ausmaß enthüllt wurden — Menschen in der Arbeit? R. Nemitz (1980a) fragt: »Wie wäre in einer solchen Anlage eine optimale Wahrnehmung der ablaufenden Prozesse möglich?« und antwortet: »Nur, wenn die Frage, ob diese Prozesse mit den vorhandenen Mitteln überhaupt hinreichend kontrollierbar sind, zum Haupt-Thema der Kontrolltätigkeiten selbst würde, wenn die Verbesserung der Beherrschbarkeit des Prozesses Aufgabe der Arbeitenden wäre.« Da die Automationsarbeiter aber davon weitgehend ausgeschlossen sind, muß ein gleichzeitig vorhandenes Bewußtsein notwendiger Verbesserungen bei ihnen *Angst* hervorrufen. Damit können sie aber nicht arbeiten, geschweige denn in schwierigen Störungssituationen eingreifen. Nemitz behauptet, »daß unter Bedingungen, wo die Verbesserung von Produktionsmitteln auf mächtigen Widerstand stößt, wo die Abschaffung des Produktionsmittels Kernkraftwerk Arbeitsplatzverlust bedeuten würde, wo die notwendigen Qualifikationen zur Beurteilung von Anlagensicherheit denjenigen vorenthalten werden, die mit diesen Anlagen tagtäglich umgehen, daß unter solchen Bedingungen die Wahrnehmung von Produktionsprozessen und seine rationelle Re-

gulierung Tendenzen zur *Widerspruchseliminierung* und damit zu Fehlhandlungen wie 'Vergessen' oder 'Übersehen' ausgesetzt sind, *um die Angst zu reduzieren.*« (S. 82f., Hervorhebungen B.N.)

Die Frauen von Harrisburg (vgl. die hervorragenden Reportagen von Perincioli 1980, alle folgenden Äußerungen hieraus) wissen, daß diese Widerspruchseliminierung nicht auf die Arbeit beschränkt bleibt. Sie erklären sich die Hartnäckigkeit, mit der ihre Männer die Gefahren selbst nach dem Unfall noch (ver-)leugneten, mit dem Männlichkeitsideal. Während die Frauen zunächst sich und ihre Kinder in Sicherheit brachten und dann zurückkehrten, um die Wiederinbetriebnahme von Three Mile Island (TMI) zu verhindern, versuchten ihre Männer, sie zuerst von der Flucht und dann vom Kämpfen abzuhalten. Die Frauen haben dafür den Ausdruck »nuclear macho« geprägt, der eine Art männliches Durchhaltevermögen, welches zugleich nichts außer Krankheit bewirkt, charakterisieren soll. Wochen später nahmen immer mehr Männer wegen Beklemmungsanfällen ärztliche Hilfe in Anspruch. Die Frauen deuteten dies »als Unfähigkeit, damit fertig zu werden, daß etwas geschah, das mächtiger war als sie«, »noch dazu durch etwas, das man nicht sehen konnte, nicht schmecken konnte, nicht berühren konnte.« (Kathy, S.14-16) »Wir hatten am Freitag (2 Tage nach dem Unfall, B.N.) eine Abschied-vom-Leben-Party in einer Bar. Dort haben wir gegessen wie die Wilden, alle haben über TMI geredet, aber das war auch alles, was wir tun konnten. (...) (Wir) waren ... im Zustand totaler Hilflosigkeit.« (Roger, S. 59) Die Widerspruchseliminierung hat offenbar zwei Seiten. Die Männer hielten durch, als es nichts durchzuhalten gab: »Das hat die Familienbeziehungen sehr belastet, daß die Frauen gehen und die Männer bleiben wollten. Bei einigen ging die Frau tatsächlich und ließ ihren Mann zurück, damit er stark und tapfer sein konnte.« (Kathy, S. 14) Und sie konnten nicht durchhalten, wo es darauf angekommen wäre: »Mein Mann ist nur zweimal zu den Meetings (der Anti-AKW-Gruppen, B.N.) mitgekommen. (...) Er gehört zu denen, die nicht mitkämpfen können, weil sie am Gegner ausflippen. Es gibt viele davon.« (Pat, S. 47)

Der Fall Harrisburg zeigt wie unter einem Vergrößerungsglas, daß wir eine *Widerspruchskultur* brauchen, damit die Widersprüche nicht eliminiert, sondern produktiv gemacht werden können (zum Begriff vgl. Nemitz, R. 1980b, S. 55). Die Frauen von Harrisburg zeigen, wie nötig ein widersprüchliches Verhältnis zum eigenen Unterworfensein ist: Weil sie sich die Angst erlaubten, konnten sie ihre Schwäche in eine Stärke wenden. Für die Gesundheit derer, die an Automationsarbeitsplätzen stehen, wie derer, die den Gefahren der neuen Produktivkräfte draußen ausgeliefert sind, braucht es also ein Sensibilitäts-/Insensibilitäts-Verhältnis, welches es ermöglicht, das Unsichtbare, Undenkbare, Unbeherrschbare zur Kenntnis zu nehmen, die größte Angst zu fühlen, um das Schlimmste zu verhüten (vgl. auch Nemitz, B., 1981, Heinrich 1981 und Sölle 1981).

## VI

Ich hatte vorgeschlagen, den Umgang der Arbeitenden mit ihrem Körper nicht als ein Resultat von Unwissenheit oder bestimmter Persönlichkeitsstrukturen

zu begreifen, sondern als Versuch, die widersprüchlichen Anforderungen in der Arbeit auf eine bestimmte Weise zu leben. Wie Willis zeigte, steckt in den kulturellen Praxen zugleich eine Erkenntnis über die Beschaffenheit der Arbeit, ein Wissen über die eigene Stellung in der Gesellschaft als Mitglied einer Klasse. Willis nennt diese Art von Wissen, die nicht individuelles Bewußtsein, sondern kollektive kulturelle Praxis ist, »Durchdringung« (184ff.). Die kulturellen Durchdringungen sind aber zugleich »beschränkt«, indem sie die ruinierenden Arbeiten und die gesellschaftlichen Strukturen, welche diese Arbeitsteilung produzieren, nicht ablehnen, sondern zur kulturellen Einrichtung in ihnen führen. Indem sie ein menschliches Überleben ermöglicht (Aushalten und Sinnggebung), ist die Arbeitskultur Schutz vor Fremdbestimmung *und* zugleich Unterwerfung. Welche furchtbare Rolle der Sexismus hierbei spielt, zeigt Willis für die untergeordneten schweren körperlichen Arbeiten. Ich habe versucht, seine Analyse für die Automationstätigkeiten fruchtbar zu machen. Das Beispiel der Frauen von Harrisburg behauptet nicht, daß Frauen es leichter gelänge, die Widersprüche in der Automationsarbeit auszuhalten. Keine von ihnen arbeitete im Kernkraftwerk. Es soll vielmehr im Zusammenhang mit Nemitz' Deutung der Widerspruchseliminierung darauf aufmerksam machen, daß es in der Automationsarbeit gerade diese Haltung brauchte, die die Frauen draußen angesichts der Katastrophe entwickelten — und: daß die Entwicklung eben dieser Haltungen durch eine sexistische Kultur behindert wird. Die sich andeutenden Brüche zwischen den alten physisorganisierenden Praxen und den neuen Anforderungen in der Automation und die dysfunktionale Stabilisierung der alten Praxen in der männlichen Arbeitskultur sind ungeheure Bedrohungen für das Individuum. Was immer sie tun, es scheint zu einem Risiko für ihre Gesundheit zu werden: behalten sie die alte Arbeitskultur bei, wird ihnen diese zu einem Problem bei den neuen Tätigkeiten — verlassen sie diese, so drohen sie zugleich den Schutz der Gemeinschaft zu verlieren und sind überdies gezwungen, sich in eine Kopfarbeiterkultur hineinzuentwickeln, die ihnen nicht nur fremd, sondern auch mit Herrschaft über sie verknüpft ist. In der Schärfe des Problems steckt zugleich die Chance: Wenn die alten Praxen versagen, verliert ja auch die Zustimmung in die schwere körperliche Arbeit und die damit einhergehende Ablehnung der geistigen Arbeit ihren Sinn. Automationsarbeiten brauchen und — wie Harrisburg zeigt — dürfen auch nicht mehr auf die alte Weise ausgehalten werden. Damit wird der Weg frei für eine Arbeitskultur, in der die eigenen Tätigkeiten lebbar sind, ohne in den Gegensatz zur Kopfarbeit geraten zu müssen. Die Perspektive für die Automationsarbeiter liegt darin, den Anspruch auf die geistige Arbeit zu stellen und damit zugleich die wichtigste objektive Grundlage des Klassenverhältnisses anzugreifen: die Trennung zwischen geistiger und manueller Arbeit. Um dies tun zu können, müssen sie ihre eigene Verunsicherung in den weichen Sesseln der Meßwarte begreifen, mit ihrer alten Arbeit und der Männlichkeit darin zusammendenken: Es ist auf der Meßwarte nicht schlechter, und sie sind keine Versager, nur weil die *Beherrschung* der Prozesse nicht mehr in den Armen, sondern im Kopf liegt und im politischen Kampf um das Recht darauf.

Auch für die Arbeitsmediziner ist das eine Chance. Sie brauchen ihr Han-

deln nicht mehr zu beschränken auf die Rettung der Körper vor den Anforderungen der Arbeit (Versetzung auf Schonarbeitsplätze, Selektionsmaßnahmen und Frühberentung). Sie sind gefragt, wie die Menschen mit ihren Körpern diese Arbeit leben und zugleich verbessern können. Im Schweigen über die neuen Gesundheitsprobleme stoßen sie auf die Bedeutung der männlichen Arbeitskultur.

### Literaturverzeichnis

- Böhm, R., C. Erdmann-Rebhann** (1981): Befindlichkeitsstörungen bei Frauen. In: Schneider, U. (Hrsg.): Was macht Frauen krank? Ansätze einer frauenspezifischen Gesundheitsforschung. Frankfurt/M.-New York, S. 83-89.
- Brock, A., H. Funke, E. Einemann, H.-H. Abholz, Th. Hoppensack** (1980): Betriebliche Gesundheit und gewerkschaftliche Arbeit in einer norddeutschen Werft — Ansätze einer Arbeitsmedizin in der BRD. In: Jahrbuch für kritische Medizin 6, Argument-Sonderband 53, Berlin, S. 49-75
- Dembrowski, T.M., M.J. Halhuber** (Hrsg.) (1981): Psychosozialer »Streß« und koronare Herzkrankheiten. 3. Verhalten und koronare Herzerkrankung. Berlin, S. 194-266
- Der Störfall von Harrisburg. Der offizielle Bericht der von Präsident Carter eingesetzten Kommission über den Reaktorunfall auf Three Mile Island. Düsseldorf 1979
- Haug, W.F.** (1980): Standpunkt und Perspektive einer materialistischen Kulturtheorie. In: Materialistische Kulturtheorie und Alltagskultur. Argument-Sonderband 47, Berlin, S. 6-27.
- Heinrich, J.** (1981): Mit meinem Mörder Zeit bin ich allein. München
- Nemitz, B.** (1981): Chemisierung und Automatisierung. Perspektiven einer arbeits- und umweltorientierten Medizin. In: Stimme der Arbeit 3, S. 57f.
- Nemitz B.** (1982): Arbeit und Gesundheit. Kurseinheit 2. Lehrbrief für die Fernuniversität Hagen
- Nemitz, R.** (1980a): Kurzbeitrag auf dem 2. internationalen Kongreß Kritische Psychologie »Arbeit und Arbeitslosigkeit in kritisch-psychologischer Sicht« vom 4.-6. Mai 1979 in Marburg. In: F. Haug (Hrsg.): Gesellschaftliche Arbeit und Individualentwicklung. Studien zur Kritischen Psychologie. Band 20, Köln, S. 80-83.
- Nemitz, R.** (1980b): Die Widerspruchskunst des Volker Braun. In: Aktualisierung Brechts. Argument-Sonderband 50, Berlin, S. 43-56
- PAM = Projekt Automationsmedizin** (1981): Automationsarbeit und Gesundheit — Perspektiven der Arbeitsmedizin. In: Argumente für eine soziale Medizin IX, »Prävention — Gesundheit und Politik«, Argument-Sonderband 64, Berlin, S. 234-264
- PAQ = Projektgruppe Automation und Qualifikation** (1981): Automationsarbeit. Empirische Untersuchung Teil 2. Argument-Sonderband 55, Berlin
- Perincio, C.** (1980): Die Frauen von Harrisburg oder »Wir lassen uns die Angst nicht ausreden«. Reinbek
- Räthel, N.** (1981): Thesen zur kulturellen Identität der Facharbeiter. In: *Das Argument* 130, S.838-842
- Sie möchten gern Giganten sein. Amerikanischer Spielfilm über Holzfäller, Streiks und Frauen. Regie: Paul Newman.
- Siegrist, J., K. Dittmann, K. Rittner, I. Weber** (1980): Soziale Belastungen und Herzinfarkt. Stuttgart
- Sölle, D.** (1981): Im Hause des Menschenfressers. Reinbek
- Weizenbaum, J.** (1980): Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft. Frankfurt/M.
- Willis, P.** (1979): Spaß am Widerstand. Gegenkultur in der Arbeiterschule. Frankfurt/M.

Gerhart Pickerodt

## Aufklärung, Sinnlichkeit, Ästhetik und Politik bei Georg Forster

Die europäische Aufklärung steht heute in einem ebenso schlechten Ruf wie die Vernunft selbst. Gegen die Zerstörung aufklärerischer Vernunft findet Widerstand kaum statt, weil man jene Vernunft von Beginn an diskreditiert erachtet. Die »Dialektik der Aufklärung«, selbst schon voller Skepsis ihrem Gegenstand gegenüber, ist einer Auffassung gewichen, die nur noch Zerrbilder hervorzubringen weiß. In diesen stellen die Fortschritts-elemente der bürgerlichen Emanzipation immer schon solche des Rückschritts dar, weil die Aufklärung insgesamt die Sinne abgetötet, die produktiven Vermögen des Menschen diszipliniert, die Individuen für ihre Funktionstüchtigkeit in der bürgerlichen Ökonomie disponiert haben soll. Die Verlustrechnung geht so überaus glatt auf, daß man meinen könnte, die sinnenfrohe Welt des Feudalismus wäre für alle ein lebenslanges Fest gewesen. Die Frage, wer für den Genuß der Feudalklassen bezahlen mußte, gilt hingegen als moralisierend und spießig. Die ganze Menschheit, und nicht nur die parasitären Feudalklassen, soll durch die Askesehaltung der Aufklärung um ihr Bestes, um ihre Genußfähigkeit gebracht worden sein.

Gerade die entschiedensten und profiliertesten Repräsentanten der Spätaufklärung jedoch, gerade jene, die mit der Aufklärung ernst zu machen, die Philosophie zu verwirklichen, die absolutistische Kleinstaaterei zu überwinden, die bürgerliche Demokratie revolutionär zu erkämpfen bemüht waren, gerade sie waren imstande, die universale Emanzipation des Menschen gegen kleinliche rationalistische Beengungen zu verteidigen, welche die Aufklärung zweifellos auch befördert hatte. Einer jener konsequenten Spätaufklärer war der am englischen Sensualismus wie am französischen Rationalismus gleichermaßen gebildete Georg Forster\*:

»Man sollte denken, es verstünde sich von selbst, daß die Fähigkeit zu genießen auch eine Bestimmung dazu mit in sich schließt, sobald die Gegenstände des Genusses in der Natur anzutreffen sind. Dieses *von selbst verstehen* aber, welches nur die Sache des gemeinen Menschenverstandes ist, war nie die Sache gewisser Köpfe, die sich und andere überreden wollen, wir hätten Füße um nicht zu gehen, eine Zunge um nicht zu schmecken, Augen um sie nicht aufzuthun, und so weiter fort. — Sie finden die Selbsterhaltung im Entbehren und Dulden; und ob sie gleich vom Wissen eigentlich nicht viel halten, so glauben sie doch, es könne wohl, eher noch als der Genuß, unsere Bestimmung seyn. Das Mittel, wodurch sie alle Erfahrung entbehrlich machen wollen, geht dann freylich auch über den gemeinen Menschenverstand; und auf diesen Sprung ins weite Blaue verstehen sie sich allein.« (III, 16f.)

Dieses klassische Plädoyer für die menschlichen Sinne und ihren Gebrauch, für die Fähigkeit zum Genuß und das Genießen dessen, was die Natur den Sinnen darbietet, dieses Plädoyer findet sich in einem »Über Leckereyen« betitelten Aufsatz Forsters von 1788.

\* Forsters Werke werden zitiert nach Gerhard Steiner (Hrsg.): Georg Forster. Werke in vier Bänden, Leipzig [auch: Frankfurt/M.] 1967-1971 (Band/Seitenzahl)

Festzuhalten ist, daß Forster den Sinnengenuß unter kulturtheoretischen Aspekten feiert. Genußfähigkeit ist sowohl ein Faktor wie auch ein Indikator der kulturellen Entwicklung. Allein dieser Tatbestand darf gegenüber der gleichzeitigen vorromantischen Naturtheorie als revolutionär angesehen werden. Nicht der sogenannte unverbildete Wilde ist fähig zum Genuß, sondern derjenige, der aufgrund der Übung seiner Sinneswerkzeuge zu unterscheiden gelernt hat. »Nur der Europäer kann daher bestimmen, was ein Leckerbissen sey, denn nur er ist vor allen andern Menschen im Besitz eines feinen unterscheidenden Organs, und einer durch vielfältige Uebung erhöhten Sinnlichkeit, oder mit andern Worten: er hat wirklich einen leckeren Gaumen, und neben seinen Gastmälern bestehe der Genuß, selbst einer chinesischen Tafel nur in einer unflätigen Fresserey.« (III, 15).

Daß Geschichte nicht ein Abfall von der Natur ist, ja im Gegenteil, daß die menschliche Natur, ihre Apperzeptionsweise selbst geschichtlich ist, daß Aufklärung nicht nur die kognitiven Fähigkeiten des Menschen, sondern auch seine sinnlichen Vermögen fördert, daß die menschlichen Sinne in der langen Geschichte des Zivilisationsprozesses eher entwickelt als diszipliniert und beschränkt worden sind, diese Überzeugungen Forsters stehen im strikten Widerspruch zu einer Aufklärungskritik, die da meint, daß der zivilisatorische Fortschritt der Menschheit notwendig erkaufte sei mit einem Verlust an naturhafter Sinnlichkeit. Erst die Befreiung vom unmittelbaren Mangel, vom Hunger, erlaubt, so Forster, die Ausbildung des Genusses. Er konstatiert einen dialektischen Fortschrittsprozeß von einfacher Bedürfnisbefriedigung, Tätigkeiten, die jener Bedürfnisbefriedigung dienen, Vervielfältigungen der Bedürfnisse, erweiterter Konsumtion kraft Vervielfältigung und Elevation des Tätigkeitsniveaus, das zur Ausbildung eines wiederum gehobenen Bedürfnisniveaus führt usw. Zusammenfassend hält Forster fest: »... es war sicherlich kein geringer Fortschritt im Denken von der Sorge für den Magen, zu der Sorge für den Gaum!« (III, 20f.)

Die Zunge »als bewegende Feder« des Räderwerks der Menschheitsgeschichte, des Welthandels wie der einheimischen Ökonomie, der Fortschritts-gang einer unendlichen Perfektibilität des Gattungswesens Mensch aufgrund der Geschichtlichkeit seiner Bedürfnisstruktur: dies sind tatsächlich Ansätze ebenso zu einer frühmaterialistischen Kulturtheorie wie gleichfalls die Präliminarien einer Ethik und Ästhetik des Überflusses statt der Askese.

Forsters Menschenbild hat seine von ihm in der heftigsten Polemik bekämpften Alternativen in der Askesehaltung von »Entbehren und Dulden«. Bürgerliches Selbstbewußtsein, statt sich im Entbehren und Dulden zu üben, bedarf im Gegenteil der Genußfähigkeit, um sich gegen die passiv-konsumtive Genußhaltung des Feudaladels, gegen das Schmarotzertum des Klerus und die bornierende Stagnation des Zunftwesens als produktive Haltung durchsetzen zu können. In der Unterscheidung zwischen »Genuß« und »unflätiger Fresserey« differenzieren sich nicht nur geschichtstheoretisch verschiedene Stufen der Menschheitsgeschichte, sondern auch aktuell klassenspezifische Haltungen. Die Differenz zwischen Völlerei und Genuß indiziert diejenige zwischen den Feudalklassen und dem aufsteigenden Bürgertum, das aufgrund seiner im



18. Jahrhundert noch größeren Nähe zur materiellen Produktion, aufgrund seiner aktiven Beteiligung an Welthandel und Entdeckungsreisen, aufgrund nicht zuletzt auch seines theorieorientierten Verhältnisses zur Geschichte ein höheres Maß an Unterscheidungsfähigkeit ausgebildet hat. Zum Genuß, so ließe sich Forsters Auffassung zusammenfassen, gehört Bewußtsein: Bewußtsein von den Sachen, die da genossen werden, Bewußtsein aber auch vom Genießen als subjektiver Aneignungshaltung.

Nichts ist Forster verhaßter als das demutsvolle Bettlertum, das überall dort sein Unwesen treibt, wo die Entwicklung der Produktivkräfte durch die politischen Herrschaftsstrukturen gehemmt ist. Hinzu kommt, daß »Entbehren und Dulden« als einer passiven Haltung der Wille und das Bewußtsein notwendiger Veränderung vollkommen abgeht. Der bettelnde Pöbel von Köln im 5. Kapitel der »Ansichten vom Niederrhein«<sup>1</sup> ist das willfähige Werkzeug des Klerus, sinnliches Zeichen ökonomischer und ideologischer Unterdrückung. In der Kompositionsökonomie der »Ansichten vom Niederrhein« steht jener Pöbel als direkter Gegensatz zum Bild des die Natur beherrschenden selbstbewußten Künstlers, wie er sich in den ästhetischen Monumenten der Stadt Köln objektiviert hat.

Gegenüber der Haltung des »Entbehrens und Duldens« zeichnet den Künstler zweierlei aus: zum einen der Bezug zur sinnlichen Fülle des Naturstoffs, die er »zu einem Ganzen vereinigt«. Diese Fülle ist nicht nur die räumlich gefaßte, insofern sich der Künstler auf »die mannigfaltigsten Formen aus allen Weltteilen zugleich« bezieht, sondern sie besteht auch im diachronen Sinn, dergestalt, daß jene Formen sich »aus der Vergangenheit und — darf ich es sagen? — aus der Zukunft, zum Gegenwärtigen«, »gesellen«, und sie »verweben sich mit ihm zu einem die Wirklichkeit nachahmenden Drama.« (II, 406)

»Wirklichkeit« bedeutet in dieser Auffassung nicht die Unmittelbarkeit eines bloßen Naturstoffs, sondern die raum-zeitliche Einheit im doppelten Weltmaßstab der gesamten bewohnten Erde sowohl wie auch der Menschheitsgeschichte einschließlich der spekulativ erfaßten Zukunftsdimension. Spricht Forster angesichts des Kölner Doms also von einem »die Wirklichkeit nachahmenden Drama«, so nicht im bornierten Sinn der Nachahmungstheoretiker der ersten Jahrhunderthälfte. »Drama« heißt vielmehr, daß die Bewegung des Gegenstandes in der Architektur des Dombaus fortwirkt, daß das Imitationsprinzip sowohl von der gegenständlichen Seite als auch von der des Künstlers her dynamisiert ist. »Das Siegel des Herrschers in der Natur ist es eben, was wir an jedem Kunstwerk, wie das Brustbild eines Fürsten auf einer Münze, erblicken wollen; und wo wir es vermissen, da ekelt die allzusklavisch nachgeahmte Natur uns an.« (II, 407)

Neben die raum-zeitliche Fülle des Gegenstandes tritt hier als anderer Zug des Forsterschen Künstler-Bildes das Souveränitätsprinzip. Wie das Fürstenbild in der Münze, so prägt der Künstler in der von ihm bearbeiteten Natur sich aus. Im Gegensatz zur Sturm und Drang-Ästhetik abstrakt-vereinzelter Subjektivität jedoch repräsentiert in Forsters Bild vom Künstler sich die Menschheit. Die Spur, die der Künstler dem Stoff einprägt, der seinerseits ja bereits den Charakter des raum-zeitlichen Universums besitzt, ist die »der le-

bendigwirkenden, umformenden Menschheit.« (II, 407) Im schaffenden Künstler versichert sich die Menschheit ihres Naturstoffs, ihrer Geschichte wie auch der eigenen natur- und geschichtsbeherrschenden Gewalt.

Im Unterschied zur Weimarer Klassik weist Forsters Ästhetik über Kontemplation und erkenntniskritischen Dualismus, letztlich über die Kunstsphäre selbst hinaus. Auf der Ebene der Geschichte ästhetischer Theoriebildung bedeutet dieses These, daß Forster anknüpft an die aktiv-dynamischen Elemente der Sturm und Drang-Ästhetik. Forsters Künstler ist ein Prometheus, der die abstrakt-subjektivistischen Züge der Sturm und Drang-Phase abgestreift hat, der auf der gegenständlichen Seite es nicht mehr mit einer toten Materie zu tun hat, der er in einem usurpatorischen Akt das Leben einhauchte. In Forsters Künstler-Bild sind die aktiv-verändernden, dynamischen Momente der Sturm und Drang-Ästhetik aufbewahrt, ohne daß sie doch deren geniehaft-subjektiven Begrenzungen unterlägen. Dieses Künstler-Bild repräsentiert vielmehr das Ideal einer den Stoffwechsel mit der Natur wie auch die eigene Geschichte samt ihrer Zukunftsdimension beherrschenden Menschheit.

Insofern für Forster noch die unfertige Architektur des Kölner Doms zum Drama wird, insofern er also die architektonische Statik in unabgeschlossene Bewegung aufgelöst sieht, wird ihm der mittelalterliche Künstler zum Zeugen einer menschheitlichen Entwicklungspotenz, hinter der die tatsächliche Kölner Gegenwart samt ihrem mächtigen Klerus und ihrem Bettler-Pöbel weit zurückgeblieben ist.

Kunst ist für Forster Signum möglicher Menschheitspraxis, weder deren geniehaft-einzeln vollzogener Ersatz noch eine sich in der deutschen Misere einrichtende ästhetische Sondersphäre. »Vor der Kühnheit der Meisterwerke stürzt der Geist voll Erstaunen und Bewunderung zur Erde; dann hebt er sich wieder mit stolzem Flug über das Vollbringen hinweg, das nur Eine Idee eines verwandten Geistes war. Je riesenmäßiger die Wirkungen menschlicher Kräfte uns erscheinen, desto höher schwingt sich das Bewußtseyn des wirkenden Wesens in uns über sie hinaus.« (II, 404)

Solche Sätze sind nicht im Horizont der Schillerschen Erhabenheits-Theorie zu lesen, als erhöbe sich der Geist des anschauenden Rezipienten über die ihm entgegengesetzte Natursphäre hinaus in spirituelle Freiheit. Als Signum möglicher menschlicher Praxis stimuliert das Kunstwerk vielmehr das Bewußtsein von der dem Rezipienten eigenen Wirkungspotenz, die sich keineswegs auf die Kunstsphäre zu beschränken braucht. »Erstaunen und Bewunderung« als die ästhetischer Vollkommenheit gegenüber adäquate Haltung verwandelt sich in diejenige des Stolzes, in dem das ästhetische Vollbringen als partikularer Vorgriff auf die Realisierung menschlicher Gattungspotenz verstanden wird. Die »Schauer des Erhabenen«, die auch Forster dabei empfindet, sind gerade nicht die übersinnlichen einer idealen Geisteswelt, sondern das Gefühl, das entsteht, wenn das Subjekt die bestehenden Schranken praktischen Wirkens als aufhebbar erfährt.

Diese Erfahrung aufhebbarer Schranken menschlicher Praxis macht Forster auf seiner Niederrhein-Reise nicht nur anhand von Kunstwerken, sondern ebenso und in weit umfänglicherer Weise auf ökonomischem und politischem

Gebiet. Hinter all dem steht die Erfahrung der französischen Revolution, deren Resultate Forster 1792/93 im französisch besetzten Mainz verfassungsrechtlich und praktisch, d.h. auch und vor allem im Interesse der bäuerlichen Massen, zu verankern sucht.

Angesichts der Reflexionen über die ästhetische Vollendung des unvollendeten Kölner Doms dürfte es nicht fernliegen zu vermuten, daß Forster der partikularen Kunstsphäre insgesamt eine die Haltung des »Entbehrens und Duldens« sprengende Funktion beigemessen hat. Wird der Kunstrezipient an der Kunst seiner eigenen Gestaltungskraft inne, indem er zugleich die außerästhetische Sphäre der den Dom umgebenden Stadt in ihrer ganzen Zurückgebliebenheit erfährt, so kann — zumindest der Forsterschen Gestaltungsintention nach — jener Widerspruch in der Erfahrungskoinzidenz nicht folgenlos bleiben. Revolutionäre Ethik, politisches Veränderungsbewußtsein stärkt sich an der sinnlichen Fülle und Vollendung der Kunst, insofern diese, wie zuvor entwickelt, als Signum möglicher die Kunstsphäre überschreitender Praxis verstanden wird.

Daß Forster in der Darstellungsform der »Ansichten vom Niederrhein« der Kunstrezeption eine die Beschränkungen der gegebenen sozialen Praxis sprengende Funktion zugemessen hat, ohne der Dom-Ästhetik allerdings politische Inhalte aufzubürden, erklärt sich nicht zuletzt aus der sozialpolitischen Perspektive, die Forsters Schilderung der Stadt Köln bestimmt. »Unter allen Städten am Rhein«, heißt es von Köln, »liegt keine so üppig hingegossen, so mit unzähligen Thürmen prangend da.« (II, 411) Aber im Gegensatz zum Dom als einzelнем Monument ist die üppige Stadtarchitektur nur die Fassade innerer Zerrissenheit und Hohlheit. »Halb entvölkert« ist die Stadt, deren inneres Bild geprägt ist durch die »zahlreiche Bande von sitten- und gewissenlosen Bettlern, die auf Kosten der arbeitenden Klasse leben ...« (II, 412) Sieht Forster hier bereits den Gegensatz zwischen der Werte produzierenden »arbeitenden Klasse« und jenen schmarotzenden Bettlerhorden, so steht im Brennpunkt der Kritik dennoch der Klerus, die »Geistlichen aller Orden«, denn die »Bettlerrotten sind ihre Miliz, die sie am Seil des schwärzesten Aberglaubens führen ...« (II, 412)

Trotz dieser von Intoleranz, moralischer Verkommenheit, Schmarotzertum und Untätigkeit bestimmten Sozialverhältnisse der Stadt Köln wird die Sakralarchitektur des Doms durch sie nicht desavouiert. Der Dombau gilt vielmehr als Monument einer anderen Wirklichkeitsdimension, gleichsam als Garant für die Hoffnung, daß jene Verhältnisse veränderbar sind, da sie hinter den im Dom monumentalisierten Möglichkeiten menschlicher Naturbeherrschung so weit zurückgeblieben sind. Die qualitative Ungleichzeitigkeit zwischen Dom und gegenwärtigem Leben, die Forster registriert, indem er sie zur Antithese ausbildet, hat dabei nichts gemein mit romantischer Verklärung des Mittelalters und des Handwerkerkünstlertums jener Epoche.

Der Zukunft und Vergangenheit integrierende Dom ist vielmehr ebenso gegenwärtig wie der Vergangenheitscharakter der beobachteten Sozialverhältnisse. Der ausgebildete Blick für die eine Seite schärft den für die andere. Keineswegs wendet Forster angesichts der Poesie der Kunst den Blick ab von der Pro-

sa der Verhältnisse. Der sinnliche Genuß ästhetischer Fülle stärkt vielmehr die Kraft, es aufzunehmen mit den überfälligen Verhältnissen des Klerikalabsolutismus beispielsweise in Köln oder Mainz. Daß dies nicht nur individuell, sondern klassenrepräsentativ zu verstehen ist, liegt angesichts des permanent und noch auf der Beschreibungsebene durchscheinenden geschichtstheoretischen Untergrunds der Darstellungsweise auf der Hand. Eine Klasse, die von der Sorge für den Magen zu der für den Gaumen aufgestiegen ist, die in der Kunst ihre eigene Handlungsperspektive hinsichtlich der Beherrschung von Natur und Geschichte vorgebildet sieht, eine derart in Genuß und Handeln selbstbewußte Klasse vermag sich mit der Beschränkung der Produktivkräfte durch die Verhältnisse nicht abzufinden.

Daß eine derart selbstbewußte bürgerliche Klasse in Deutschland nicht existierte, dessen war Forster sich vollständig bewußt. Seine immer wieder geäußerte Auffassung, daß Deutschland nicht reif sei für die Revolution, sein Zögern vor dem Eintritt in den Mainzer Jakobinerklub, seine dann in Mainz betriebene Politik des Anschlusses der Republik an Frankreich belegen eindringlich, daß Forster sich über die Existenz seiner revolutionären bürgerlichen Klasse in Deutschland keinen Illusionen hingab. Andererseits jedoch hatte er, nicht zuletzt aufgrund seiner in den »Ansichten« dokumentierten Reiseerfahrungen, die andere Illusion, den Glauben an die Wirksamkeit einer Reformpolitik innerhalb der absolutistischen Strukturen, ebenfalls eingebüßt. Er stand vor dem Dilemma der Einsicht, daß die historisch als notwendig erkannte Revolution aufgrund der Unterentwickeltheit der nur potentiell revolutionären Klasse zumindest im nationalen Maßstab nicht zu realisieren sei. Der unaufgelöste Widerspruch zwischen aufklärerischem Humanismus und revolutionärem Demokratismus in Forsters Denken dieser Periode ist als Konsequenz jener doppelten Illusionslosigkeit zu verstehen. Ebenso wie Forsters Theorie der Kunst als eines Signums möglicher Praxis ist auch seine Kulturtheorie der Entfaltung aller menschlichen Gattungspotenzen einschließlich der Bedürfnisstruktur und der Genußfähigkeit — wie seine Publizistik jener Phase zu Beginn der neunziger Jahre insgesamt — als Instrument zur Entwicklung bürgerlichen Klassenbewußtseins zu verstehen. Ihrem Inhalt nach anknüpfend an den aufklärerischen Humanismus, ist Forsters Schreiben der Zielorientierung nach darauf bezogen, jener ökonomisch aufsteigenden, dem Bewußtsein und der politischen Handlungsfähigkeit nach unterentwickelten Klasse Perspektiven zu vermitteln. In diesem Sinne ist es sowohl politisch als auch revolutionär. Zugleich ist jedoch zu betonen, daß dieses Konzept der Perspektivvermittlung nicht bedeutete, pragmatische politische Handlungsanweisungen in die Form einer Kultur- und Kunsttheorie zu pressen, geschweige in die Kunst selber.

Forsters perspektivbildendes Konzept beruht auf dem eigentümlichen Denkmodell einer Durchdringung von Natur und Geschichte. Die Natur einschließlich der menschlichen Bedürfnisstruktur und der menschlichen Sinnlichkeit wird historisiert, während andererseits die Geschichtstheorie immer wieder auf die Naturbedingungen der menschlichen Gattung Bezug nimmt. Diese Verflechtung von Natur und Geschichte betrifft auch die von Forster reflektierten Bedingungsfaktoren der Kunst.

In dem Aufsatz von 1789 »Die Kunst und das Zeitalter«, der als eines seiner wichtigsten kunsttheoretischen Zeugnisse anzusehen ist, führt Forster zwei Begründungen für den von ihm konstatierten Tatbestand an, daß die Kunst der Gegenwart gegenüber der griechischen Antike an Bedeutung verloren habe. Die eine Begründung fußt auf der von Herder bezogenen Menschenalter-Geschichtstheorie, nach der das klassische Griechenland die Jugend der Menschheit, die Moderne jedoch ihr Alter verkörpert. Der Jugend entspricht Begeisterung, Empfindung, freie Phantasietätigkeit, dem Alter hingegen Wissenschaft und Philosophie als Erkenntnismodi. Kunst hat in der Moderne gegenüber Wissenschaft und Philosophie ihre Bedeutung als genuines Instrument der Weltaneignung eingebüßt.

Der andere Begründungsstrang für den Bedeutungsverlust der Kunst ist unmittelbar politisch: »Ein Gefühl ist es, aus welchem die Kunst und die Tugend entspringt; aber der kalte Hauch des Despotismus hatte es gewelkt. Vaterlandsliebe konnte den nicht begeistern, der kein Vaterland hatte, sondern einen Herrn.« (III, 133)

Positiv ausgedrückt bedeutet dieses Verdikt, daß Kunstproduktion — wie im übrigen jede Realisierung der menschlichen Gattungspotenzen — der unbeschränkten Freiheit in der Entfaltung der Produktivkräfte bedarf. Die Despotie des herrschenden Feudalabsolutismus behindert die freie Entfaltung der Produktivkräfte, insbesondere die der ästhetischen Produktivkräfte, als das sind Begeisterung, Phantasie, sinnliche Spontaneität. Auch hier also ist das Ferment von Forsters geschichtstheoretischer Ästhetik nicht in einer asketischen Ethik zu sehen, sondern in der Kritik der Restriktionen, die das herrschende Gesellschaftssystem samt seiner politischen Struktur verhängt. Niemand in der zeitgenössischen Literatur hat andererseits so vehement gegen abstrakte Pflicht-Ethik, gegen den Mechanismus abstrakter Gesetzmäßigkeit, gegen maschinenhafte Unterdrückung der Subjektivität in einem auf mechanische Vorrichtungen dressierenden Erziehungssystem, kurz: gegen die »geschlachtete Humanität« (III, 284) opponiert wie Georg Forster. In der Polemik gegen die Kantische Pflicht-Ethik dokumentiert sich Forsters Sensibilität für aufkeimende Prozesse innerhalb der vorrevolutionären Bourgeoisie, die dem Subjekt nicht nur Askesehaltungen abnötigen, sondern es als Ganzes in den Dienst kapitalistisch betriebener Warenproduktion stellen. Forsters Plädoyer für die freie Entfaltung der menschlichen Produktivkräfte meint gerade nicht die Subsumtion des Menschen unter die verselbständigte Anarchie der Warenproduktion, sondern die künstleranalogue Souveränität des Subjekts über seinen Gegenstand sowohl wie auch über den Akt des Produzierens. Forster, der die Ambivalenzen des bürgerlichen Fortschrittswegs zumindest ahnte, erblickte in der Revolution nicht das Ziel, sondern die Voraussetzung für den Fortgang einer auf unendliche Perfektibilität zielenden menschlichen Gattungsgeschichte und die produktive Realisation der subjektiven Potenzen des Individuums.

Kunst gilt Forster demnach nicht nur als Instrument bürgerlich-revolutionärer Perspektivbildung, sondern in der geschichts- und kulturtheoretischen Dimension auch als Indikator des Entwicklungsstandes gesamtultureller Prozesse. Der Bedeutungsverlust der Kunst gegenüber Philosophie und Wissen-

schaft wird nicht, wie später bei Hegel, als notwendiger Entwicklungsschritt in der Geschichte des objektiven Geistes akzeptiert, sondern als Humanitätsproblem interpretiert, das eine kulturrevolutionäre Wende erforderlich erscheinen läßt. 1791 formuliert Forster in dem Aufsatz »Über lokale und allgemeine Bildung«: »Das Ziel, wohin wir streben, ist uneingeschränkte Herrschaft der Vernunft bei unverminderter Reizbarkeit des Gefühls. Diese Vereinigung ist das große, bis jetzt noch nicht aufgelöste Problem der Humanität.« (III, 280)

An dieser Stelle wird die Differenz deutlich, die zwischen Forsters Kulturkonzeption und der der Weimarer Klassik besteht. Antworten die Weimarer auf die Erfahrungen der französischen Revolution mit der Etablierung der Kunst als einer autonomen Sphäre humanen Bei-Sich-Selbst-Seins, erhoffen sie sich im Konzept ästhetischer Bildung die Lösung jenes Humanitätsproblems, so zielt Forster gerade auf die gesamtkulturelle Integration ästhetischer, philosophisch-wissenschaftlicher, ökonomischer und politischer Sphären unter Einschluß derjenigen des unmittelbaren Sinnengenusses. In dieser Hinsicht nimmt er Tendenzen der Frühromantik vorweg, ohne allerdings wie diese die Realität insgesamt ästhetisieren zu wollen. So wenig er auf die Humanisierungsfunktion einer abgehobenen Kunstsphäre zu bauen vermochte, solange der Despotismus der Fürsten die Entwicklung der Produktivkräfte hemmte, so wenig sah er andererseits in der politischen Revolution schon das Ziel. Ihm ging es gerade nicht darum, in revolutionärer Askese den Staatsbürger vom Privatmenschen abzukoppeln, vielmehr um die Frage, wie denn die Verhältnisse beschaffen sein müßten, damit das Interesse am persönlichen Glück mit der Orientierung auf das staatsbürgerliche Gemeinwohl vermittelt werden könnte.

In der kurz vor seinem Tod, im November 1793, geschriebenen und erst posthum veröffentlichten Abhandlung »Über die Beziehung der Staatskunst auf das Glück der Menschheit« nennt Forster die »Regierungskunst« und die »Politik« »die stolzesten menschlichen Künste« (III, 697). Von Regierungskunst und Politik ist hier allerdings nur mit Bezug auf die Herrschaftsartistik der Despoten die Rede, welche die Menschheit zugleich materiell ausbeuten und unmündig halten. Dem Anspruch der Despoten, mittels ihrer Herrschaft das Volk zu beglücken, hält Forster die allein Glück verbürgende »freie Entwicklung der Kräfte« (III, 725) entgegen. Die Emanzipation der Menschheit setzt diejenige von Regierungskunst und Herrschaftspolitik schlechthin voraus. Die »stolzesten menschlichen Künste« müssen absterben, damit die in jahrhundertelanger Unterdrückung verstümmelte Menschheit ihre auseinandergefallenen Kräfte wieder sammeln kann. Das Telos der Revolution ist somit noch nicht das Telos der Menschheit. Das Jahr 1793, das Forster zum größten Teil als Mainzer Deputierter in Paris verbrachte, vermittelte ihm zudem den ihn entmutigenden Eindruck, daß es mit der Herrschaftskunst auch nach den Umwälzungen zugunsten des Bürgertums noch lange nicht zu Ende sei. Die Machtkämpfe der Fraktionen mußten ihn ein weiteres Mal desillusionieren. Dennoch sah er, zumindest bezüglich der französischen Verhältnisse, zur Fortsetzung der Revolution keine Alternative. Daß sein kulturrevolutionäres Humanitätskonzept einer freien und gleichgewichtigen Entwicklung aller menschlichen Kräfte unter den Bedingungen der bürgerlichen Klassenherrschaft keine

Realisierungschance besaß, mußte Forster nicht mehr erleben. So bleibt festzuhalten, daß in der Person Forsters das ideologisch fortgeschrittenste Bürgertum Konzepte entwarf, die auch heute noch uneingelöst sind.

### Anmerkung

- 1 Zu den »Ansichten vom Niederrhein« vgl. insbesondere Helmut Peitsch: Georg Forsters »Ansichten vom Niederrhein«. Zum Problem des Übergangs vom bürgerlichen Humanismus zum revolutionären Demokratismus. Frankfurt/M., Bern, Las Vegas 1978; sowie Peter Koch: Selbstbildung und Leserbildung. Zu Form und gesellschaftlicher Funktion der »Ansichten vom Niederrhein«, in: Gerhart Pickerodt (Hrsg.): Georg Forster in seiner Epoche. Berlin 1982 (= Literatur im historischen Prozeß, Neue Folge 4, Argument-Sonderband 87).



GEORG FORSTER  
IN  
SEINER EPOCHE

Selbstbildung und Leserbildung.  
Mainzer Jakobinismus. Krise des  
revolutionären Individuums.  
Individuum und Geschichtsprozeß.  
Literatur im historischen Prozeß NF 4  
Argument-Sonderband AS 87  
170 S., 16,80 DM/f. Stud. 13,80 DM



'ÄSTHETIK  
DES  
WIDERSTANDS'  
LESEN

Über Peter Weiss schreiben  
Volker Braun, Christian Geissler,  
Lisa und Wolfgang Abendroth,  
Klaus R. Scherpe u.a.  
Literatur im historischen Prozeß NF 1  
Argument-Sonderband AS 75  
191 S., 16,80 DM/f. Stud. 13,80 DM

### LHP im Abo

Die Reihe »Literatur im historischen  
Prozeß« kann abonniert werden:  
3 Bände im Jahr, Preis pro Band:  
13,80 DM/f. Stud. 11,80 DM  
(+ Versandkosten)

Michael Jäger

## Integrationskrise der SPD

### Acht Thesen

1. Ich unterscheide zwischen dem *politischen Integrationshandeln* der SPD, seinen Parametern, den Orten seines Auftauchens und seiner mehr oder weniger durchschlagenden Erfolge einerseits und den *strukturellen Bedingungen dieses Integrationshandelns*, also seinen vorausgesetzten Spielräumen und nicht überschreitbaren Grenzen, auch längerfristigen handlungsbestimmenden Kontexten, in denen es sich mit oder ohne Bewußtseinskomponente bewegt, andererseits. Was die strukturellen Bedingungen für sich genommen angeht, unterscheide ich zwischen *ökonomischen und politischen Strukturen*. Die »Krise des Marxismus« hat bereits hinlänglich gezeigt, daß eine Beachtung allein der ökonomischen Strukturen — obwohl sie grundlegend sind — zur Erklärung der Schicksale bürgerlicher hegemonialer Politik nicht ausreicht. Was speziell das SPD-Schicksal anlangt (denn auf eine allgemeine Erörterung der Eigenart politischer Strukturen bzw. von »Macht« kann ich mich hier nicht einlassen), sind vor allem zwei strukturelle Ebenen zusätzlich in die Analyse einzubeziehen, nämlich einmal die Ebene des gesetzmäßigen Zusammenhangs zwischen ökonomischer Krise und metaparlamentarischen Strukturen des Staatshandelns: Stichwort *korporatistische Strategien*, zum anderen die Entwicklungslogik der Spaltungsstruktur des Parteiensystems, die ein Effekt der gesetzmäßigen Verschiebung in den ökonomischen Kräfteverhältnissen der Klassen ist: Stichwort *cleavage-Formationen*.

Im folgenden skizziere ich zunächst ein Stück weit meine theoretischen Annahmen für die verschiedenen Ebenen. Dann erörtere ich vor diesem Hintergrund die Integrationskrise der SPD. Zum Schluß gehe ich kurz auf die im *Argument* schon stattgehabte Diskussion, d.h. auf Gransow/Offe (1981) und Masuch (1982) ein.

2. Die Funktion eines bürgerlichen Parteiensystems besteht darin, das aus sozialökonomischen Spannungen resultierende Aggressionspotential der Massen aufzugreifen — denn zu seiner dauerhaften Unterdrückung wäre kein bürgerlicher Staat stark genug — und zu kanalisieren in einer Konstellation *politischer Spaltungen*, die gemäßigte Kämpfe, symbolische Bürgerkriegshandlungen, verschobene, zum Scheitern verurteilte »Problemlösungen« zuläßt und strukturiert: Kämpfe, die sich niemals auf die neuralgischen Punkte der kapitalistischen Ökonomie richten, sondern sie vielmehr allein durch ihren Ersatz- und Ventilcharakter politisch reproduzieren. In der Konstellation politischer Spaltungen gibt es eine *Hauptspaltungslinie* und, durch die Stellung zu ihr definiert, zwei Parteiblöcke. Sie fassen jeweils Massen von Parteiindividuen (»Mitglieder« und »Wähler«) zusammen, die die Unmöglichkeit eines sozialen und politischen Fortschritts in ihrem eigenen Interesse auf die Blockierungskraft des jeweils anderen Blocks zurückführen und sich deshalb auf jenen scheinhaften Kampf einlassen, der einer politischen Sisyphos-Arbeit gleicht: was können SPD-Wähler, etwa Lohnarbeiter des Kapitals, gegen CDU-Wäh-



ler, etwa Landwirte, Ärzte, Lehrer, tun? Deren Existenz läßt sich nicht wegdiskutieren und nicht wegekämpfen. Gäbe es eine »Partei des Kapitals«, wäre es einfacher. Deshalb gibt es keine. Das Integrationssystem ist so eingerichtet, daß diejenigen, die einmal dahin gelangen, durch Erfahrung und Theorie die Wurzel ihres Problems zu erkennen, indem sie es auf die Existenz des Kapitals zurückführen, gleichwohl nicht wissen, wie sie gegen diese Existenz politisch handelnd etwas tun können.

In Zeiten, in denen sich die sozialökonomischen Spannungen über das gewohnte Maß hinaus verschärfen, pflegt dann doch ein Ausweg gefunden zu werden. Es zeigt sich dann, daß dieser Ausweg in Normalzeiten nicht deshalb verborgen bleibt, weil er zu schwierig, sondern, weil er zu einfach ist. Diejenigen, die ihn gehen, *wechseln die Problematik*: sie hören auf, sich für die Konstellation politischer Spaltungen, in die sie gewissermaßen hineinsozialisiert worden waren, weiter zu engagieren, sei es auf der »linken« oder auf der »rechten« Seite, und engagieren sich von neuem für das, was sie für ihr eigenes Interesse halten, d.h. sie *bilden einen dritten Block*. Eigentlich folgen sie damit nur der parlamentarischen Selbstrechtfertigungsideologie, machen mit »Repräsentation« ernst, aber gerade auf diese Weise führen sie die objektive parlamentarische Logik ad absurdum, denn sie gefährden die Entstehung von »Mehrheiten« als Hauptlegitimation des Staatshandelns. Ein Parlamentarismus ohne Mehrheit ist am Ende. Deshalb kann über die Funktion eines bürgerlichen Parteiensystems in negativer Hinsicht gesagt werden, es ziele auf Verhinderung eines Drei-Blöcke-Systems.

Es ist ein Fehler, die Integrationskrise der SPD als Krise *einer Partei* zu begreifen, statt primär als Krise eines Parteiensystems, in dem die SPD eine konstitutive Rolle spielt. Die Integrationskrise der SPD besteht darin, daß sie ihre Fähigkeit zu verlieren scheint, zur Reproduktion des bürgerlichen Zwei-Blöcke-Systems beizutragen — wie schon einmal, nach 1929.

3. Die Entwicklung der Spaltungsstruktur des Parteiensystems ist, wie gesagt, Folge der Entwicklung des ökonomischen Kräfteverhältnisses der Klassen.

Es hat zwischen der Erkämpfung des allgemeinen Wahlrechts und den 60er Jahren eigentlich nur eine einzige Spaltungsstruktur — die ich jetzt, da ich den »Inhalt« in der bisher bloß »formal« betrachteten Struktur erörtere, als eine *cleavage-Formation* bezeichnen will — gegeben, nämlich jene, die im Kern durch den Gegensatz von alten Mittelschichten und Lohnarbeitern des Kapitals charakterisiert war. Diese Formation, die in etwa dem Sachverhalt entspricht, den die derzeitige politikwissenschaftliche Literatur unter dem Begriff »Alte Politik« abhandelt, funktionierte hauptsächlich dadurch, daß der Klassenkampf und damit die ganze Kapitalismus-Problematik auf einen Streit um die gerechte Verteilung ökonomischer Güter zwischen natürlichen Revenuequellen-Besitzern reduziert wurde, der seinerseits in der Hauptspaltungslinie »Arbeiter versus Eigentümer« zusammenlief. Ein »beabsichtigter« Effekt dieses Streits besteht in der Entstehung und Erstarkung des Sozialstaats; ein »unbeabsichtigter« in der hierdurch vor allem bedingten Entstehung und Erstarkung einer neuen Klasse, der Klasse der lohnabhängigen Mittelschichten, die

von abgeleiteten Revenuen leben. Für diese Klasse existieren in der alten cleavage-Formation keine spezifischen Integrationsmechanismen. Solange sie ökonomisch und zahlenmäßig schwach war, ordnete sie sich der Etikettierung »Arbeiter« unter. Um 1960 war sie schon so stark, daß die SPD sich ihr entgegen (wie Kaste/Raschke 1977 plausibel zeigen) das »Volkspartei«-Konzept zueigen macht. Inzwischen machen sich Teile der Klasse zunehmend politisch selbständig, zunächst in Gestalt der »neuen sozialen Bewegungen«, aber auch zunehmend auf der parteipolitischen Ebene in Gestalt alternativer Wahlbewegungen. Katalysatoren dieser Entwicklung sind bestimmte »issues«, die issues der »Neuen Politik« wie Ökologie, Feminismus, Frieden u.a. Sie könnte auf die Entstehung einer neuen cleavage-Formation hinauslaufen. In diesem Fall würde der nächste Entwicklungsschritt in der Herausbildung eines Drei-Blöcke-Systems als Form der Überlagerung zweier cleavage-Formationen bestehen.

Aber wie würde die neue Formation ökonomisch funktionieren, und in welcher Hauptsplungslinie würde sie zusammenlaufen? — Wenn das Ökologieproblem gelöst werden soll, muß das kapitalistische Wertgesetz fallen, denn dessen Kern besteht gerade in der praktisch wirksamen Illusion der Omnipotenz der Ökonomie über die Natur. Gerade daraus folgt, daß die Ökologieproblematik in der »alten« cleavage-Formation nicht unterzubringen ist: die Verteilungsmechanik, um die diese zentriert ist, ist nach der Analyse von Marx mit dem Wertgesetz über verschiedene Vermittlungsebenen miteinander logisch verkettet, so daß nicht das eine beseitigt und das andere bewahrt werden kann. Von daher stellt sich die »neue« Formation ökonomisch als Anfang vom Ende des Kapitalismus dar, als Form, die die *erste Massenbewegung gegen das kapitalistische Grundgesetz* strukturiert. Man muß freilich eine Einschränkung machen: die Marxsche Analyse zeigt auch die logische Verkettung von Wertgesetz und Ausbeutungsmechanik (Mehrwert), von kapitalistischer Zirkulations- und Produktionssphäre. Eine »neue« cleavage-Formation wird sich nur dann herausbilden, wenn es den Kräften der »Neuen Politik« gelingt, die Problematiken von Ökologie und Produktion miteinander zu verbinden. Gegen eine illusorische Oberflächen-Politik des »Verteilens« können die neuen Kräfte sich wenden, eine Lösung der Probleme der Produktion, insbesondere des Arbeitslosenproblems, müssen sie suchen. Isolierte Kritik am Wertgesetz würde nach einiger Zeit in sich zusammenbrechen.

Das heißt mit anderen Worten, daß die lohnabhängigen Mittelschichten allein zu schwach sind, durch Artikulation ihrer Interessen eine neue cleavage-Formation zu etablieren. Teile der Arbeiterklasse, große Teile der Arbeitslosen müßten sich mit ihnen verbünden. Die derzeitige Virulenz der Mittelschichten ergibt sich ja auch nicht daraus, daß diese Klasse — wie Bahro in seiner »Alternative« behauptet hatte — so besonders stark und »schöpferisch« wäre, sondern eher im Gegenteil daraus, daß sie vom Standpunkt der »alten« Formation lange Zeit so klein und unwesentlich schien. Das alte Integrationssystem bricht an seinem schwächsten Kettenglied.

Über die Hauptsplungslinie der sich möglicherweise herausbildenden neuen Formation kann man nur spekulieren. Wenn ich mir die verschiedenen is-

sues der »Neuen Politik« ansehe, habe ich den Eindruck, daß sie alle auf *Problematisierung von Macht* hinauslaufen (zu unterscheiden vom Wunsch, Macht zu »haben« und für etwas einzusetzen). Vielleicht wird Michel Foucault der bewundertste Theoretiker einer solchen politischen Epoche sein. Vielleicht werden wir Marxisten in ihr endlich einmal begreifen, was wir immerzu ökonomisch erklären, ableiten, prognostizieren; eben die Entwicklung und schließlich herbeizuführende Selbstaufhebung der »Macht« kämpfe.

4. Um zu erfassen, was eine Partei tut, wenn sie integriert, wird noch viel konzeptionelle Arbeit erforderlich ein. *Ein* zentraler Begriff in diesem Zusammenhang ist, scheint mir, derjenige der *issue-Spaltungstrategie*. Darunter verstehe ich eine von einer Partei oder von einem Teil einer Partei ausgehende Integrationshandlung, die

- dazu dient, im Wahlkampf, aber auch schon vorher zwischen zwei Wahlkämpfen, eine Stimmabgabe der Integrationsopfer für die betreffende Partei und damit für das Zwei-Blöcke-System zu sichern (statt daß sie womöglich einen dritten Block bilden); die sich damit
- gegen die Gefahr richtet, daß bestimmte issues von den Integrationsopfern als unvereinbar mit der Programmatik oder dem voraussehbaren tatsächlichen Handeln der Partei erlebt und daher zum Anlaß werden, aus der Partei und zugleich aus dem Zwei-Blöcke-System auszubrechen; und deren
- Mittel darin besteht, die je schon vorhandene Artikulation des issues aufzugreifen, es umzuformulieren und umzuinterpretieren, bis es zum eigenen Parteidiskurs »paßt«; was den Effekt hat,
- diejenigen, die das issue artikuliert haben oder noch artikulieren könnten, zu spalten in Zufriedengestellte und weiterhin Ausbrechende.

Im Erfolgsfall hat die Strategie die weiterhin Ausbrechenden nach Zahl und Kraft unter die Schwelle gedrückt, deren Überschreitung eine Entwicklung zum dritten Block hin ermöglicht. Eine Partei, die zu spalten versucht (ob übrigens bewußt oder unbewußt, spielt keine Rolle), muß indessen aufpassen, daß sie nicht während des Versuchs vielmehr sich selbst spaltet. Ich fasse die *Integrationskraft einer Partei* als das Verhältnis zwischen ihrem Selbstspaltungsgrad und dem Selbstspaltungsgrad ihrer zu integrierenden Gegner auf, bezogen auf bestimmte issues und unter Berücksichtigung der »Lernfähigkeit« der Partei. Letztere ersieht man aus dem Vergleich einer Reihe aufeinander folgender strategischer Situationen, in denen die Partei jeweils mit derselben issue-Spaltungsstrategie oder aber mit einer von Fall zu Fall modifizierten derartigen Strategie angetreten ist.

5. Das Stichwort Korporatismus sei hier nur angetippt (vgl. ausführlich Jäger 1980). Die mit der gegenwärtigen Weltmarktkrise spezifisch verknüpfte sozialliberal-korporative Strategie zielt auf die Herausverlagerung der zentralen wirtschaftspolitischen Entscheidungen aus dem parlamentarischen Geschehen in tripartistische staatliche Gremien, in denen Vertreter der Administration gemeinsam mit Gewerkschaftsführungen und Repräsentanten der Kapitalverbände politische Kompromisse aushandeln und dann in ihrem jeweiligen Politikbereich um- und durchsetzen. Sie führt, wie theoretisch und durch Erfahrungen vielfach nachgewiesen wurde, keineswegs zur Beseitigung der Krisenla-

sten der Arbeiterklasse oder gar zur Bekämpfung der Krisenursachen; eher schon zur Zementierung der Spaltung der Arbeiterklasse in noch und nicht mehr Beschäftigte; sie kann aber denen, die noch beschäftigt sind und ihren ökonomischen Status bedroht sehen, das Gefühl geben, daß sie selbst, über ihre Repräsentanten, an der Abwendung der Bedrohung arbeiten. Sie gehört damit zu den in ökonomischen Krisenzeiten auftretenden Versuchen, der Entstehung des Drei-Blöcke-Systems entgegenzuwirken: dadurch daß sie dem Unmut über das vorhandene Parlament entgegenkommen und seine *parlamentarische* Artikulation gegenstandslos machen durch Propagierung eines scheinbar direkteren Eingriffs auf einer Ebene, wo »das Kapital selbst« präsent zu sein scheint (in Wahrheit läßt sich aber das Kapital nicht zu einem gesamtnationalen Subjekt, zu einem »Gesamtkapitalisten« zusammenfassen). Das korporatistische System garantiert freilich nicht die Integration derer, von denen die größte potentielle Gefahr ausgeht, weil sie am meisten von der ökonomischen Krise betroffen sind: der Arbeitslosen.

Diese Gefahr vergrößert sich dramatisch, wenn die Arbeitslosen auf der Suche nach Protestartikulation zwischen der korporatistischen Strategie und der »Neuen Politik« wählen können. Diesen Aspekt habe ich bei früheren Analysen nicht berücksichtigt. Zwar scheinen die issues der »Neuen Politik« wie Ökologie und Kampf um Frieden von den Problemen der Arbeitslosen weiter entfernt als etwa die Forderung nach gesamtnationaler »Mitbestimmung«. Aber andererseits ermöglichen sie es, den dritten Block zu etablieren und damit dem politischen System und der von ihm verwalteten Wirtschaftskrise eine weit aggressivere Antwort zu erteilen, als von der Übertragung der schon bekannten betrieblichen Mitbestimmung auf eine neue Ebene zu erwarten wäre.

6. Die Integrationskrise der SPD begann zugleich mit ihrer ökonomischen Ursache, der Weltmarktrezession nach 1974. Man erkennt das, wenn man die Eigenart der beiden Etappen der staatlichen Rezessionsverarbeitung und -präsentation berücksichtigt. Die Sozialliberalen konnten es sich jahrelang leisten, den Angriff auf das soziale Netz und damit auf die Arbeiterklientel vor sich her zu schieben. Sie mußten aber von Anfang an Teile der lohnabhängigen Mittelschichten vor den Kopf stoßen, indem sie sich gezwungen sahen, die Politik innerer Reformen zu stoppen, sofern sie Geld kostete, und ihr eigenes Ökologieprogramm über Bord zu werfen — noch 1972 hatte niemand entschiedener ökologisch argumentiert als der DGB —, weil ihre rigorose Strategie volkswirtschaftlicher Anpassung an veränderte Weltmarktbedingungen die Naturzerstörung und -verachtung über eine Schwelle trieb, jenseits derer sie erlebbar wurde; am meisten in der brutalen Naivität, mit der man sich »vorsorglich« auf das unkalkulierbare Risiko der AKWs einließ. Diese Konstellation macht auch die erste Etappe der Integrationskrise der SPD aus, denn dies ist die Zeit der Entstehung der Ökologiebewegung, die Zeit, in der die Gefahr der Parteientstehung aus dieser Bewegung heraus wächst. Die Ökologiebewegung entsteht nicht als automatischer Reflex aus der angedeuteten ökonomischen Problemlage, sondern deshalb, weil die SPD ungeeignete issue-Spaltungsstrategien einsetzt. Ihr entscheidender Fehler besteht darin, daß sie überhaupt erst ab 1976 das issue Ökologie ernst genug nimmt, um sachliche Gegenpropagan-

da zu versuchen — in diesem Jahr findet erstmals seit Krisenbeginn eine Fachtagung zum Thema statt —, obwohl sie schon 1974/75 anhand der Kämpfe um Why! hätte begreifen können, daß sie von dieser Seite mit zunehmend kompromißloseren Forderungen konfrontiert werden würde. (Die Marxisten links von der SPD, wo immer sie sich politisch organisierten, haben das übrigens noch langsamer begriffen.) Bis 1976 bestand das Spaltungskonzept darin, zwischen den Ökologen, die man als Anpassungsversager im Modernisierungsprozeß auffaßte, und deren »subjektive Eindrücke« man »verständlich fand«, einerseits und dem Umstand, daß sie über etwas sprachen — nämlich über das Ökologieproblem —, wozu sich die SPD ausschieg, andererseits zu unterscheiden. Faktisch, wenn auch ungewollt, war das ein Mittel, die SPD gegenüber der Ökologiebewegung zu entwaffnen, ihr einen zweijährigen Entwicklungsvorsprung zu schenken. Als die SPD dann an die Spaltung des issues als solchem ging, kam die Alternative »Arbeitsplätze oder saubere Luft« heraus. Damit konnte sie zweifellos ihre Arbeiterklientel zufriedenstellen, aber nur so lange, wie sie nicht zugleich ins soziale Netz eingriff, also nur in der ersten Krisenetappe.

Ich lasse die zweite Krisenetappe mit dem Bundestagswahlkampf 1980 beginnen, weil in dessen letzter Phase die Staatsverschuldungsdiskussion geführt wurde, die sich im Rückblick als Anfang der Infragestellung des Sozialstaats darstellt, einer Infragestellung, die schon 1981 praktisch zu werden begann. In diesem Wahlkampf spielte die Integrationsgefahr, die von den Arbeitslosen ausgeht, schon eine große Rolle. Die SPD stellte in ihrer Alternative »Schmidt oder Strauß« als »Kanzler des Friedens — Kandidat des Unfriedens« die Haltung zum äußeren und zum »inneren Frieden« als zwei Seiten derselben Medaille hin: sie suggerierte, daß wer für Entspannung eintritt, auch das soziale Netz nicht abbauen wird.

Sie konnte auch die Kräfte der »Neuen Politik« noch einmal von eigener parlamentarischer Artikulation abhalten. Von deren Standpunkt gehören die Vernichtungskriege gegen Mensch und Natur zusammen, sie wurden aber durch die Spaltungsstrategie der SPD gezwungen, Friedensfrage und Ökologiefrage zu trennen und einen Prioritätenvergleich vorzunehmen. Das funktionierte natürlich nur deshalb, weil sich die SPD noch als glaubwürdige Entspannungspartei darstellen konnte.

Als sich 1981 nach Reagans Übernahme der US-Präsidentschaft die außenpolitischen Rahmenbedingungen drastisch veränderten, mußte diese Spaltungsstrategie zusammenbrechen, ja, zum Bumerang werden. Nicht nur, daß die Kräfte der »Neuen Politik« jetzt auch das Friedensthema vereinnahmten, sondern jene Suggestion, die die Arbeitslosen bei der SPD halten sollte, trieb sie nun eher den Grün-Alternativen zu: wer *nicht* für Entspannung eintritt, wird der das soziale Netz bewahren? Und ausgerechnet in dieser Situation begann die SPD *tatsächlich* mit dem Sozialabbau.

In den dramatischen Ereignissen des Jahres 1981 (Brokdorf-Demonstration, Berliner Häuserkämpfe, Bonner Friedensdemonstration, Kämpfe um die Startbahn West) wurde immer wieder deutlich, daß Teile der SPD sehr wohl imstande sind, Spaltungsstrategien zu entwickeln, die eher als die offizielle Po-

litik der Partei einen tatsächlichen Spaltungseffekt auslösen könnten. Charakteristisch ist der Versuch von Hans-Jochen Vogel, gegen Lammers Häuserräumung mit Todesfolge wegen des »falschen Zeitpunkts« zu kämpfen. Auch die Strategien von Klose und Eppler liefen mehr oder weniger auf Ent-Aktualisierungsversuche hinaus. Indessen gehen sie den herrschenden Gruppen in der Partei auch so noch entschieden zu weit, und das ist, wie ich meine, verständlich.

Die Löwenthal-Thesen bringen das Problem, vor dem die SPD steht, auf den Punkt: die SPD ist keine scientific community, sondern eine Partei der »alten« cleavage-Formation, die bei der Lösung politischer Probleme nicht nur deren Sachlogik, sondern auch die Grenzen der eigenen »Subjektivität« zu beachten hat; sonst verliert sie ihre Identität. Wenn wir annehmen, daß die Ökologieproblematik in der »alten« cleavage-Formation, der Formation, in der »Arbeiter« gegen »Eigentümer« kämpfen, nicht unterzubringen ist, dann müssen wir Löwenthal recht geben, der eben dies zum Ausdruck bringt, und nicht Eppler, der sich darüber idealistisch hinwegsetzt. Es ist allerdings tragisch für die SPD, daß ihr *die vermittelnde Position fehlt* bzw. von keinen originellen Strategen besetzt ist: daß niemand eine Strategie zu entwickeln versucht, die die Grenzen der »alten« Formation *anerkennt* und *unter dieser Prämisse* den Kräften der »neuen Politik« so weit wie möglich in spalterischer Absicht entgegenkommt — statt sie von vornherein abzuschreiben, wie es Löwenthal tut.

7. Meine Prognose ist, daß die SPD ihren Integrationsverlust auf der Seite der lohnabhängigen Mittelschichten nicht wird aufhalten oder rückgängig machen können und daß sich viele Arbeitslose des von ihnen schon geschaffenen grün-alternativen parlamentarischen Forums zur Artikulation ihres Protests bedienen werden. Auf der anderen Seite glaube ich, daß der Integrationsverlust in Richtung CDU gestoppt werden wird. Die Abwanderung zur CDU, auch die Wahlenthaltung, die der CDU zugutekommt, geht wesentlich von fungierenden Arbeitern aus, die sich, um ihre Haut zu retten, gegen Problemgruppen der Arbeitslosen wie Ausländer, Jugendliche etc. haben ausspielen lassen, nicht zuletzt infolge der »populistischen« Strategie der Konservativen. Der Erfolg von Reagan und Thatcher kann hierauf im wesentlichen zurückgeführt werden. Aber die fungierenden Arbeiter gehen nicht nur nach der populistischen Propaganda, sondern auch nach der tatsächlichen neoliberalen Politik, durch die auch sie belastet werden; und sie werden eine Alternative sehen: noch hat die SPD ihre *corporatistische Trumpfkarte* nicht ausgespielt.

Läuft das darauf hinaus, daß es eine CDU/CSU ohne absolute Mehrheit, eine erheblich geschrumpfte, jedoch nicht unablässig zusammenbrechende SPD und eine starke grün-alternative parlamentarische Vertretung geben wird — ein Drei-Blöcke-System? Das kommt darauf an. Auch ein neuer, quasi weiterentwickelter sozialliberaler Block aus SPD und Grün-Alternativen ist denkbar. Die Strategien, mit denen die Grün-Alternativen zum Juniorpartner der SPD gemacht werden könnten, zeichnen sich schon ab: das wäre vielleicht eine Partei, die von einem zu ihr abgewanderten Eppler-Flügel dominiert würde, die mit Gorz, Huber und Habermas eine politische Inkompetenzerklärung für

Fragen der Produktionssphäre, der »Megamaschine«, der »Steuerungsmedien Geld und Macht« abgegeben hätte und die obendrein mit einer neuen Variante der SPD-Entspannungspolitik konfrontiert wäre — denn die außenpolitischen Rahmenbedingungen könnten sich nochmals drastisch ändern, etwa im Zuge einer Verschärfung der Spannungen zwischen den USA und Westeuropa.

Ich glaube nicht, daß diese Entwicklung eintritt. Dazu fehlt der SPD der Vorsprung im Bewußtsein der strategischen Situation, eher hinkt sie den Grün-Alternativen noch immer hinterher. Damit stellt sich aber eine andere Frage. Ein Drei-Blöcke-System, wenn es denn eintreten sollte, wäre kein Wert an sich. Es könnte, wie nach 1929, Vorspiel zu einer Katastrophe sein. Damals haben sich diejenigen nicht durchsetzen können, die, wie Trotzki in seiner Schrift »Was nun?«, behauptet haben, daß eine Zusammenarbeit von SPD und KPD nicht notwendig zum »Sozialdemokratismus« in der gesamten Arbeiterklasse führt, ja umgekehrt: daß die Arbeiterklasse *nur in dieser Zusammenarbeit* sich revolutionär entwickeln kann. Die Geschichte des Petrograder Sowjets war Trotzki's Modell. Es mag weit hergeholt scheinen. Aber so viel gilt jedenfalls auch heute, daß es wichtig bleibt, mit der SPD zusammen die Rechten zurückzuhalten, die mit dem Krieg spielen, und daß dieses Zusammenarbeiten nicht per se das Zwei-Blöcke-System restauriert. Es wird *in der Zusammenarbeit* die Frage »wer wen?« zu beantworten und danach das Schicksal des alten Zwei-Blöcke-Systems zu entscheiden sein. Wer spaltet wen stärker?

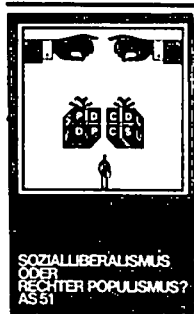
8. Mit der Analyse von *Gransow/Offe* stimmte ich im großen und ganzen überein. Man kann die Regierungspolitik der SPD für eine weitgehende Entleerung und damit Zerstörung der politischen Kultur in unserem Land verantwortlich machen. Der zentrale Hinweis der Autoren auf den *negativen Charakter* der SPD-Politik sollte allerdings differenziert werden. Ich würde drei Ebenen unterscheiden: Erstens ist alle Politik im Zwei-Blöcke-System wesentlich negativ, nämlich auf abstrakte Abgrenzung gegen den anderen Block gerichtet und damit, wie immer sie sich zu den Interessen des Klientels verhält, legitimiert. Zweitens macht aber die SPD seit 1974 in einem viel spezielleren und zugleich »inhaltlichen« Sinne negative Politik durch ihre unter dem Krisendruck rücksichtslose Modernisierungspolitik, die die »Lebenswelten« der Bürger gefährdet. Drittens macht sie sich, jedenfalls nach ihrer Selbstdeutung, für Frieden stark, was Gransow/Offe ebenfalls insofern »negativ« erscheint, als Frieden ihrer Meinung nach nur als Nichtgeschehen, als Gegenteil des Krieges definiert werden kann. Ich glaube, daß diese Auffassung falsch ist: Frieden *ist* etwas, das *geschieht*, etwas Abstraktes, das Erlebbares Zusammenfassendes zwar nur, aber auch etwas, das sinnlich aktualisiert werden kann, und zwar nicht erst durch den Krieg, sondern schon durch die Kriegsdrohung. Die Friedensbewegung außerhalb der SPD demonstriert das; sie gibt Gransow/Offe unrecht. Der Fehler hat Folgen für ihre düstere Einschätzung der Perspektiven der SPD. Die SPD ist noch nicht am Ende, auch wenn ihr Volkspartei-Konzept derzeit zusammenbricht und eine weiterführende Dynamik links von ihr beginnt. Sie könnte sogar noch lange, wohl nach einem christdemokratischen Zwischenspiel, die politisch führende Kraft bleiben. Das zu unterscheiden, bieten Gransow/Offe kein Konzept an.

Die Kritik von *Masuch* an Gransow/Offe scheint mir ganz unberechtigt. Während diese eine historisch bestimmte Etappe sozialdemokratischer Politik kritisieren, nämlich die Etappe der etatistischen Handhabung rücksichtsloser Modernisierungsstrategien, verlagert Masuch — sich einer nicht unbekanntem machttaktischen Figur bedienend — das Problem auf die *allgemeinste Ebene* und fragt, ob man der SPD attestieren kann, daß sie sich schlechthin *als parlamentarische Partei verhält*. Bei dieser Gelegenheit behauptet er, daß »der Parlamentarismus« das optimale Mittel sei, um »die Lern- und Anpassungsfähigkeit des politischen Systems« zu »garantieren« (49). Nun, auch diese Diskussion ist lehrreich. Masuchs Argument, das er der formalistischen amerikanischen Systemtheorie entleiht, lautet, im »Parlamentarismus« würden stets Parteien existieren, die »zum Kristallisationspunkt oppositioneller Strömungen werden können« (50); womit auch stets die Bewegungsform für erforderliche Innovationen vorhanden wäre. Leider besteht der *reale Parlamentarismus* aus *ganz bestimmten*, nämlich durch eine cleavage-Formation bestimmten Parteien, die, so sehr sie sich unterteilen und gegeneinander wenden mögen, gemeinsam unfähig sind, *bestimmte*, und d.h. heute: *alle wesentlichen* Innovationen zu akzeptieren. Heute können wir Innovationen nur von jenem Zustand erwarten, in dem Masuchs theoretische Leitfiguren das Ende »des Parlamentarismus« sehen: »wenn das politische Spektrum in Minderheiten zerfällt« (ebd.).

Man sollte nicht die Erfordernisse und Möglichkeiten des »alten« cleavage-Systems mit dem Spielraum des Parteiensystems schlechthin verwechseln. Mit diesem werden wir noch eine gute Weile zu leben haben. Gegen jenes kann trotzdem mit Aussicht auf Erfolg gekämpft werden.

### Literaturverzeichnis

- Gransow, V., und C. Offe, 1981: Politische Kultur und sozialdemokratische Regierungspolitik, in: Das Argument 128, 551-564
- Jäger, M., 1980: Ökonomie und Politik des sozialliberalen Korporatismus, in: Sozialliberalismus oder rechter Populismus? Argument-Sonderband 51, 110-142
- Kaste, H., und J. Raschke, 1977: Zur Politik der Volkspartei, in: Narr, W.D. (Hrsg.): Auf dem Weg zum Einparteiensstaat, Opladen, 26-74
- Masuch, M., 1982: Politische Kultur als Kultivierung von Illusionen (Replik auf Gransow/Offe), in: Das Argument 131, 48-54



Strauß, das Kapital und die Linke.  
Kampf der Blöcke um Massenloyalität  
in Außen-, Sozial-, Kommunalpolitik.  
Strauß-Diskursanalyse. Korporatismus.  
Konservatismus. Grüne. SPD-Linke.  
194 S., 16,80 DM/f. Stud. 13,80 DM



## Labour, Sozialdemokratie, Sozialismus

### Interview mit Stuart Hall\*

*Das Argument:* Deine These in dem Artikel über »autoritären und demokratischen Populismus«\*\* ist, daß die Zersetzung des sozialdemokratischen Blocks in Großbritannien entscheidend war für den Erfolg des Thatcherismus. Später sind Spaltungslinien innerhalb der Labour Party deutlich geworden und bei der Abspaltung der Social Democratic Party (SDP) wurden einige strukturelle Änderungen in der Parteiorganisation der Labour Party durchgeführt. — Was bedeuten nun diese strukturellen Veränderungen und der Polarisierungsprozeß für Deine Ausgangsthese?

*Stuart Hall:* Zunächst noch einmal zu der These, daß in der Herausforderung durch die Rechte eine Krise der Linken ihren Niederschlag gefunden hat. Unter der »Linken« verstehe ich dabei nicht nur die außerparlamentarischen marxistischen Gruppierungen, sondern auch die Labour Party, die immer noch eine sozialdemokratische Massenpartei ist, die die Hauptwählerschaft der Arbeiter organisiert. Die These ist, daß wir seit der Nachkriegszeit 1945 bis 1949, der Rekonstruktionsphase in Großbritannien, Mehrheitsregierungen der Sozialdemokraten hatten, und auch konservative Regierungen — aber die Grenzen, innerhalb derer *beide* politische Parteien operierten, weitgehend durch sozialdemokratische Politik, und nicht durch konservative oder neoliberale Politik bestimmt waren. Das war *Welfare Capitalism*, das war korporatistische Politik, sie beruhte auf Einkommenspolitik, auf keynesianischen und nekeynesianischen ökonomischen Strategien. Alle meinten, daß es Vollbeschäftigung geben soll, daß der Wohlfahrtsstaat notwendig ist usw. Die Sozialdemokratie, ob sie nun an der Regierung war oder nicht, bestimmte die Parameter der Politik.

Das war ein Versuch, den Kapitalismus zu managen. Aber mit der Rezession in den 70er Jahren wurde es für die Sozialdemokratie schwierig, den Kapitalismus zu managen. Diese Fähigkeit beruht nämlich darauf, verschiedene Gruppen dafür zu bezahlen, daß sie im Konsensus verbleiben, diese Politik muß die Arbeiter bezahlen können, sie muß die Gewerkschaften bezahlen können mit Vollbeschäftigung, mit Sozialpolitik, mit Lohnzuwachs. Das funktioniert alles, solange genug Manövrierraum da ist. Sobald dieser schwindet, muß die Regierung — egal welche — sich entscheiden, ob sie *zuerst* die Profitmaximierung und Reindustrialisierung durchsetzen will *auf Kosten* der Vollbeschäftigung, *auf Kosten* des Wohlfahrtsstaats. So ist die Sozialdemokratie in den 70er Jahren ökonomisch und durch ihren reformistischen Charakter zunehmend dahin gebracht worden, daß sie das System, das in den 50er und 60er Jahren so gut funktionierte, nicht mehr so effektiv bedienen konnte.

Die Rechte nun hat sich nicht etwa, wie man es hätte erwarten können, in einem *anderen* politischen Raum organisiert, nach dem Motto: »Laß den ganzen Mist, komm rüber zu uns!« — Die Rechte spielte eine außerordentlich aggressive Rolle. Sie betrat das politische Terrain der Sozialdemokratie und be-

\* Geführt am 29.5.1982 und aus dem Englischen übersetzt von Wieland Elfferding

\*\* Vgl. Neue soziale Bewegungen und Marxismus, Argument-Sonderband 78, S.104-124

siegte sie dort. Sie sagte: »Was hier fehlt, sind eben gesellschaftliche Mittel der Regulierung über den Markt. Man muß den Leuten die Wahl lassen — wenn Du ihnen kein gutes öffentliches Gesundheitswesen geben kannst, dann müssen sie privat für ihre Gesundheit sorgen können. Man muß den Leuten die Möglichkeit geben, sich aus dem staatlichen Erziehungswesen auszukaufen.« Mit anderen Worten: sie griffen die Sozialdemokratie an ihren starken Punkten an. Deswegen bedeutet der Erfolg der Rechten notwendigerweise, die schwachen Punkte und die internen Widersprüche der Sozialdemokratie aufzuzeigen, ihnen Anhänger abspenstig zu machen.

Diese Widersprüche sind natürlich älter, die stammen aus der Geschichte der Labour Party: das ist eine reformistische Partei mit allen Widersprüchen; anders als andere sozialdemokratische Parteien in Europa ist die Labour Party direkt mit den Gewerkschaften verbunden. Die Labour Party bekam ihre historische Unterstützung von einer Vielzahl von gesellschaftlichen Blöcken: ein wesentlicher Anteil aus der Arbeiterklasse — wobei wir nicht vergessen dürfen, daß ein Viertel bis ein Drittel der Arbeiterstimmen in diesem Jahrhundert an die Konservative Partei ging, es ist also nicht die ganze Arbeiterklasse, aber es ist die Mehrheit der männlichen, organisierten, gewerkschaftlichen Arbeiter, besonders der qualifizierten Arbeiter. Die Labour Party hatte aber auch einen sehr wichtigen Anteil von Unterstützung aus den Mittelklassen, oder sagen wir: reformistische Mittelschichten: Intellektuelle, Lehrer, Angestellte, Beamte und Staatsangestellte. In der Labour Party gibt es auch verschiedene intellektuelle Strömungen: da gibt es eine marxistische Linke, eine Art gewerkschaftlicher Korporatismus (Verteidigung der Gewerkschaften, aber ohne weitreichende politische Perspektive), christlicher Sozialismus, utopischer Sozialismus. — Diese reformistische Arbeiterpartei war die ganze Zeit über tief gespalten, es gab in den 50er Jahren, in den 60er Jahren immer eine organisierte Linke und eine organisierte Rechte, die sich zeitweise scharf bekämpften. Wenn man nun an Harold Wilson denkt, an Callaghan, die Premierminister, das sind sehr reformistische Figuren, aber sie wurden von der Partei-Rechten an die Macht gebracht. Und die Parlamentspartei ist überwiegend von einer Mitte-Rechts-Führung dominiert. Die Basispartei hat dagegen eine linke Führung. Und die Gewerkschaften gehen wiederum quer dazu, sie spalten beide Zentren. Diese Spaltungen werden nun durch die Rechte an die Oberfläche gebracht.

Die erste Frage war natürlich, wieso die Labour Party gescheitert ist, welches die Fehler in den 70er Jahren waren. Die damals die Regierung verantworteten, haben sich verteidigt, die anderen haben sie angegriffen — das hat die Gegensätze natürlich verschärft. — Das Zweite und Neue ist, daß eine neue Führung auftauchte auf der Linken. Die Linke hatte eine traditionelle Führung, die um die Zeitung »Tribune« gruppiert war. Das sind gewissermaßen die Wunschgegner der Partei-Rechten, die sind natürlich links, aber letztlich machen sie Kompromisse, wenn eine Wahl ansteht, dann sagen sie immer: »Don't rock the boat«. Das ist die alte Linke, und dazu gehört Michael Foot. Das Auftreten von Tony Benn war das erste Mal, daß ein glaubwürdiger politischer Führer mit Masseneinfluß erschien, der nicht aus der Tribune-Gruppe kam. Er hat einen anderen Weg gemacht, und er verfügt über eine andere, sehr

viel besser organisierte Methode, linken Einfluß auf die Basispartei zu gewinnen. Außerdem hat er eine viel kritischere Haltung zur Karriere der regierenden Labour Party. Er führte die Kritik an, wenn es darum ging, was falsch gemacht worden ist in den 70ern und 60ern. Außerdem legt er großes Gewicht auf die Veränderung der Strukturen innerhalb der Labour Party, die die Partei-Rechte so lange an der Macht gehalten haben. Z.B. will er erreichen, daß die Parlamentsmitglieder sich der Partei jährlich zur Wiederwahl stellen müssen. Dadurch könnten Veränderungen in der Basispartei sehr viel schneller in die Parteiführung durchschlagen. Er will, daß die Wahlkampagnen zu wirklichen Mandaten für die zukünftigen Parlamentsmitglieder führen. Also hat er ein großes Problem in Angriff genommen, nämlich den Mangel an Demokratie in den Gewerkschaften und in der Labour Party. Benn sagt: Die Wahl muß die grassroots mit einbeziehen, das dürfen nicht nur die 2 Prozent sein, die zu Gewerkschaftsversammlungen oder zu Partei-Wahlen kommen. Du siehst also, das ist eine äußerst beunruhigende Sache für die Labour Party — die Linken eingeschlossen. Denn sie müssen jetzt zurückgehen zu ihrem Wahlkreis und sie fragen: »Mögt Ihr uns noch? Wenn nicht, werft uns raus und wählt jemand anderen.« Und das sind Leute, die dachten, sie hätten eine lebenslange parlamentarische Karriere.

Das ist also eine neue Art von Linke in der Labour Party. Und das hat Einfluß darauf, wer der Labour Party beitreten würde. Menschen, die lange nicht in die Labour Party gegangen wären, werden nun angezogen. Zum erstenmal gehen Feministinnen in die Labour Party, um Verbindungen mit der Arbeiter-Massenbewegung herzustellen für den feministischen Kampf. Viele Marxisten, Leute von diesen kleinen Gruppen aus den 60er Jahren, die stagniert haben und verknöchert sind, sind heute zu Labour-Anhängern geworden. Jetzt gibt es zum erstenmal eine bodenständige marxistische Fraktion in der Labour Party. Das hat es noch nicht gegeben, die Marxisten waren in der Regel außerhalb der Labour Party organisiert. Und man kann sofort sehen, wie das die Befürchtungen der Labour Party wegen »Infiltration« verschärfen wird, daß die Troztkisten hereinkommen usw. — Die ganze Entwicklung war also eine wirkliche Herausforderung für die etablierte Partei-Rechte und das ist der Grund, weshalb der Kampf von Benn um den Vorsitz im vorigen Jahr so folgenschwer war: das spaltete die Labour Party und die Gewerkschaften. Nun begann ein Kampf darum, was die alternative Partei wirklich sein sollte, was es in der Labour Party lange Zeit nicht gegeben hatte. Die Möglichkeit, daß diese Linke die Führung stellen könnte, hat die Geister der Rechten auf wunderbare Weise konzentriert, die reformistischen Geister der Labour Party, die schon immer dachten, daß die Labour Party *der* Ort für Reformismus ist; und die Aussicht, daß das Parteiprogramm von Benns Leuten geschrieben werden könnte, daß Benn der offizielle Sprecher der Labour Party werden könnte, der gegen die EG ist, der für END (European Nuclear Disarmament) ist, für eine Alternative Wirtschaftspolitik usw. usw. — das hat ihnen wirklich einen nachhaltigen Schrecken eingejagt. Da haben sie zum erstenmal in der Geschichte der Labour Party den Gedanken gefaßt, daß dies nicht länger ihr Zuhause sein könnte. Das war eine sehr delikate Entscheidung, denn erinnern wir uns: ein Mit-

glied der Labour Party zu sein, bedeutet zugleich, Zugang zu den Gewerkschaften zu haben. Diese Leute riskieren also, ein reformistisches Programm zu beginnen *ohne* die Gewerkschaften.

*Das Argument:* ... und damit das Risiko, von den Gewerkschaften blockiert zu werden, wenn sie an die Regierung kommen ...

*Stuart Hall:* Genau das ist es. Aber die Frage ist nun: Warum sollte das irgendjemand riskieren wollen? — Und die Antwort darauf ist, daß die Rechte es sehr wirksam verstanden hat, die Gewerkschaftsbewegung als anachronistisch, als besondere, unpopuläre Interessengruppe zu identifizieren, als widerspenstig in allen Fragen der Politik, die für Großbritannien so wichtig sind usw. Diese Kampagne läuft schon seit zwanzig Jahren. Und jetzt ist der Populismus durchgeschlagen, und die Gewerkschaften werden von einigen Leuten — ich rede nicht von Rechten, sondern von bestimmten Teilen der Arbeiter selbst — betrachtet als in bestimmten Hinsichten hinderlich, als bürokratische Repräsentanten von »bestimmten Leuten«, von bestimmten Arbeitern gegenüber allen Arbeitern. Das »Volk« steht auf dem Spiel gegen die Gewerkschaften. Und das hat sie, trotz ihrer organisatorischen Stärke, doch soweit getroffen als eine Art »Buhmann«, daß die Sozialdemokraten denken: Die sind so unpopulär, daß wir einen Teil dieses Populismus für uns erobern können, für eine Art links-liberale Linie gegenüber den Rechten. Sie sind also auch sehr antigewerkschaftlich. Sie sind starke Parteigänger der Politik der Rechten zur Beschränkung der Rechte der Gewerkschaften, zur Ausrufung von Streiks, sie sind für die Bestrafung von Streikenden, wenn sie aus dem »normalen« Verhandlungsprozeß ausbrechen; sie sind für eine Auflösung der automatischen Mitgliedschaft von Gewerkschaftsmitgliedern in den Gewerkschaften, was das ganze System unterminieren würde. Sie wollen auch gesetzlich festlegen, wieviele Arbeiter bei einem Streikposten sein dürfen, nur zwölf oder so — also insgesamt ein sehr ernster Angriff auf die Grundlage der modernen Gewerkschaftsbewegung. Seit den Zwanziger Jahren haben wir so etwas noch nicht gehabt.

*Das Argument:* Wenn ich Dich richtig verstehe, dann läuft das darauf hinaus, daß die neuen Sozialdemokraten in Großbritannien keinen sozialliberalen Korporatismus etwa im Sinne der westdeutschen Sozialdemokraten oder der britischen bis zu den 70er Jahren entwickeln könnten, weil ihnen dazu die Gewerkschaften fehlen.

*Stuart Hall:* Ich glaube, ja. Die Schwierigkeit liegt natürlich darin vorauszusagen, welchen politischen Raum sie überhaupt einnehmen werden zwischen der Rechten und der Labour Party. Und da ist nicht viel Platz. Zum Beispiel die Einkommenspolitik: die Rechten sind mit ihrer neoliberalen Wirtschaftspolitik scharf gegen jede Art von langfristiger Einkommenspolitik. Es ist aber unmöglich, irgendeine Art von reformistischer Politik zu machen ohne eine Art Übereinkommen mit den Gewerkschaften die Löhne betreffend. Deswegen ist die Rechte der Labour Party für Einkommenspolitik, obwohl sie weiß, daß das unpopulär ist. Und die meisten von uns können nicht sehen, wie die Sozialdemokraten ohne eine Einkommenspolitik auskommen können. Eine Konsequenz ist, daß sie sich bisher überhaupt wenig politisch definiert haben.

Sie haben eine enorme Attraktivität über die Medien entwickelt, das ist im wesentlichen die Attraktivität einer interklassistischen, nicht-klassenbestimmten Führerschaft. Nicht wahr: »Wir kommen aus der Labour Party, wir waren mal in der Arbeiterklasse, aber wir sind Modernisierer, wir halten nach einer neuen Welt Ausschau.« Das richtet sich besonders an die neuen Schichten der Staatsangestellten, neue technische Angestellte usw. Die neuen Mittelschichten, die das Bewußtsein der Mobilität in der Gesellschaft verloren haben, die nicht denken, daß sie irgendetwas von ihren Großmüttern oder Großvätern haben, die ihre Verbindungen abgebrochen haben. Technische Opportunisten. »Wenn's besser ist für Dich, für Deine Familie — mach's doch«, das ist »Socialism without tears«, ohne Klassen, ohne Macht. Das ist eine Art Manager-Reformismus. Diese Burschen haben kein Bewußtsein. Sie schulden niemandem etwas, sie haben keinen Begriff von Klasse. Ihr Klassenbegriff ist, daß es Reiche gibt und nicht so Reiche. Und zu den Reichen zählen Manager und Bergleute, die ja gut bezahlt werden — also eine völlig an der Verteilung orientierte Vorstellung von »Klasse«. Was die Armen wollen, das ist eben weiterzukommen, ihre Kinder die Leiter emporzuschieben usw. — Das ist eine politische Klasse, die die Existenz von Klassen leugnen möchte. — Das ist auch der Grund, weswegen es eine so medienorientierte Partei ist. Sie wendet sich genau an Leute in den Medien. Die sind den Sozialdemokraten beigetreten in einem Ausmaß, wie sie nie zuvor der Labour Party oder den Konservativen beigetreten sind. Medienleute, Journalisten, Akademiker. Deswegen haben die auch eine phantastische Presse bekommen. Als sie aus der Labour Party auszogen, ihre ersten Treffen — das war eine Art Medien-Ereignis. Ich habe noch nie eine solche Konzentration der Medien auf die Entstehung einer neuen Partei erlebt. Das ist zwar das Ende des Zweiparteiensystems, auf das sich diese Leute seit undenklichen Zeiten verlassen haben — aber jetzt gibt es auch nicht die Spur von Skeptizismus.

Die Sozialdemokraten stiegen auf in diesem Schwall von Publizität und standen gleich oben in den Meinungsumfragen — durch ihr Bündnis mit den Liberalen, die ja auch immer an die Tür des Zweiparteiensystems geklopft haben. Sie haben von den Liberalen das proportionale Repräsentationssystem (Verhältniswahlrecht) übernommen. Das verkaufen sie einmal als eine Möglichkeit für mehr Pluralismus und zugleich als Garantie gegen Extremismus. Dieses Wahlsystem soll, so sagen sie, das politische System um die Mitte konzentrieren und den Extremismus von Mrs. Thatcher, aber auch den Extremismus von Tony Benn ausschließen. — Sie hatten ein paar große Wahlerfolge. Sie hatten praktisch sofort Einfluß, weil sie ja Repräsentanten im Parlament hatten. Die Parlamentsmitglieder, die zu ihnen kamen, haben sich keiner Nachwahl gestellt. Sie konnten sofort einen parlamentarischen Block bilden; das ist wie nach Gramsci: eine Revolution von oben. Aber sie haben auch eine Reihe von Kommunalwahlen gewonnen. — Aber wie sind sie durch die Falkland-Krise dezimiert worden! Da können sie keine Medien-Publizität gewinnen. Sie können nicht gegen diesen Nationalismus ankommen, auf den Mrs. Thatcher so enorm setzt. Die Rechten haben hier einen Kurs gefahren, sehr wirksam, durch den Bezug auf die alten konservativen Symbole — diese neuen

Leute sehen nicht so aus, als seien sie sehr tief im *Empire* verankert; Churchill 1940, Dünkirchen etc. — sie können solche Symbole nicht mobilisieren. Also sind sie jetzt stark abgefallen in den Meinungsumfragen. Vor sechs Monaten noch hätte ich gesagt, daß eine neue Regierung am ehesten von den Sozialdemokraten gebildet werden könnte. Jetzt weiß ich nicht, ob das nur ein vorübergehender Rückzug ist.

*Das Argument:* Wie ist es denn mit der Labour Party — gibt es Anzeichen dafür, daß sie eine neue sozialistisch-populistische Politik entwickeln kann, um das Feld zu spalten, das von den Rechten besetzt ist?

*Stuart Hall:* Tony Benn und seine Leute verstehen zum Teil, daß so etwas nötig wäre. Sie verstehen diese Sprache, was die alte Labour-Linke nicht tut. Die Fähigkeit, die neuen sozialen Bewegungen direkt anzusprechen, mit etwas Erfolg, mit *etwas* Erfolg. Benn kümmert sich um Frauenfragen, um daraus bestimmte politische Konsequenzen zu ziehen und nicht einfach als einen Punkt ganz unten auf einer Liste zu behandeln. Er versucht, eine alternative demokratische Volkstradition wiederzubeleben. Er spricht über die Levellers, über den Chartismus, er versucht, ein paar radikale populäre Symbole rückzuerobern. Aber das ist eine langfristige Sache — und es verlangt zumindest die Neutralität der Medien. Auf ihn konzentrierten sich die direktesten Angriffe der Medien. Sobald sie auf Tony Benn kommen oder auf Ken Livingston, den Vertreter der Linken im Londoner Stadtrat — eben, weil sie glaubwürdige, populäre Figuren auf der Linken sind, überschütten sie sie mit ungeheuren Verleumdungen. Es ist also sehr schwer, eine alternative ideologische Tradition zu begründen. Das erfordert auch Dinge, die die Labour Party einfach nicht hat, zum Beispiel eine Tageszeitung. Sie haben noch nicht einmal eine Zeitung. Der *Guardian* ist für die Sozialdemokraten. Die Labour Party hat keine Broschüren, sie haben keine Schulung, sie haben keine Bildungsstätten, keine Jugendbewegung. Die Diskussionen an der Basis, außer sie wurden von linken Intellektuellen organisiert, gingen nie um politische Fragen. Da ging es nur darum, wie man die Wahl gewinnen kann. Als ein Instrument für hegemonialen Kampf ist diese Partei kaum im Spiel. Das ist sehr schwierig — zumal Mrs. Thatcher auf demselben Terrain, bloß auf der anderen Seite steht.

*Das Argument:* Wie würdest Du das Verhältnis von Militanz der Arbeiter und Labour Party beschreiben?

*Stuart Hall:* Die Labour Party war, als Teil ihres inneren Fabianismus, nie für eine Mobilisierung der Arbeiterklasse. Ich kenne keine einzige Gelegenheit, wo die Labour Party die Arbeiterklasse politisch mobilisiert hätte. Natürlich sollten die Arbeiter sie wählen, alles muß nach ihrem Verständnis in Wählerstimmen übersetzt werden, die die Partei an die Regierung bringen, und dann macht es die Regierung für die Leute. So hat sie dieses Element immer heruntergespielt. So z.B. 1945, das ganze Land war in Aufruhr — aber sie haben das nicht gemacht, sie haben der Massenbewegung das Feuer genommen und haben es in Zustimmung zum Wohlfahrtsstaat transformiert. — Die Gewerkschaften sind ähnlich, was die offiziellen Führer angeht. Aber für bestimmte defensive Zwecke werden die Gewerkschaften mobilisieren. Die Bergarbeiter mobilisierten 1972 und 1974 gegen die Heath-Regierung. Und wenn es gelingen

sollte, die geltenden Gewerkschaftsgesetze wegzubringen, dann wird das aufgrund von Massenstreiks geschehen. Es gibt auf der Ebene der shop stewards, auf der unteren Funktionärssebene Leute, die die Arbeiter mobilisieren, aber diese Mobilisierung wird immer wieder von den oberen Rängen erstickt.

Die Labour Party ist noch nicht einmal an der vordersten Front des Reformismus. Z.B. in der Gegend in London, wo ich lebe, wo Leute aus den unteren Mittelklassen dafür sparen, ihre Kinder aus dem staatlichen Schulwesen herauszukaufen und sie auf Privatschulen zu schicken für 2000 Pfund auf die Hand, keiner von ihnen ist im staatlichen Gesundheitswesen, sie sind alle in privaten Gesundheitssystemen etc. Da gehen also tiefgreifende Veränderungen vor sich. Der Wohlfahrtsstaat wird wirklich unterminiert. Und die Labour Party ist unfähig, dagegen etwas zu tun. Und das hängt genau mit der Frage der Massenmobilisierung zusammen. Denn die Angestellten des staatlichen Gesundheitswesens beginnen eine Reihe von wilden Streiks und die Labour Party kaut an ihren Fingernägeln und sagt: »Es werden Patienten sterben und die Medien werden sagen: Die Leute vom Gesundheitswesen lassen Krebskranke sterben. Und die Medien stellen die Gewerkschaften gegen das Volk, die Konsumenten des Gesundheitswesens gegen die Angestellten des Gesundheitswesens.« Und sie sagen, daß das die Argumente gegen die Gewerkschaften, gegen die Linke stärkt usw. Also durch diese Art, die Medien zu berücksichtigen, die selbst nach rechts gehen, kommen sie nicht ins Spiel. — Der einzige Punkt, wo die Labour Führung militant ist, das ist ihr Glaube an die parlamentarische Demokratie.

*Das Argument:* Worin liegen die Chancen von Sozialisten innerhalb der Labour Party — und auch außerhalb? Es gibt doch ein paar Initiativen wie z.B. die »Socialist Society« und andere Versuche, außerhalb der Labour Party Kerne eines alternativen Blocks zu bilden.

*Stuart Hall:* Ich war selbst an der Initiative für die »Socialist Society« beteiligt. Das ist natürlich keine Antwort auf die Fragen, über die wir gesprochen haben. Das ist eine Organisation, die sich an Intellektuelle in einem weiten Sinne wendet, Leute, die in Praxisfelder eingreifen können und dort die Diskussion über sozialistische Perspektiven eröffnen. Sie können sozialdemokratische Perspektiven kritisieren, und sie können den Kampf mit der Rechten aufnehmen, wie sie den Kampf mit uns aufgenommen hat. Die Treffen der »Society« sind gut, ziemlich groß und kulturell interessant. Sie unterscheiden sich von anderen linken Treffen. Sie sind nicht so gespalten durch die Polarisierung unter verschiedenen linken Gruppen. Die Diskussionen sind offener, demokratischer, sie wenden sich mehr den wirklichen Problemen zu. Der Feminismus hat einen ziemlichen Einfluß auf die Treffen. Wie miteinander geredet wird, unterscheidet sich doch sehr von dem männlich dominierten Diskurs bei den Gewerkschaften oder an der Basis der Labour Party. — Das Problem bei der »Socialist Society« ist, wie verhindert werden kann, daß sie wieder diskutiert: Sollen wir in die Labour Party gehen oder nicht? Denn das bringt nichts, die Leute drinnen haben ihre Probleme, aber die draußen auch. Das sind übergreifende Probleme und nicht Probleme einer Organisation.

Dann gibt es Aktivitäten wie die von *Hilary Wainwright*. Sie arbeitet an der

Verbindung von Leuten aus der Labour Party und den grassroots auf lokaler Ebene, um einmal unter die Ebene der organisierten Labour Party zu kommen. Das hat noch die Pointe, daß die Rechten versuchen, die kommunalen Verwaltungen zu untergraben, und das konnte in ein, zwei Fällen verhindert werden in Yorckshire und in London, wo es Labour-Mehrheiten gab mit ziemlich radikalen Programmen. Sie haben versucht, in Investitionsprogramme auf der lokalen Ebene reinzukommen, in Form von Beratern der Gremien, die über die Investitionsprogramme zu befinden hatten, aber auch als wissenschaftliche Berater usw. Das ist auch eine grenzüberschreitende Initiative. Ob wir genügend Initiativen von dieser Art haben werden, z.B. im Gesundheitswesen, wo man die Gewerkschaften zu Fragen von Löhnen und Arbeitsbedingungen zusammenbringen müßte mit einer nicht-etatistischen Art, das Gesundheitswesen zu organisieren, also ob es gelingen wird, solche Gruppierungen/Umgruppierungen zu bilden, die quer zu den Gräben liegen, die die institutionellen und organisatorischen Linien durchkreuzen — ich weiß nicht, aber das ist die einzige Hoffnung für den Sozialismus. Ich sage das so zum erstenmal in meinem Leben. Weißt Du, in England gibt es eine Art, über Sozialismus zu reden, da merkst Du, daß das eine historische Idee ist, die eine Bedeutung hatte, die sie nicht mehr haben wird. Also, wenn es *das* bedeutet, dann war es wohl eine große Sache in der Vergangenheit, aber so wird es heute nicht passieren. Die Leute reden auch ganz anders über den Sozialismus, sehr suchend, tastend. Das unterscheidet sich sehr von den »revolutionären Perspektiven« der ausgehenden 60er und beginnenden 70er Jahre. Das ist doch klar, daß es keine Verbindung zu sozialistischen Feministinnen geben kann mit einer Bedeutung von »Sozialismus«, wie wir sie aus männlich dominierten Organisationen und Zusammenhängen kennen. Deswegen bleibt auch der Inhalt von »Sozialismus« problematisch.

Neue Bewegungen treten bei uns in der Regel in Opposition gegen den traditionellen Arbeiterblock auf und konnten von der Labour Party nicht besonders wirksam hegemonisiert werden. Soweit die neuen sozialen Bewegungen wichtige neue politische Entwicklungen repräsentieren, werden sie sich am ehesten mit *neuen* Arten von Sozialismus verbinden. Darin liegt die Chance. Und die Frage ist, ob das befördert werden kann oder nicht. Das geht nicht im Sinne einfacher Bündnisse, weil die Leute in so verschiedenen Feldern, an so verschiedenen Fronten kämpfen, daß innere Veränderungen vorausgehen müssen, um sie in einem alternativen Block zusammenbringen zu können. Nur wenn diese Transformationen der Gruppierungen, die in den neuen Bewegungen und in den alten klassenorientierten Formen stecken, weitergehen, kann ein neuer Block quer zu den alten gebildet werden. Darüber wird die Diskussion geführt, ob eine solche Allianz unter einem volksdemokratischen sozialistischen Programm gebildet werden kann. Ich glaube, daß die Sozialdemokraten, sei's die in der Labour Party, sei's die neuen Sozialdemokraten, in Wahrheit nicht verstehen, worum es dabei geht.



## Kommentierte Bibliographie: Friedensfragen (3)

Michael Brzoska, Claudia Hönck, Peter Lock

### Militärpolitik in der Dritten Welt

Zunächst eine doppelte Warnung: Erstens, die Zahl der deutschsprachigen Publikationen zu Funktion und Rolle von Militär und Rüstung in den Ländern Lateinamerikas, Asiens und Afrikas ist gering. Nur Teilaspekte werden abgedeckt. Zweitens, insgesamt gesehen jedoch ist die Literatur zu diesem Bereich breit und leider auch breit gestreut. Wie in vielen wissenschaftlichen Teildisziplinen ließe sich eine ganze Bibliothek mit Literatur zum Thema füllen, nur leider gibt es sie, jedenfalls öffentlich zugänglich, nicht. Auch eine empfehlenswerte aktuelle größere Bibliographie fehlt. Wir verweisen im folgenden auf einige laufende bibliographische Dienste, die zumindest einen gewissen Überblick über Neuerscheinungen erlauben und auf Bücher, die besonders umfangliche bibliographische Hinweise enthalten.

Dieses scheinbar gesplante Interesse am Thema hängt eng mit der US-amerikanischen Entwicklungspolitik der 50er und 60er Jahre zusammen. Wie fast die gesamte Entwicklungsländerforschung wurde auch die Militärforschung staatlicherseits gezielt finanziell unterstützt. Schließlich nahmen die Militärs in vielen Ländern eine Schlüsselrolle im Kampf gegen den Kommunismus ein; eine Funktion, die durch die US-amerikanische Militärhilfe gestützt wurde. Diese häufig ideologisch befrachtete Literatur lebt noch in zahlreichen Kontroversen fort. Noch immer hat die wissenschaftliche Diskussion einen Schwerpunkt in den USA.

Neuerdings nehmen spanischsprachige und auch französische Veröffentlichungen breiteren Raum ein. Weiterhin entwickelte sich in den 60er Jahren eine spezifische osteuropäische Diskussion um die Rolle des Militärs im Befreiungskampf und im nationaldemokratischen revolutionären Bündnis. Befreiungsorganisationen haben eigenständige militärpolitische Konzepte entwickelt, die in den 60er Jahren auch in Europa und Nordamerika breit rezipiert wurden. Eigenständige Beiträge kritischer Wissenschaftler und Entwicklungsländerspezialisten in Westeuropa entstanden ab Ende der 60er Jahre.

Wir können in dieser bibliographischen Übersicht nur einige ausgewählte Titel anführen, die den Einstieg in die komplexe und oft unübersichtliche Thematik erleichtern sollen. Berücksichtigt werden vor allem solche Titel, die Kontroversen darstellen und Hinweise zur vertiefenden Lektüre geben.

Eingangs verweisen wir auf einige Datensätze, Handbücher und einführende Darstellungen. Im zweiten Abschnitt sind Arbeiten zusammengestellt, die mit verschiedenen Ansätzen versuchen, eine zusammenhängende Beschreibung und Bewertung der Bedeutung des militärischen Sektors in der Dritten Welt zu liefern. Anschließend werden drei Teilaspekte genauer betrachtet, die zwar miteinander (und auch mit der einem eigenen Beitrag vorbehaltenen Thematik Waffenhandel) verschränkt sind, aber unterschiedliche Schwerpunkte haben:

- das spezifische militärische Element, das in bestimmten Ideologien und Handlungsweisen zum Ausdruck kommt;
- die gesellschaftliche und politische Rolle militärischer Apparate;
- die ökonomischen Wirkungen und Folgen von Rüstungspolitik.

#### 1. Einführungen und Informationsquellen

Mit didaktischem Anspruch aufgemachte Einführungen in die gesamte Problematik gibt es kaum. Am ehesten werden diesem Anspruch noch die Materialsammlung:

Maaß, Gero (Bearbeiter): Rüstungstransfers und Dritte Welt, Frankfurt: Haag und Herchen, 1980, Militärpolitik Dokumentation, Heft 14/15

und der Begleittext der Münchner Arbeitsgruppe Friedenspädagogik zur Diareihe »Rüstung und Unterentwicklung« gerecht. Eine gut als Einführung geeignete Aufsatzsammlung ist:

Jolly, Richard: Disarmament und Development, London: Pergamon, 1978

Lohnenswert ist in jedem Falle der Rückgriff auf Themenhefte verschiedener Dritt-Welt-Zeitschriften. In kurzen Aufsätzen werden jeweils verschiedene Aspekte angerissen und weiterführende Literaturhinweise gegeben. Im Einzelnen sind zu nennen:

der überblick, Heft 1 und 2/1981 (Militarismus, Waffenhandel)

Entwicklungspolitische Korrespondenz, Heft 1/1979 (Militarismus in der Dritten Welt)

antimilitarismus information, Heft 12/1981 (Militärherrschaft in der Dritten Welt)

1., 2., 3. Welt, Frieden und Selbstbestimmung, gemeinsame Zeitung der Dritte-Welt-Zeitschriften zur Bonner Friedensdemonstration am 10.6.1982

epd-Entwicklungspolitik 9/10 (zur UN-Sondervollversammlung zu Abrüstung)

Die meistbenutzte Quelle zum Stand der Rüstungen in der Dritten Welt und zur Zahl von Soldaten und paramilitärischen Verbänden ist:

Military Balance, herausgegeben vom International Institute for Strategic Studies, London, jährlich, deutsch bei Bernhard und Graefe, München

Die Datenprobleme der »Military Balance« sind in der ersten Folge dieser Reihe von Bibliographien dargestellt worden (in: Argument 132). Am gleichen Ort wurde auf bibliographisch weiterführende Handbücher verwiesen. Es gibt eine Reihe von reinen Datenhandbüchern, oft teuer aufgemacht, die als Quellen für Daten über einzelne Streitkräfte mehr Informationen hergeben als die »Military Balance«. Dazu gehören vor allem die diversen »Jane's«-Handbücher, Weyers Flottentaschenbuch und das »Military Aviation Directory«, herausgegeben von J. Fokker.

Solche Spezialquellen sind am ehesten in Spezialbibliotheken, wie der Bibliothek für Zeitgeschichte, Stuttgart, der Zentralbibliothek der Bundeswehr in Düsseldorf, der Führungsakademie der Bundeswehr in Hamburg oder einzelnen Einrichtungen der Friedensforschung, wie z.B. dem Archiv der Arbeitsgruppe Rüstung und Unterentwicklung in Hamburg, einzusehen. Dort findet der Interessierte auch die häufig sehr informativen Journale der von der Rüstungsindustrie protegierten Rüstungszeitschriften. Zu dieser oft auch an Bahnhofskiosken erhältlichen Kategorie von Blättern zählen die »Internationale Wehrrevue«, »Military Technology«, »Défense Afrique«, »Asian Defence« und »Technologia Militár«, um nur die wichtigsten zu nennen. In der überwiegenden Zahl der Länder der Dritten Welt werden Militär-, Militärschul- und Veteranenzeitschriften herausgegeben. Die Beschaffung ist allerdings meist sehr schwierig. Hier helfen häufig nur Kontakte in die entsprechenden Länder.

Eine sehr interessante, leider in vielen Fällen sehr veraltete Informationsquelle sind die:

Foreign Area Handbooks, herausgegeben von der American University, Washington: Government Printing Office

Jedes »Foreign Area Handbook«, oder wie sie neuerdings heißen »Foreign Area Studies«, enthält ein Kapitel über die jeweiligen Streitkräfte, ihre Struktur, Ausbildung etc. und weitere Kapitel über die »innere Sicherheit« und das Justizwesen. Die »Foreign Area Handbooks« sind offiziöse US-amerikanische Länderanalysen, erstellt von Wissenschaftlern und Regierungsexperten, unter Einschluß von Militärs. Für die meisten Länder sind sie in ihrer konzentrierten Darstellung der Streitkräfte fast konkurrenzlos.

Dieses »fast« bezieht sich auf ein sehr gutes Handbuch, das auf Heere beschränkt ist:

Keegan, John (Hrsg.): *World Armies*, London: McMillan, 1979

Der »Keegan« enthält Überblicke über die Geschichte der jeweiligen Heere, ihre Einsatzdoktrin, Ausbildungsgänge, Einsätze etc. In verschiedenen Quellen sind Militärausgabendaten zu finden. Die wohl beste Quelle sind die:

SIPRI Jahrbücher, London: Taylor & Francis, auf deutsch: Reinbek; Rowohlt, jährlich in:

Sivard, Ruth L.: *Weltmilitär- und Sozialausgaben*, Leesburg, Va.: WMSE Publication, jährlich; auf deutsch auszugsweise nachgedruckt in: Albrecht, Ulrich et al. (Hrsg.): *Weltpolitik*, Frankfurt: Campus, jährlich; die Ausgabe 1982 erscheint ungekürzt im Herbst dieses Jahres als *Militärpolitik Dokumentation Extra*, Frankfurt: Haag und Herchen

sind unter anderem weltweite Datensätze der Militärausgaben, der Kriege in der Welt und — im Vergleich mit den Militärausgaben — einiger Kategorien von Sozialausgaben und weitere Sozialindikatoren enthalten. — Eine nützliche Übersicht über diverse Quellen zum Umfang der Militärhilfe gibt:

Wulf, Herbert: *Rüstungsimport als Technologietransfer*, München, London: Weltforum Verlag, 1980

Die beste Zusammenstellung der Kriege, die seit 1945 in der Dritten Welt stattgefunden haben (insgesamt ca. 150 mit ca. 25 000 000 Toten), ist:

Kende, Istvan: *Kriege seit 1945*, Frankfurt: Haag und Herchen, 1982, (i.E.), *Militärpolitik Dokumentation Heft 28*

Kende versucht nicht nur, eine umfassende statistische Auszählung durchzuführen, sondern auch Verbindungen zu den Strukturen und Veränderungen im politischen System herzustellen. Kende schließt aus seinen Daten, daß Anti-Regime-Kriege mit sozialökonomischen Ursachen zum wichtigsten Kriegstypus geworden sind. In Zukunft dürften Grenzkriege zahlreicher werden. Eine Kurzfassung der Kende'schen Ergebnisse erscheint im oben angegebenen Jahrbuch »Weltpolitik« (Ausgabe 1982).

## **2. Konzeptionelle Arbeiten**

Die Beschreibung und grundsätzliche Einordnung der zunehmenden Bedeutung des militärischen Sektors in vielen Ländern der Dritten Welt ist eine Domäne der kritischen Friedensforschung. Autoren, die im Strom gängiger Entwicklungstheorien schwimmen, tendieren dazu, den militärischen Sektor völlig zu ignorieren. Wenn sich einer doch traut, dann werden Militär, Militärherrschaft, Rüstungsimporte, Rüstungsproduktion etc. scheinbarweise mit Bezug auf einzelne sozialwissenschaftliche Indikatoren abgehandelt. Ein Beispiel hierfür ist:

Kennedy, Gavin: *The Military in the Third World*, London: Duckworth, 1974

Einen ganz anderen, viel umfassenderen Anspruch haben z.B.:

Senghaas, Dieter: *Die neue internationale Militärordnung*, Kapitel 9, in: Dieter Senghaas: *Weltwirtschaft und Entwicklungspolitik, Plädoyer für Dissoziation*, Frankfurt: Suhrkamp, 1977

Kaldor, Mary: *Rüstungsbarock*, Berlin (West): Rotbuch, 1981

Senghaas und Kaldor und mit ihnen Autoren wie Øberg, Luckham und Albrecht leiten ein System militärischer Hierarchien und weltweiter Rüstungsprozesse analog zum Weltwirtschaftssystem her, dessen Motor die Entwicklung des kapitalistischen Weltsystems ist. In Kaldors Analyse steht das Waffensystem im Mittelpunkt. Bei Senghaas und Luckham sind es Akkumulationsprozesse, bei Øberg die Strukturen des Weltsystems. In zwei Sammelbänden, die in Verbindung mit der Internationalen Vereinigung der Friedensforscher (IPRA) herausgegeben wurden, werden diese und ähnliche Ansätze in Form von kürzeren Aufsätzen einander gegenübergestellt:

Kaldor, Mary; Eide, Asbjörn (Hrsg.): *The World Military Order, The Impact of Military Technology on the Third World*, London et al: Macmillan, 1979

Eide, Asbjörn und Thee, Marek: *Problems of Contemporary Militarism*, London: Croom Helm, 1980

Im zuletzt genannten Band wird auch die momentan vergleichsweise heftig geführte Auseinandersetzung darüber skizziert, ob die gegenwärtigen Rüstungsprozesse konzeptionell mit dem Begriff des Militarismus gefaßt werden können. Zu dieser nur scheinbar zweitrangigen Frage liegen inzwischen zahlreiche Beiträge vor, in denen es um weit mehr als die Begriffsbildung geht. Tatsächlich werden über die Begrifflichkeit durchaus unterschiedliche inhaltliche Positionen vorgetragen, die sich nicht so sehr in bezug auf die Fassung des militärischen Sektors, als vielmehr in der damit kontrastierten Theorie der Dritten Welt unterscheiden. Der gegenwärtig etwas desolate Zustand der Entwicklungsländerdiskussion überträgt sich auch auf die Analyse des militärischen Sektors in Ländern der Dritten Welt. Einen einheitlichen Ansatz, der sich an dieser Stelle auf geringem Raum darstellen ließe, gibt es nicht.

Dasselbe gilt auch für die Diskussion in den osteuropäischen Ländern. Die ehemals relativ klare und eindeutige Einordnung des Militärs in Ländern der Dritten Welt als ein potentiell bündnisfähiger Faktor ist einer sehr viel differenzierteren und kritischeren Einschätzung gewichen. Ein älterer Beitrag ist:

Müller, Wolfgang und Oelschlägel, Rudolf: *Streitkräfte im Klassenkampf unserer Zeit*, Berlin, DDR: Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik, 1972

### 3. Militärdoktrin für die und aus der Dritten Welt

Sehr viel festeren Boden betritt man mit der Frage, wie in den Ländern der Dritten Welt selbst die Militarisierung begründet wird. Denn zunehmend setzt sich ein in zentralen Elementen durchaus einhelliger Begründungszusammenhang durch, wenn auch länderspezifische Unterschiede gravierend sind. Diese neue militärische Doktrin der Dritten Welt hat zwei Wurzeln: einerseits geostrategische Überlegungen und das Konzept des totalen Krieges, andererseits die Ansicht, daß Sicherheit gleichzeitig auf militärischer, politischer und ökonomischer Ebene zu definieren sei. Geostrategie und totaler Krieg sind eher europäische Erfindungen der 20er und 30er Jahre (Hausmann; Kjellen), das umfassende Konzept einer nationalen Sicherheit wurde in der Anfangsphase des Kalten Krieges in den USA als Waffe im Kampf gegen den Kommunismus entfaltet.

Militärs in der Dritten Welt rechtfertigen damit, daß sie gleichzeitig nach innen Stabilität schaffen und die Durchsetzung bürokratischer Entwicklungsmodelle fördern. Zusätzlich betreiben sie »innere Kolonisation« — Erschließung der Ressourcen des eigenen Landes- und die »äußere Expansion« über die bestehenden Landesgrenzen hinaus. Ihr Handeln steht über den Gesetzen; es ist entweder in der Verfassung verankert oder steht sogar über der Verfassung.

Diese Doktrin der »nationalen Sicherheit« ist besonders in Lateinamerika zu finden. Ähnliche Doktrinen in anderen Ländern (etwa Dwi Fungsi = zwei Funktionen, in Indonesien) haben weit weniger Beachtung in der Literatur gefunden. Erstklassige Quellen für die lateinamerikanischen Formen der Doktrin der nationalen Sicherheit sind die Schriften hochrangiger Militärs, wie der Generäle Pinochet (Chile), Couto e Silva (Brasilien), Gugliamelli (Argentinien) oder Mercado Jarrin (Peru). Übersichten über Wurzeln und Differenzierungen der Doktrin der Nationalen Sicherheit, teilweise an Länderbeispielen, bieten:

Cavalla Rojas, Antonio: *Geopolítica y Seguridad Nacional en América*, Mexico: Universidad Nacional Autónoma de Mexico; 1979

Comblin, Joseph: *Le Pouvoir Militaire en Amérique Latine*, Paris: Delarge, 1977

Weil, Jean-Louis und Comblin, Joseph und Senese, Judge: *The Repressive State. The Brazilian »National Security Doctrine« and Latin America*, Toronto: Brazilian Studies, 1976

In deutscher Sprache liegen nur wenige Arbeiten vor. Einführungen bieten:

Moltmann, Bernhard: *Nationale Sicherheit: Eine politische Konzeption und ihre Wirklichkeit. Das Beispiel Lateinamerika*, in: F. Solms und M. Padamsee und B. Moltmann: *Vom Zusammenhang von Militärstrategie und Sicherheit*, Heidelberg: Forschungsstelle der Evangelischen Studiengemeinschaft, 1979

Brummel, Hans Jürgen: *Brasilien zwischen Abhängigkeit, Autonomie und Imperialismus*, Frankfurt: Haag und Herchen, 1980

Außerdem wird in unserer Arbeitsgruppe eine kommentierte Bibliographie zur nationalen Sicherheit erarbeitet, die voraussichtlich 1983 im Verlag Vervuert, Frankfurt erscheinen soll.

Die Doktrin der nationalen Sicherheit ist verbunden mit der Strategie der »Counter-Insurgency«. Counter-Insurgency ist schwer zu übersetzen, es heißt soviel wie »Gegen-Guerilla-Krieg«. Counter-Insurgency ist eine zivil-militärische Strategie, die von den USA im Rahmen der Südostasienskriege perfektioniert wurde. Das zivile Element besteht darin, daß die Soldaten durch Straßenbau, Hilfe bei der Ernte etc. die »Herzen und Sinne« der Bevölkerung in Gebieten mit Guerilla-Kampf gewinnen sollen. Damit werden Elemente der älteren »Civic Action«, die als Ideologie heute noch in vielen Ländern der Dritten Welt verbreitet ist, aufgenommen. Das militärische Element der Counter Insurgency umfaßt konsequente Kriegsführung gegen Guerillas mit dem Einsatz modernster technischer Mittel. Beschreibungen dieser Strategie und der US-amerikanischen Hilfe zu ihrer Verbreitung sind:

Wolpin, Miles: *Military Aid and Counterrevolution in the Third World*, Lexington: D.C. Heath, 1973

Klare, Michael: *Supplying Repression*, second ed., Washington: Institute for Policy Studies, 1981

Eine Darstellung militärischer Doktrinen in der Dritten Welt wäre unvollständig ohne die Erwähnung der großen Strategen des Befreiungskampfes. Im oben erwähnten Buch von Kende werden die Strategien von Giap, A. Cabral und Che Guevara diskutiert. Eine gute neuere Anthologie ist:

Chailand, Gerard: *Stratégies de la Guérilla*, Paris: Edition Mazarine, 1979

Überlegungen für ein unabhängiges Militärkonzept für Länder der Dritten Welt finden sich auch in dem oben erwähnten Buch von Herbert Wulf. Wulf entwickelt ein Konzept, das Elemente der Guerilla-Strategie mit denen einer reinen Defensivverteidigung, wie sie für industrialisierte Länder entwickelt wurde, zu verbinden sucht.

#### 4. Militär und Gesellschaft

Ein zentrales Themenfeld ist die Frage nach der politischen Funktion des Militärs, einschließlich Militärputsche und Militärherrschaft.

Dieser Themenbereich ist ein Tummelfeld von Länderspezialisten (oft mit sehr konventionellen Ansätzen) und von »Politometrikern«, die mit statistischen Querschnittsanalysen arbeiten. Wer an länderspezifischen Arbeiten interessiert ist, der wende sich an die Dokumentationsleitstellen für Afrika, Asien, Lateinamerika und Orient in Hamburg, bzw. forste die gängigen politikwissenschaftlichen und soziologischen Zeitschriften durch.

Einen gewissen Eindruck, wieviel Literatur die Militärsoziologie im weiteren Sinne produziert hat, erhält man durch die Lektüre des einführenden Kapitels und der Bibliographie in:

Büttner, Friedemann, und Lindenberg, Klaus und Reuke, Lutger, und Sielaff, Rüdiger: *Reform in Uniform? Militärherrschaft und Entwicklung in der Dritten Welt*, Bonn-Bad Godesberg: Verlag Neue Gesellschaft, 1976, Schriftenreihe des Forschungsinstituts der Friedrich-Ebert-Stiftung, Band 127

Der Einführung folgen nach Kontinenten gegliederte Übersichten über die militärische Besetzung der Politik. Ganz auf Lateinamerika bezogen ist:

Sotelo, Ignacio, und Eßer, Klaus und Moltmann, Bernhard: *Die bewaffneten Technokraten. Militär und Politik in Lateinamerika*, Hannover: Fackelträger, 1975

Fallstudien zu arabischen Ländern und eine sehr kritische Grundeinschätzung konventioneller Theorien enthält:

Tibi, Bassam: *Militär und Sozialismus in der Dritten Welt*, Frankfurt: Suhrkamp, 1973

Der Autor hat sich allerdings von einigen seiner damaligen Erkenntnisse zwischenzeitlich distanziert. Eine neuere, umfassende Übersicht über die relevanten Thesen und Konzepte bietet:

Nuscheler, Franz: *Erscheinungs- und Funktionswandel des Praetorianismus in der Dritten Welt* in: *Civitas*, Jahrbuch für Sozialwissenschaften, Band 16, 1979

Die am besten lesbare Zusammenfassung konventioneller Ansätze ist:

Perlmutter, Amos: *The Military and Politics in Modern Times: On Professionals, Praetorians and Revolutionary Soldiers*, New Haven: Yale University Press, 1977

Sehr interessant sind die Arbeiten von Miles Wolpin. Er hat in Aufsätzen immer wieder kritisch die Fragen untersucht, welche politischen Einstellungen Militärs aufgrund ihrer spezifischen Erfahrungen, Hintergründe und Sozialisationen haben, welche Rolle bei Versuchen sozialistischer Transformation das Militär gewöhnlich spielt, und schließlich, wie das Militär auf dem Weg zu einer sozialistischen Gesellschaft kontrolliert, vielleicht sogar instrumentell eingesetzt werden könnte. Die wichtigsten Aufsätze von Wolpin liegen jetzt gesammelt vor:

Wolpin, Miles D.: *Militarism and Social Revolution in the Third World*, Totowa, N.N.: Allanheld, Osmon & Co., 1981

Einen wichtigen, bisher vernachlässigten Teilbereich beleuchtet:

Enloe, Cynthia: *The Ethnic Soldier*, Harmondsworth: Penguin, 1980

Cynthia Enloe zeigt, daß Rekrutierung und Hierarchie in den kolonialen Streitkräften (und auch später) ein zentrales Mittel der Kontrolle ethnisch heterogener Gesellschaften war (und ist).

## 5. Rüstung und Entwicklung

Die Analyse der wirtschaftlichen Wirkung von Militär und Rüstung ist lange Zeit vernachlässigt worden. Die erste größere Analyse, die sich mit einem Teilaspekt dieser Frage befaßt hat, dominiert immer noch die konventionelle Sicht:

Benoit, Emile: *Defense and Economic Growth in Developing Countries*, Lexington: D.C. Heath, 1973

Bei Benois Berechnungen kam heraus, daß die Militärausgaben das Wachstum des Bruttosozialproduktes positiv beeinflussen. Dieses unplausible Ergebnis konnte bei späteren empirischen Untersuchungen nicht bestätigt werden. Inzwischen ist eine ganze Flut von Auseinandersetzungen mit Benoit erschienen, trotzdem wird immer noch häufig und gern mit dem Benois'schen Ergebnis gearbeitet. Eine Übersicht zu diesem Komplex ist zu finden im dritten Kapitel von:

Brzoska, Michael: *Rüstung und Dritte Welt. Zum Stand der Forschung*, München, London: Weltforum Verlag, 1981

Mit dem Instrumentarium der Dependenz-Theorie, später darüber hinausgehend, hat

seit Anfang der 70er Jahre eine Gruppe bundesdeutscher Wissenschaftler die Wirkungen von Militärausgaben und Rüstung analysiert. Ihr Gesichtsfeld war von Anfang an viel weiter als das Wachstum des Bruttosozialproduktes. Für sie standen Kategorien wie Abhängigkeit, strukturelle Heterogenität und peripherer Kapitalismus im Vordergrund der Analyse. Die weiteste Verbreitung haben gefunden:

Albrecht, Ulrich; Ernst, Dieter; Lock, Peter und Wulf, Herbert: Rüstung und Unterentwicklung. Die verschärfte Militarisierung, Reinbek: Rowohlt, 1976

Lock, Peter und Wulf, Herbert: Rüstung und Unterentwicklung, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Heft B 10/1979

Ein wichtiges Element der Analyse sind die Versuche von Regierungen in der Dritten Welt, eigenständig Rüstungsproduktion aufzubauen. Die Abhängigkeit von Belieferungen aus den Industrieländern kann damit nicht gebrochen werden, sie verlagert sich lediglich von Waffen und Munition zu Technologie und Kapitalgütern. Die bisher umfassendste Arbeit zu diesem Thema hat Herbert Wulf vorgelegt (siehe oben). Er kommt zu dem Ergebnis, daß der Aufbau von Rüstungsproduktionsstätten in wenig industrialisierten Ländern das Industrialisierungsmuster zugunsten besonders hochtechnologischer und kapitalintensiver Sektoren verzerrt. Er zeigt dies anhand vergleichender statistischer Untersuchungen und eines Fallbeispiels Indien.

Ein Beispiel für eine länderbezogene Analyse mit den Konzepten und Instrumenten, wie sie von den genannten Autoren entwickelt worden sind, stellt dar:

Körner, Peter: Rüstung und Unterentwicklung in Afrika, Hamburg: Institut für Afrika-Kunde, 1980, Beiträge aus dem Institut für Afrika-Kunde, Heft 22

Die Erkenntnisse von den ökonomischen Wirkungen von Rüstung und Militär haben neuerdings in einer Reihe von Dokumenten mit hohem Legitimationswert Eingang gefunden. Zu nennen sind z.B.:

Brandt, Willy et al.: Das Überleben sichern. Bericht der unabhängigen Kommission für Entwicklungsfragen, Köln: Kiepenheuer und Witsch, 1980

Palme, Olaf et al.: Common Security. Der Bericht der unabhängigen Kommission für Abrüstung und Sicherheit, Berlin: Severin und Seidler, 1982

und vor allem:

Vereinte Nationen: Die wirtschaftlichen und sozialen Folgen des Rüstungswettlaufs, Stuttgart: Alektor Verlag, Militärpolitik Dokumentation, 1978

In diesem letztgenannten Bericht sprechen UN-Experten eine unerwartet deutliche Sprache bei der Aufzählung der negativen Folgen von Waffenhandel und Aufrüstung. Wenn aber eine solche Verknüpfung besteht, kommt man schnell zu der Idee einer Umkehrung, nämlich der Nutzung von Abrüstungsmaßnahmen für Entwicklung. Hierbei sind Gremien der Vereinten Nationen Vordenker. Während der zweiten Sondervollversammlung zu Abrüstung in New York im Juni und Juli 1982 wurde ein Bericht entgegengenommen, der diese Problematik in allen Einzelheiten beleuchtet. Da dieses Mal die Industrieländer — im Gegensatz zum oben erwähnten Bericht — sehr frühzeitig bremsen, enthält dieser Bericht nur wenige konkrete Vorschläge für eine Institutionalisierung einer Verknüpfung von Abrüstung und Entwicklung. Sein interessantester Teil ist die Bestandsaufnahme der für Rüstungszwecke verwendeten Ressourcen. Der Bericht wird Anfang 1983 bei Rowohlt in gekürzter Fassung auf deutsch erscheinen. Eine Übersicht über die wichtigsten Probleme und Vorschläge einer Verknüpfung von Abrüstung und Entwicklung ist bei Brzoska im fünften Kapitel des erwähnten Buches zu finden.

Ein anderer Aspekt von Rüstung, nämlich die Nutzung von Rohstoffen, stellen heraus: Hveem, Helge, und Malnes, Raimo: Resources and the Military Sector, Oslo: Peace Research Institute Oslo, 1981 — eine stark gekürzte deutsche Fassung ist abgedruckt in: epd-Entwicklungspolitik, Heft 9/10, 1982

Als letztes Werk sei eine Arbeit genannt, die weniger die wirtschaftlichen als die ökologischen Auswirkungen von Rüstung betrifft. Es handelt sich um:

SIPRI: Warfare in a Fragile World, Military Impacts on the Human Environment, London: Taylor & Francis, 1980

Hier wird anhand von Einzelbeispielen, nach ökologischen Zonen getrennt, deutlich gemacht, was Krieg, aber auch bereits Aufrüstung, ökologisch und damit letztlich auch wirtschaftlich bedeutet. Im Mittelpunkt steht das Beispiel des Vietnam-Krieges.



Umweltfragen,  
Kommentierte Bibliographie (1)  
Landwirtschaft, Militär, Ökologie,  
Ökonomie, Sozialistische Umwelt-  
politik, Technik.

Argument-Studienheft SH 50  
80 Seiten, 7,- DM



Alternative Umweltpolitik  
Natur- und arbeitsorientierte Politik,  
Wissenschaft und Technologie.  
Argument-Sonderband AS 56  
183 S., 16,80 DM/f. Stud. 13,80 DM



Krankenpflege als Frauenberuf.  
Patientenorientierung vs. Personal-  
orientierung. Gesundheitsschäden  
und Industrieinteressen.  
Jahrbuch für kritische Medizin 8  
Argument-Sonderband AS 86  
176 S., 16,80 DM/f. Stud. 13,80 DM



## Interventionen

### Die Lehrjahre sind vorbei. Begründung einer Abo-Abbestellung

Ich weiß, daß jeder Intellektuelle, der etwas auf sich hält und der *Das Argument* abbestellt, eine ellenlange Begründung, und sei sie noch so sehr an den Haaren herbeigezogen, dafür beibringt. Dann und wann werden solche Briefe auch in der Rubrik »Interventionen« veröffentlicht. Nun gut, auch ich halte etwas auf mich; versuche aber meine Intellektualität zu überdenken (überfühlen hört sich so fremd an). Und dabei fällt so einiges an Kritik an — auch wenn Ihr sie in letzter Zeit ein wenig aufgeholt habt (vgl. Frauenredaktion etc., was aber erst dürftige Anfänge sind). Ich möchte deshalb ganz bewußt einen Artikel für die »Interventionen« schreiben, der wie folgt lautet: *Die Lehrjahre sind vorbei*.

Seit 8 Jahren lese ich *Das Argument*. Ich habe in dieser Zeit als Student mein Leben *verbracht*. Einigemale war ich von den Aufsätzen angetan (z.B. bei Waldhubel, *Das Argument* 127, der dem 'Leben-Wollen' der Spontis gegenüber den 'Theorie-Mackern' nur deren Preisgabe von Wissenschaft entgegenhalten konnte, wobei aber der Nutzen von solcher Wissenschaft selbst fetischisiert wird), ja, sie bildeten wohl ein stückweit meine Identität ab — aber ich kann mir kein Heft mehr kaufen (ich will Euch damit nicht »ökonomisch-politisch strafen«, auch wenn Ihr das so [selbstgekränkt] sehen wollt)!

Das liegt nicht daran, daß Ihr Euch bezgl. meiner Einsendungen (Rezension etc.) einfach taub stellt (vielleicht geht's auch hiermit wieder so, denn Ihr habt offensichtlich nur die Menschheitsgeschichte im Kopf — darunter tut Ihr's einfach nicht), eher daran, daß ich im Moment arbeitslos bin; vor allen Dingen aber an der Konzeption der Hefte.

Sicher — Ihr habt dazugelernt: Die sterile Marx-Exegese ist dem lebendigeren Kulturrismus gewichen. Also ein bißchen Leben ist im *Argument* (vgl. u.a. die Aufsätze zu den Volksunis); Eure Bemühungen, »die Kräfte der Arbeit, der Wissenschaft und der Kultur zusammenzubringen« sind lobenswert.

Trotzdem bin ich mit Euch nicht zufrieden. Zu sehr scheint mir Eure selbstgepriesene »theoretische Position« aus Ahnungen zu bestehen, die schon die 'Klassiker' (Marx, Lenin, Gramsci, Brecht etc.) gehabt haben. Es ist nun m.E. nicht genügend, nur die 'richtigen' Ahnherrn auszugraben, um schon wegweisend sein zu können! Überhaupt scheint mir Eure Menschen- und Selbsterkenntnis wenig fortgeschritten zu sein. Darauf komme ich nicht nur, wenn ich Euch *erlebe* (Glanzbeispiele trister »Seminar marxisten«), sondern das kommt auch in Euren Aufsätzen so rüber: Z.B. bei E. Ruebsam (im *Argument* Nr. 60), der einen Wilhelm Reich so vulgärmarxistisch abkanzeln darf, daß man meinen könnte, der Schreiber wäre ein mit orthodoxem soziopolitischem Vokabular programmierter Computer (mir scheint, nur F. Haug lernt dazu; vgl. Kongreßbericht von der VDI-Tagung, Frauenformen etc.).

Überhaupt sind Eure Ausreden noch immer die *gescheitelte* (frisierte) *Theorie*, wo es doch um *widerborstige Lebenserfahrungen* und Einschätzungen geht. Ihr benützt noch immer das Gehirn, wo es doch primär auf genitale Potenz ankommt. Wie will ein Mensch, der nicht die volle Tiefe der Menschenkenntnis besitzt, anderen Menschen eine Hilfe sein können — auch in weltanschaulichen Dingen? (Daß ich in dieser Hinsicht W. Reich weit mehr als andere schätze, mögen mir die 'Argumentler' nachsehen, aber es ist innerhalb meiner Menschenkenntnis einfach eine Tatsache.)

Die Rebellion (sprich den Kopf hinhalten) müssen bei Euch immer noch die anderen machen: die furchtlosen Arbeiter, die aufmüpfigen Jugendlichen etc. Ihr macht bloß eine »theoretische Zeitschrift« und tragt mit »den besonderen Mitteln der wissenschaftlichen Information ... zu den sozialen Bewegungen unserer Zeit bei« (W.F. Haug, im *Argument* 130). Ob Euer »besonderes Mittel« ein Beitrag ist, ist solange fraglich, solange Ihr Euch nicht originär weiterentwickelt: Ihr ärgert doch bloß Eure Kollegen in der

'Wissenschafts-Kultur' und zieht mit o.g. Argument den Kopf aus der Schlinge, ohne ein schlechtes Gewissen ob Eurer Untätigkeit haben zu müssen. Ich anerkenne Euer Bemühen, diese 'tödlichen' Zeiten noch mit dem Gehirn in den Griff bekommen zu wollen, d.h. 'eingreifende' Theorien zu produzieren. Aber was nottut, ist der Eingriff selber — auch ohne die dazugehörige Theorie! Deshalb meine Intervention — als Eingriff in Eure (unsere?) Zeitschrift ...

Also liebe Grüße und laßt auch mal was von Euch hören. Vielleicht leihe ich mir dann von meiner Freundin Eure Hefte — wer weiß?  
Alois Kneisle (Tübingen)

**Betr.: M. Barrett, Begriffsprobleme marxistisch-feministischer Analyse**

**In: Das Argument 132**

Barrett setzt sich in ihrem Aufsatz mit drei zentralen Kategorien marxistisch-feministischer Theorie — Patriarchat, Reproduktion und Ideologie — auseinander. Diese Intervention richtet sich nur gegen ihre Kritik des Patriarchatsbegriffs. Sie schlägt vor, »von patriarchalischer Ideologie zu sprechen, um Aspekte der Mann-Frau-Beziehungen im Kapitalismus zu beschreiben« (S.177). Sie macht damit deutlich, daß für sie das letztendlich bestimmende Moment von Frauenleben die Klassengesellschaft ist. Dies stelle ich infrage und setze dagegen, daß mit dem Begriff des Patriarchats die Frauenunterdrückung analysiert werden kann als eine durch die Klassengesellschaften modifizierte, aber von ihnen unabhängige Unterdrückung. Wenn wir Patriarchat als die sexuelle Ausbeutung der Frau durch den Mann bestimmen, beinhaltet diese Begrifflichkeit sowohl biologische Aspekte als auch die Frage, wie das biologische Geschlecht zum gesellschaftlichen gemacht wird (vgl. Ch. Mouffe, in: Internationale Ideologie-Diskussion, Argument-Sonderband 84). Die sexuelle Ausbeutung der Frau umfaßt nicht nur die Ausbeutung ihrer Gebärpotenzen — die Frau hat keine oder nur eingeschränkte Verfügungsgewalt über Verhütung, Abtreibung, Schwangerschaft und Geburt —, sondern auch die gewalttätige Unterdrückung und Nutzung des weiblichen Körpers und der weiblichen Sexualität, wozu z.B. Vergewaltigung, Sexualität als Ware und männliche Sexualnormen gehören. In diesem Zusammenhang ist es berechtigt, den Begriff des Patriarchats überhistorisch zu gebrauchen — was Barrett ablehnt und dabei überhistorisch mit ahistorisch verwechselt —, da die sexuelle Ausbeutung der Frau nicht an den Kapitalismus gebunden ist. In entsprechender Weise benutzen wir ja auch z.B. für Sklavenhaltergesellschaften, für Feudalismus und Kapitalismus den Begriff der Klassengesellschaft überhistorisch. Was die einzelnen Klassengesellschaften voneinander unterscheidet, ist die Form, in der Ausbeutung stattfindet. Genauso sehe ich es bezüglich des Patriarchats, wobei jedoch die sexuelle Ausbeutung von Frauen nicht an die Existenz einer Klassengesellschaft gebunden ist.

Neuere ethnologische und anthropologische Untersuchungen konstatieren, daß sexuelle Unterdrückung von Frauen, z.B. in Form kollektiver Vergewaltigung auch in Gesellschaften, in denen es kein Privateigentum gab/gibt, vorhanden war/ist. Damit soll nun nicht behauptet werden, daß sich die sexuelle Ausbeutung von Frauen unabhängig von ökonomischen Verhältnissen entwickelt. Im Gegenteil, es läßt sich feststellen, daß die Form des Patriarchats sich mit Veränderungen ökonomischer Strukturen wandelt.

Vor dem Hintergrund einer begrifflichen Bestimmung des Patriarchats sollten auch neue feministische Ansätze untersucht werden. Die Autorinnen — G. Becker (u.a.: Aus der Zeit der Verzweiflung. Frankfurt/M. 1977), G. Bock/B. Duden (Arbeit aus Liebe — Liebe als Arbeit. In: Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Sommeruniversität für Frauen 1976. Berlin 1977) und A. Wolf-Graaf (Frauenarbeit im Abseits. München 1981), um nur einige zu nennen — gehen davon aus, daß es z.B. im Mittelalter und Feudalismus auch Formen sexueller Ausbeutung von Frauen gab (Vergewaltigung, das Recht des Lehnherrn auf die »erste Nacht«), andererseits die Frau keineswegs durch

ständige Schwangerschaften an Haus und Herd gebunden war. Die Domestizierung des weiblichen Körpers habe erst parallel zur kapitalistischen Entwicklung stattgefunden.

Wir müssen nach den strukturellen Zusammenhängen von Patriarchat und Kapitalismus fragen und in diesem Sinne den Patriarchatsbegriff zunächst (?) weiter verwenden.

Sigrid Pohl (Berlin/West)

**Betr.: Bericht von Kornelia Hauser über die Diskussion am 24.1.1982 beim IMSF in Frankfurt. In: Das Argument 133**

Tagungs- und Diskussionsberichte enthalten sicher immer die Wertung der Berichterstattenden. Dennoch ist es wünschenswert, wenn die kontroversen Positionen einer Debatte zumindest erst einmal korrekt wiedergegeben werden, da sonst der Informationsgehalt gleich Null ist. Bei Kornelia Hausers Bericht fragt man sich, an welcher Veranstaltung sie eigentlich teilgenommen hat. Nicht nur der Diskussionsverlauf, auch der Inhalt der einführenden Referate ist in keiner Weise wiederzuerkennen. Aus der Aneinanderreihung von Merkwürdigkeiten, die Kornelia Hauser den Referentinnen Lottemi Doormann und Ute Osterkamp unterschiebt, sei nur ein besonders groteskes Beispiel herausgegriffen: Kornelia Hauser will gehört haben, daß Ute Osterkamp »offen aus(sprach), daß sie den Kampf um Berufstätigkeit der Frauen für doppelt falsch halte«. Ute Osterkamp hat hingegen in ihrem Referat kritisch zu Frigga Haugs Position vermerkt, daß diese »die objektive Widersprüchlichkeit der Berufstätigkeit unter kapitalistischen Verhältnissen, von der die Frauen, zumal wenn sie Kinder haben, in besonderem Maße betroffen sind, ... nicht weiter berücksichtigt«. Daß allerdings die Teilnahme der Frau an der gesellschaftlichen Produktion die objektive Grundlage und der Hauptweg zur Erringung ihrer realen Emanzipation trotz aller Verkrüppelungen und Diskriminierungen in dieser Gesellschaft ist, war eine gemeinsame, unbestrittene Position aller Referentinnen und Diskussions Teilnehmerinnen.

Klaus Pickshaus (IMSF, Frankfurt)

**Anmerkung zu Klaus Pickshaus**

Häufig ist das, worüber geschwiegen wird, das Interessanteste. Wie also schreibt Ute Osterkamp weiter, wo Pickshaus sein Zitat aufhören läßt? »... das Hineindrängen der Frauen in die verschiedenen Positionen (würde) *nur* eine Umschichtung der Reservarmee, d.h. das Hinausdrängen der Männer aus diesen Positionen bedeuten...« (Hervorhebungen von mir) Aufgrund dieser von ihr konstatierten »objektiven Widersprüchlichkeit« (Was bedeutet hier eigentlich »objektiv«? Daß es unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen nicht veränderbar ist? Ich denke, es ist eine Frage der Kämpfe, des Kräfteverhältnisses, ob berufstätige Frauen die Männer aus Positionen »hinausdrängen«.) — aufgrund dieser Widersprüchlichkeit also, sprach sich Ute Osterkamp in der Diskussion gegen die Berufstätigkeit für alle Frauen aus. Pickshaus irrt also, wenn er den »Hauptweg« als gemeinsamen gehört haben will. Gerade die Frage, ob es für Frauen entwicklungsbehindernd ist, ausschließlich in der Familie zu leben, war und ist in der Diskussion gerade ein Hauptstreitpunkt. So warf Ute Osterkamp Frigga Haug vor, sie lege äußere Maßstäbe an (ihre eigenen), wenn sie das Verbleiben von Frauen in der Familie als Entwicklungsbeschränkung beurteile. Vgl. dazu auch die Diskussion im nächsten Heft, *Das Argument 136*.

Nora Räthzel (Berlin/West)

## Kongreßberichte

### Aufgaben der Wissenschaft in den 80er Jahren

Podiumsdiskussion zum 10jährigen Bestehen des Bundes demokratischer Wissenschaftler, Marburg, 11.-13. Juni 1982

*Frank Deppe*, der die Diskussionsleitung hatte, sprach gleich zu Beginn von einer »Sinnwert-Krise« in der Wissenschaft und stellte die Themen vor, zu denen gesprochen und zu denen Lösungsvorschläge aus wissenschaftlicher Sicht gemacht werden sollten: Aufrüstung und Friedenssicherung, die Polarisierung von Armut und Reichtum in der BRD, das Verhältnis der Ersten zur Dritten Welt. Für den BdWi-Vorstand trug *Wolfgang Meier* (Frankfurt/M.) die negativen Fakten zusammen: das Hauptproblem sei die materielle und personelle Krise der Hochschulen. Sie erweise sich in der Auslagerung der Forschung aus der Uni (Drittmittelforschung), der Verschlechterung der Arbeitsbedingungen in den Hochschulen und in den verschärften Problemen bei der Durchsetzung demokratischer Rechte. Beispielhafte Gegenwehr sei etwa der Wissenschaftlerbedarfsplan des BdWi. *Peter Janisch* (Marburg) stellte wissenschaftliches Forschen als Handeln von Menschen für Menschen vor. Seiner Meinung nach galt historisch der technische Erfolg als Maßstab für theoretische Wahrheiten — jetzt und hier forderte er neues Denken, — Forschung solle sich an den Zwecken von Menschen orientieren. *Arnim Bechmann* (Berlin/West) vertrat den ökologischen Standpunkt: er wollte den außeruniversitären Umweltprojekten größeres Augenmerk schenken (Öko-Anbau usw.), ihnen gerade ob ihrer innerinstitutionellen Unterdrücktheit Hilfe und Unterstützung zukommen lassen. Er empfahl, die Krise der Institutionen nicht mit einer Krise der Wissenschaften zu wechseln. In der Unterstützung von alternativen, nicht-institutionellen Projekten sah auch *Johannes Wilde* (Bielefeld) eine Möglichkeit, die Hochschulmisere zu bekämpfen. Er forderte kooperative Forschung, die mit den sozialen Bewegungen zusammenarbeitet.

Die Beiträge von *Dorothee Sölle* und *Frigga Haug* sollen im folgenden etwas ausführlicher wiedergegeben werden, weil sie in der sonstigen Berichterstattung so eigentümlich verzerrt als »neuer Subjektivismus« und »Feminismus« abgebildet wurden. — *D. Sölle* (Hamburg) sprach statt zu fehlender Durchsetzungsmöglichkeit von (kritischer) Wissenschaft, zu ihr selbst in kritischer Weise. An konkreter Erfahrung *mit* Wissenschaft (ein Vortrag zum Thema: Juden und Christen im Neuen Testament) führte sie vor, wie Wissenschaft subjektlos, interesselos und existentiell langweilig sein könne. Sie forderte die Artikulation der Betroffenheit des Forschers, auch Wissenschaft bewege sich nicht in einem emotionsfreien Raum; die Vorstellung der eigenen Annäherung an das Thema — statt der Vorlage nur von Ergebnissen — gäbe auch Auskunft über den historischen Standort des Wissenschaftlers. Er forsche nicht überzeitlich, sondern müsse fragen: wem dient es, wem nützt die Erkenntnis? *D. Sölle* gab ein positives Beispiel solcher Forschung: eine feministische Zugriffsweise. Hier würde der Anspruch, die Geschichte des Subjekts mitzuerzählen, eingelöst. — *F. Haug* (Berlin/West) sprach vehement gegen eine Politik der Entmutigung. Sie fragte sich und das rund 200köpfige Plenum, welche Handlungsaufforderungen in der Aufzählung von Mängeln (fehlendes Geld, fehlende Räume, fehlende Lehrende usw. in Zahlen) liegen. Sie sprach gegen die sich so ergebende Resignation in der Politik und für eine radikale Wissenschaft, die die Widersprüche, die in jedem gesellschaftlichen Phänomen steckten, aufzudecken habe und zugleich lernen müsse, in Widersprüchen zu leben. Sie führte ihre Auffassung als Kritik an den programmatischen Äußerungen des BdWi vor, und zwar an der Art und Weise, wie dort über Technik gesprochen werde. Es gebe drei Argumentationsstränge: ein technizistischer, der die Gesellschaft außer acht lasse, ein Diskurs, der die Entwicklung der Produktivkräfte nur unter dem Aspekt der Zunahme an Kontrolle untersuche und einer, der

Technik unter dem Aspekt des job-killens betrachte. In allen drei Betrachtungen kämen die handelnden Produzenten nicht vor. Aufgabe der Wissenschaft sei es, die Bedingungen zu untersuchen und Eingriffspunkte ausfindig zu machen für fortschrittliche Politik, für Entwicklungsmöglichkeiten der Arbeitenden. Schließlich sei es ein traditioneller marxistischer Gedanke, daß die Entwicklung der Produktivkräfte nicht ein ausschließlicher Weg ins Verderben, sondern widersprüchlich sei. Die Widersprüche zu erkennen und zu nutzen sei also Aufgabe der Wissenschaft. Eine *Widerspruchskultur* sei zu entwickeln. Tugenden, die die einzelnen brauchen, um Widersprüche nutzen zu können, seien: Weg von den polaren Denkweisen gut/schlecht, richtig/falsch usw., stattdessen seien die vorhandenen Bewegungen zu einem gemeinsamen Ziel zu bündeln. Das erfordere mehr Toleranz und Aufmerksamkeit. Zugleich gäbe es viele unmittelbar anstehende Aufgaben zu lösen: die Frauenfrage z.B. sei nicht wissenschaftlich artikuliert — in der Gesellschaft fände sich ein massenhafter Protest (von Frauen), der aber wissenschaftsfeindlich argumentiere. So sei es eine wichtige Aufgabe, die Wissenschaft zu den Massen zu bringen, wenn die Massen nicht zur Wissenschaft kämen.

*Frank Deppe* spitzte in seiner Zusammenfassung die Fragen auf den schwierigen Zusammenhang von Erfahrungs- und Gesetzeswissen (darin: Subjektivität vs. Objektivität) zu. Die Diskussion drehte sich dann auch im wesentlichen um diesen Komplex, *R. Kühnl* warf *F. Haug* vor, sie verschließe die Augen vor der Wirklichkeit und verschleierte die (schlechten) Lebensbedingungen. Die Wissenschaftler müßten sehr genau herausarbeiten, wer z.B. ein Interesse an der Atombombe habe, um eine wirksame Friedenspolitik zu ermöglichen. Unter heftigen Unmuts- und Beifallsäußerungen wies *D. Sölle* diese Behauptung als unwahr zurück. Man wisse seit mehr als 10 Jahren, wer ein Interesse an der Atombombe habe, ohne daß damit politisches Handeln gegeben sei. Wissen allein mache nicht handlungsfähig. Was uns fehle, sei die Verwandlung jenes allgemeinen Wissens in solches, welches die Menschen wirklich ergreift, sie zuhören läßt, sie zum Handeln befähigt. Sie schlug vor, dieses als Veränderungswissen zu bezeichnen. Die Diskussion war lebhaft und bis zuletzt spannend. Sicher gab es keine Einheitlichkeit am Ende, jedoch wohl heftige Bewegungen in den Köpfen der Teilnehmer/innen.

Kornelia Hauser (Hamburg)

### VDS-Psychologenkongreß

veranstaltet vom Fachschaftsrat Psychologie Münster, Bochum u.a.,  
Münster, 4.-6. Juni 1982

Die in Maschendraht *eingreifenden* Hände waren ein treffendes Symbol für die Zielsetzung und den tatsächlichen Verlauf dieses Kongresses. Im Hochschulbereich wird gespart, die »Studienreformkommission« bemüht sich verschärft um weitere Disziplinierung des Psychologie-Studienganges; Anlaß genug, daß sich Studenten, Gewerkschafter, Praktiker und fortschrittliche Wissenschaftler trafen, um gemeinsame Strategien und Forderungen zu erarbeiten. Die Themen waren: Psychologie und Frieden, Entwicklung der Studienreform, Kritische Psychologie und Frauen, Praxis und Wissenschaftlichkeit des Studiums, Ist- und Sollzustand der Methodenausbildung, psychische Auswirkungen von Berufsverboten, u.a. Einen Vorschlag, wie Psychologie zu fassen wäre, machte *K. Holzkamp* (Berlin/West): ein unabgeschlossener Prozeß der Weiterentwicklung, gegen Selbstverständlichkeiten gerichtet. Gegen den Strom der eigenen Vorurteile, gegen die Interessen der Herrschenden, an Arbeitnehmerinteressen orientiert.

26 psychologische Institute der BRD waren vertreten. Leitfaden für die Abschlußberichte bildete die Frage: welche konkreten Maßnahmen zum weitergehenden gemeinsamen Vorgehen entwickeln wir? Unmöglich, hier auf alle Arbeitsgruppen einzugehen. Die komplette Dokumentation des Kongresses wird in einem Reader zusammengestellt, der über den VDS bezogen werden kann. Zu kurz kam auf diesem Kongreß — wie üb-

lich — der Frauenstandpunkt. Eine der wenigen Arbeitsgruppen, die ihn vertrat, war »Frauen und Kritische Psychologie«. Wie können wir Frauen die Kritische Psychologie für unsere Befreiungsanstrengungen nutzbar machen? Ihre wissenschaftlichen Kategorien beziehen sich stets auf »den Menschen«. Müssen nicht aber die geschlechtsspezifischen Behinderungen beim Erwerb der Handlungsfähigkeit (z.B.) herausgearbeitet werden? Wie politisieren sich Frauen? Das Projekt »Frauengrundstudium« (veröffentlicht im Argument-Studienheft 44) stellte sich vor mit dem Versuch, von unten kollektiv Frauenforschung weiterzuentwickeln; die Kritische Psychologie ist dabei ein Schwerpunkt. In derselben Veranstaltung wurde aufgrund eines großen Interesses die »Opfer-Täter-Diskussion« (vgl. den Bericht, S.724) weitergeführt, solidarisch und an der Sache orientiert, d.h. sich wohltuend abhebend von der derzeit stattfindenden diffamierenden Kampagne in Teilen der Linkspresse. Diese Diskussion muß unbedingt weitergehen.

Birgit Jansen (Marburg)

### Sechstes Treffen der Arbeitsgruppe Wissenschaftsläden (AWILA)

Essen, 16.-18. April 1982

»Schafft hundert Wissenschaftsläden.« Die Aufforderung der Einladung zum 6. AWILA-Treffen mag etwas übertrieben klingen angesichts der Tatsachen: Wissenschaftsläden bestehen in Essen, Hamburg und Nürnberg-Erlangen, in Bielefeld wird die Gründung nicht mehr lange auf sich warten lassen. In Münster, Bochum und Wuppertal gibt es Initiativen, zu zahlreichen anderen Projekten (Baubüro Berlin-Schöneberg, Gesundheits- und Energieläden) ist keine präzise Abgrenzung möglich. Die funktionierenden Läden lassen sich in zwei Gruppen einteilen: an der Universität bestehende (Essen, Hamburg) und selbstverwaltete (Nürnberg-Erlangen, Forschungs- und Beratungsstelle Informationstechnologie FORBIT in Hamburg).

Ziel der Arbeitsgruppe und ihrer Mitglieder, die sich nach holländischem Vorbild organisierten, ist es, Betroffenen und Benachteiligten, denen aus finanziellen Gründen der Zugang zu wissenschaftlichen Erkenntnissen verwehrt bleibt, Informationen zur Verfügung zu stellen. Potentielle Kunden müssen drei Kriterien erfüllen, damit ihr Anliegen vermittelt und bearbeitet wird: sie dürfen nicht in der Lage sein, wissenschaftliche Untersuchungen selbst zu finanzieren; sie dürfen keine kommerziellen Interessen damit verfolgen; sie müssen die neuen Erkenntnisse umsetzen, ihre eigene Situation verbessern können.

Bürgerinitiativen, Betriebsräte, von Stadt-»Sanierung« und Umweltschäden betroffene Menschen stellen den größten Teil der Kunden. Ihre Anfragen erstrecken sich auf so unterschiedliche Gebiete wie Stadtplanung, Arbeitsplatzsicherung, Arbeitsbedingungen (Lärmschutz, Umgang mit gefährlichen Chemikalien, Berufskrankheiten), Kinderschutz, Zusammensetzung von Lebensmitteln und Gefahren der Informationstechnologie.

Eine Rückwirkung auf die Universitäten erstrebt die AWILA auf zweierlei Weise. Erstens kann die Beantwortung von Anfragen dazu dienen, Fachbereichsdenken zu überwinden und ein interdisziplinäres Vorgehen zu ermöglichen. Dies gilt besonders für die Stadtplanung, wo im Idealfall Architekten, Psychologen, Historiker und Sozialwissenschaftler kooperieren. Zweitens ist — vor allem über das Projektstudium — ein verstärkter Praxisbezug der Studieninhalte realisierbar.

Die Finanzierung der Läden geschieht sowohl aus Mitteln der Universitäten als auch durch Gelder von Fördervereinen. Vereine werden eher als Ansprechpartner akzeptiert, können sich aus Beiträgen und (absatzbaren) Spenden finanzieren und finden leichter als Einzelpersonen Kontakt zur Universität. Zweifellos bleiben Zuwendungen der Hochschule eine latente Gefahr: die Mitglieder der AWILA lehnen es ab, die Expertokratie — im Interesse der Universitäten — etwas volksnäher oder praxisbezogener auftreten zu

lassen. Stattdessen dominiert ein grundsätzlicher Zweifel an heutigen wissenschaftlichen Arbeitsmethoden und -ergebnissen. So bestand beim Treffen in Essen weitgehend Einigkeit, daß der Versuch der gesellschaftlichen Veränderung durch Bildungstransfer (wie er besonders zwischen 1968 und 1974 versucht wurde) gescheitert ist. Heute kommt es darauf an, selbstverwaltete Kontakt- und Vermittlungsstellen zu schaffen, die mit ihrer Arbeit den »Mythos Wissenschaft« ebenso wie den »Mythos Wissenschaftler« radikal in Frage stellen. Folglich steht eine stärkere Professionalisierung und Spezialisierung der Mitarbeiter von Wissenschaftsläden nicht zur Debatte. Den herrschenden Wissenschaftsbetrieb mit seinen Waffen schlagen zu wollen, seine Vorzeichen lediglich umzukehren, wäre eine aussichtslose Strategie. (Das 7. AWILA-Treffen fand vom 9.-11.7. in Hüll statt.)

Rolf Geserick (Münster)

### **Eine solidarisch vorantreibende Diskussion. Eindrücke aus den Veranstaltungen des Volksuni-Frauenressorts**

Zweiter Bericht von der dritten Westberliner »Volksuni«, 28.-31. Mai 1982

Das Bedürfnis der Frauen, sich zu artikulieren, war groß: sie stellten Arbeitsergebnisse, neue Fragestellungen und Berichte ihrer täglichen Kämpfe in einem Drittel des Gesamtangebots der Volksuni zur Diskussion. Beeindruckt hat uns die Breite der Themen, zu denen die Frauen gearbeitet haben, sie waren in fast allen Ressorts vertreten — leider gab es in den Veranstaltungen der »großen Politik« (Polen/Austromarxismus/Eurokommunismus) keine weiblichen Referentinnen. Schon der erste Blick in das Volksuni-Programmheft stellte uns vor die Schwierigkeit der Wahl: Da gab es Geschichten der Frau Keuner (*E. Stöppler*), Frauenrechte oder Politik der Mütterlichkeit (*U. Gerhard*), die »sanfte« Macht der Gewerkschaftsfrauen (*Frauen aus der ÖTV, IGM*), den Zusammenhang von gebauter Umwelt und der Stellung der Frau (*M. Wahrhaftig*), Politik im Einkaufskorb (*H. Zumach*), einen Dokumentarfilm über die Lebenssituation türkischer Frauen in der BRD (*M. Dabui*) und vieles mehr und gleichzeitig. Wie wählen? Wir berichten über unsere Auswahl: In »Erfahrung und Theorie« stellte F. Haug vor, warum die Ökonomie für uns langweilig ist. Um unseren Alltag in seiner Bedeutung für die Reproduktion der vorfindlichen Herrschaftsstrukturen nicht unbegriffen zu lassen, schlug sie vor, mit der Methode der Erinnerungsarbeit unsere alltäglichen Erfahrungen unter bestimmten Fragestellungen zu theoretisieren. (Der Beitrag wird im *Argument 136* veröffentlicht.) Die anschließende Diskussion war trotz der Größe der Veranstaltung (mehr als 500 Menschen) fruchtbar, u.a. weil sie über das alte Frage-Antwort-Spiel hinausging, indem die Frauen sich im Plenum aufeinander bezogen und sich selbständig um Antworten bemühten. Für die weiter Interessierten boten sich eine Reihe kleinerer Projektveranstaltungen an, in denen Frauen ihr Vorgehen mit der Erinnerungsarbeit vorstellten: So wird z.B. in dem überregionalen Projekt »Frauengrundstudium« die Frage verfolgt, wie Frauen das »Umsonstarbeiten« praktisch leben; im »Gewerkschafterinnentagebuch« werden Geschichten zu alltäglichen Siegen und Niederlagen in der Betriebsarbeit geschrieben, um die Überlagerungen zwischen kapitalistischen und patriarchalischen Strukturen ausfindig zu machen und im Projekt »Sexualität und Herrschaft« in der Argument-Frauenredaktion geht es darum, anhand von Geschichten herauszuarbeiten, wie Frauen dazu kommen, sich zum Objekt männlicher Begierde zu machen (vgl. dazu Argument-Sonderband 90).

Darüber hinaus wurde die Diskussion auch international geführt: Michèle Barrett stellte in ihrem Vortrag »Feministischer Sozialismus und Familie« die These auf, daß die Familie doppelt unsozial sei, weil in ihr Klassenherrschaft und Geschlechterungleichheit reproduziert würden und weil allgemein menschliche Bedürfnisse in ihr privatisiert würden und damit Grundlage böten für die schlechte öffentliche Versorgung. Dabei problematisierte sie, daß unter Reagan und Thatcher mit allen Mitteln für die Familie gearbeitet

tet würde, während die Linke immer noch ein gespaltenes Verhältnis zur Familie, damit keine Gegenkonzepte habe und so z.T. selber die Familienideologie vorantreibe (»Familien für den Frieden«). Sie schlug vor, die Diskussion über andere Zusammenlebensformen, in denen die Bedürfnisse der Menschen abgesichert werden könnten, öffentlich zu führen. (Auch ihr Beitrag erscheint im *Argument 136*). *Angela McRobbie*, ebenfalls aus Großbritannien, stellte ihre Arbeit über Mädchenkulturen, bzw. theoretische Überlegungen zur Stellung der Mädchen in jugendlichen, männlich bestimmten Subkulturen vor. Sie wollte in erster Linie die Konsequenzen, die ihre Forschung für eine feministische Pädagogik haben könnte, diskutieren: Können wir von unserem Standpunkt aus die Mädchen auf möglichst hohe Qualifikation orientieren oder nehmen wir damit einem Widerstand die Spitze, der einer real aussichtslosen Situation entspricht?

*Helga Karl* und *Christof Ohm* führten vor, welche neuen Möglichkeiten für Frauen in der Textautomation liegen: Sie müßten Sachbearbeiterinnen und Technikerinnen werden; doch die meisten Frauen wehrten sich gegen diese Mehrqualifikation, weil sie diese Arbeit zu unpersönlich und zu einsam fänden. In der Diskussion wurde leider die Frage der geschlechtsspezifischen Veränderungen in der traditionellen Arbeitsteilung nicht mehr aufgegriffen, sondern über das Für und Wider dieser neuen Technologien diskutiert.

Großes Interesse fand auch die Veranstaltung von *Ilona Kickbusch* zu Depressionen bei Frauen. Sie zeigte auf, daß nicht nur das »Normale« in einer Gesellschaft festgelegt ist, sondern daß es auch Normen für die angemessene Abweichung gäbe, die für die Frauen den Rückzug in Krankheit, insbesondere in die Depressivität erlaube — sozusagen als somatische Kultur. Nach ihrem interessanten Vortrag blieb viel zu wenig Zeit für eine Diskussion, die von den Teilnehmerinnen gerne zu einem Austausch über die Fragen genutzt worden wäre: Wo ist Depression Widerstand, wo Anpassung, und wie gehen wir damit um?

Was in den Veranstaltungen keinen Platz mehr fand, wurde oft auf dem Rasen oder im Foyer weiter diskutiert. Wir fuhren mit vielen Fragen und Anregungen nach Hause, nachhaltig angetan von dem solidarisch vorantreibenden Diskussionsklima. Wir plädieren dafür, im nächsten Jahr mehr themenzentrierte Großveranstaltungen zu machen, die dann in kleineren Seminaren fortgeführt werden können, so daß ein größerer Zusammenhang der Veranstaltungen gewährleistet und die Diskussion intensiviert wäre; kurz, wir plädieren für eine Lernbewegung.

Sonja Schelper und Margret Lüdemann (Hamburg)

### Politik der Frauen

Überregionales Frauentreffen, Philipps-Universität Marburg, 5.-6. Juni 1982

Auf der 2. Sozialistischen Konferenz (vgl. Bericht im *Argument 126*, S. 264ff.) besetzten Teilnehmerinnen das Rednerpult, um ihre Kritik zu formulieren und den Beschluß des Frauenplenums mitzuteilen, eine eigene Konferenz zu organisieren. Die Frauen wollten nicht mehr Anhängsel einer Politik linker Männer sein. Frauen, die nicht in einer Ortsgruppe der neuen Frauen-Konferenz arbeiten, hatten es schwer, sich darauf vorzubereiten. Die Vorankündigung war sehr allgemein und gab große Themenbereiche an wie: Feminismus — Marxismus, Feminismus und Frieden. Es gab weder Podiumsdiskussionen noch Fachvorträge prominenter Referentinnen, sondern Arbeitsgruppen, in die sich die ca. 250 Teilnehmerinnen aufteilten und 5 Stunden lang intensiv diskutierten. In der Gruppe »*Feministische Ansätze zu einer Auseinandersetzung mit der Marx'schen Theorie — eine Analyse der Frauenarbeit*« wurde aufgrund der begrenzten Zeit nicht wie vorgesehen auch A. Wolf-Graaf, sondern nur der Ansatz von C.v. Werlhof diskutiert. Sie versucht, Marx'sche Begriffe auf die Hausarbeit anzuwenden und kommt zu dem Ergebnis, daß der Mehrwert durch Gesellschaftsschichten erbracht werde, die selbst nicht-ka-



pitalistisch produzierten, vor allem Hausfrauen. Die Herkunft des Mehrwerts beruhe außerdem auf einem Prozeß ständiger ursprünglicher Akkumulation, denn — indem Frauen sich außerhalb der kapitalistischen Produktionsverhältnisse reproduzierten — erhielten sie dem Kapital kostenlos ihre Arbeitskraft, die Ergänzung und Vorbedingung der Lohnarbeit sei (vgl. »Sexualität und Ökonomie«, Berliner Sommeruniversität für Frauen 1978 und A. Wolf-Graaf, »Frauen im Abseits«, Frauenoffensive). In der Diskussion der »Fachfrauen« blieb die Frage nach dem Nutzen der Theorien für unsere Befreiung außer acht, wogegen sich zu recht die Frauen wehrten, die keinen Kapitalkurs in Kurzform wollten. Erfahrung und Theorie in ein nützliches Verhältnis zu bringen, gelang hier nicht.

Bochumer Frauen, die die AG »*Familie als ideologischer Staatsapparat*« vorbereitet hatten, wollten an Althusser anknüpfen. Der Nutzen dieser Theorie für marxistische Feministinnen liegt zunächst in seiner Kritik an ökonomistischen Positionen im Marxismus und der damit verbundenen Hierarchisierung der politischen und gesellschaftlichen Bewegungen und Kämpfe, der in langer Tradition die Frauen zum Opfer fielen. Es liegt auch in der positiven Perspektive, alle gesellschaftlichen Orte/Praxen als von Kämpfen bestimmte (der Klassen und Geschlechter) ernstzunehmen. Im Mittelpunkt stand Althusser analytischer Ansatz (zum Begreifen ideologischer Instanzen und ihres Funktionierens bei der Reproduktion von Herrschaftsverhältnissen), um ihn für eine Einsicht in die gesellschaftliche Herstellung von »Weiblichem« und »Männlichem«, damit der Unterordnung von Frauen unter Männer, zu nutzen. Viele Frauen kannten Althusser nicht und bestanden darauf, daß die »Spezialistinnen« ihnen bei der Aneignung der Theorie helfen sollten. Die »Theoretikerinnen« wehrten sich, Frauen zu »pädagogisieren« und damit wieder die Hierarchie von Lehrenden und Lernenden zu schaffen. Obwohl Ideologie bei Althusser als Praxisform vorgestellt wurde und explizit als noch zu erforschende Frage, wie sie denn *lebt* werde, zeigte sich in der Diskussion, daß dieser Gedanke quer zum alltagsverständigen Ideologiebegriff steht (der in die Richtung von Manipulationstheorien geht). In den Beiträgen wollte man unbedingt herausfinden, wie den Ideologien »entgangen« werden könne. Ein Vorschlag war, »alternativen Werten« (wie »neue Mütterlichkeit«) zu folgen. Diese »Umbewertungsdiskussion« umfaßte fast alle Bereiche, in denen die Frauen sich bewegen: sollte die Arbeit, die die Frau im Haus leistet, nicht höher bewertet werden? In Politik umgesetzt bedeutet dies, *Aufklärungsarbeit* zu leisten, informieren über die Wirkungsweise der »Ideologien«, aber nicht — und das ist eine eigentümliche Verrückung in der Frauenforschung, die sonst sehr von den Erfahrungen und Praxen der Frauen ausgeht — den Blick zuallererst auf die Praxen zu richten, erkennen, wie die ideologische Vergesellschaftung sich zu Praxen formiert, die das Leben/Erleben bestimmen. In diesem Stadium der Forschung — in dem noch nicht empirisch gearbeitet wird — liegt die Gefahr des »Vorschreibens« neuer anderer Praxen, von außen an die Einzelnen herangetragen.

Auch die AG »*Möglichkeiten feministischer Praxis in der Schule*« ging zunächst von Althusser's Analyse der Schule als ideologischem Staatsapparat aus, allerdings spielte die Theorie in der Diskussion kaum eine Rolle. Die Analyse wurde nicht von allen akzeptiert. Die Hauptfunktion der Schule wurde in der Stabilisierung des kapitalistischen Systems durch Disziplinierung gesehen, welche klassenspezifisch funktioniere: in der Hauptschule durch Betonung der Formen (Ordnung und Sauberkeit), am Gymnasium durch Inhalte und auch liberale Haltungen. Feministische Pädagogik müsse darauf gerichtet sein, die »ganze Frau« im Beruf miteinzubeziehen und Widerständigkeit der Schüler/innen zu fördern. Realistisch erscheint dabei, daß wir als Lehrerinnen deutlich machen müssen, daß das Vermittelte nicht objektiv ist, wir müssen als Person argumentativ Positionen entwickeln und zur Diskussion stellen mit dem Ziel, daß Schüler/innen lernen, sich emotional und intellektuell kompetent zu verhalten und zu argumentieren.

Wichtig ist auch, daß wir nicht missionarisch ganze Generationen verändern können und daß wir Kontakt zu den Frauen in der Bewegung halten.

Die AG »Patriarchat und Kriegsgefahr« diskutierte die Fragen der möglichen Gemeinsamkeiten von Geschlechter- und Völkerkrieg und die These, daß unsere Beziehungen zum anderen Geschlecht kriegerisch seien. Einige Frauen übernahmen die Behauptung von Kristeva und Heinrich vom Geschlechterkrieg. So wie Völkerkrieg um Macht- und Ohnmachtsverhältnisse gehe, um die Festlegung von Ungleichheitsverhältnissen, so der alltägliche Kampf zwischen den Geschlechtern. Einwände, daß Kriege sich über gewaltsamen Tod bestimmten und auf Vernichtung des Gegners abzielten, wurden nicht ernstgenommen. Anknüpfungspunkt zur Friedens-(Anti-Kriegs-)Bewegung: Frauen seien aufgrund des tagtäglichen Kriegs im privaten/persönlichen Bereich besonders sensibilisiert.

Weitere Gruppen setzten sich mit Problemen von *Gewalt in Lebenszusammenhängen* auseinander; über Möglichkeiten und Ziele der Frauenhäuser: machen wir dort feministische Politik oder versumpfte Sozialarbeit? Über Lebensformen von Frauen in besetzten Häusern, über Kommunikationsstrukturen und Öffentlichkeitsmöglichkeiten, kommunal und überregional: was halten wir von einer Frauenpresseagentur? Sollen wir uns an herrschender Presseöffentlichkeit orientieren?

Nach den AGs stellten wir uns als *autonome Frauenredaktion des Argument* vor. Kontrovers diskutiert wurde die Machbarkeit eines solchen Projekts in einer von Männern und männlichen Maßstäben dominierten Theoriezeitschrift. Empörung trat auf, als die Argument-Frauen von sich behaupteten, daß sie sich auch noch kompetent machen müßten, daß sie deshalb auch die bestehenden Produktivkräfte in und durch die Zeitschrift nutzen wollten. Die konkreten Vorschläge zur Mitarbeit über Rezensionsarbeitskreise, Lesegruppen, Projektmitarbeit und -gründung bildeten den Hauptteil der Auseinandersetzung, und die Frage, wie *lebt* man so ein Projekt, welche Reibungspunkte sind bisher mit der »allgemeinen Redaktion« aufgetreten — wie wird es weitergehen? Spannend fanden wir dabei, daß es gerade auch die sogenannten Praxisfrauen waren, die die konkreten interessierten (aufbauenden) Fragen und Kritiken anbrachten. In dieser Diskussion zeigte sich deutlicher als in der Plenumsdebatte, daß es beim Streit um »Theorie oder Praxis« nicht so sehr um den genannten Gegensatz ging, auch nicht um Mißverständnisse anstelle von wirklichen Gegensätzen, sondern eher um unterschiedliche politische Positionen.

Beeindruckend waren die beiden Ausstellungen zur Situation der Frauen in Südamerika. Diesbezüglich gibt es eine ähnliche Entwicklung wie auf der letzten SK: auf dem Anti-Interventions-Kongreß in Münster im März haben sich Frauen überlegt, einen eigenen Frauenkongreß zum Internationalismus durchzuführen, weil sie mit ihrer Rolle in der Solidaritätsarbeit nicht zufrieden sind. Er soll vom 30.10. bis 1.11.1982 stattfinden.

Ein nächster Frauenkongreß wird vorbereitet.

Sünne Andresen, Kornelia Hauser und Marlies Koschinek (Hamburg)  
Claudia Gdaniec und Silke Wenk (Berlin/West)

### Opfer oder Täter?

Drei Veranstaltungen zu einem aktuellen Konflikt

*Wie politisieren sich Frauen, oder: Sind die Frauen der weiche Teig in der kapitalistischen Form? Eine Veranstaltung des SFB Hamburg mit Frigga Haug, 11. Mai 1982*

Nachdem ich an mehreren Veranstaltungen zu »Opfer/Täter« teilnahm, fällt mir folgendes auf: einerseits ist das Interesse an dieser Diskussion sehr groß, andererseits wird sie vehement gegen den Gedanken der Selbsttätigkeit geführt. Wir heben immer wieder

hervor, daß »Opfer-Täter« nicht die Lösung der Weltprobleme beabsichtigt, sondern sich mit der Frage befaßt, wie die Frauen sich politisieren können, welche Eingriffe und Veränderungsmöglichkeiten sie jetzt haben, wenn sie sich zusammenschließen. Dagegen wird — auch auf dieser Veranstaltung — argumentiert, daß wir eigentlich doch nichts machen könnten, daß die gesellschaftlichen Zwänge unüberwindbar seien, daß wir mit »Opfer-Täter« die Arbeitslosigkeit und Kriegsgefahr nicht abschütteln könnten, daß der Gedanke der Selbsttätigkeit nur für Privilegierte zutrefte, daß Arbeiterinnen keinerlei Alternative hätten ... Man könnte sagen, daß die Diskutierenden sich engagiert dafür einsetzen, nachzuweisen, daß sie keinerlei Veränderung durchsetzen können, daß sie sich die Fesseln in allen Einzelheiten ausmalen und sich als Machtlose darin vorstellen. Sie wirkten auf mich antikämpferisch und resignativ. Immer wieder müssen die Schuldfrage und die Dummheit der Frauen, die nicht wußten, daß Ehe und Familie Beschränkungen mit sich brächten, herhalten, um das Opfer-Täter-Theorem gar nicht erst auf die eigene Situation anwenden zu müssen. Weil mit »Opfer-Täter« nicht »Alles« zu gewinnen ist, wollen sie lieber gar nicht erst anfangen (vielleicht eine typisch weibliche Haltung: sich abstrakt ein Ziel vorzustellen und den Weg dorthin nicht als das eigentliche Leben zu begreifen — eine Form der Lebenshaltung »Warten«). Die Zusammenfassung der wirklichen Dissenspunkte mit den Kritikern von F. Haug wurde nicht ausdiskutiert: ihre Wiedergabe soll dieser Auseinandersetzung und weiteren Diskussionen dienen:

1. *Glücksanspruch:* die Frage danach, inwieweit wir heute — unter kapitalistischen Bedingungen — Glück erreichen können und nicht das »wirkliche Leben« auf den Sozialismus verschieben; Haugs Position ist es, jetzt und im Alltag mit unseren Veränderungen zu beginnen.

2. *Politikformen:* Opfer-Täter plädiert dafür, daß sich *alle* kompetent machen sollen, daß wir Bewegung von der Basis brauchen. Dieser Anspruch richtet sich gegen die »Stellvertreterpolitik«, die die Frauen nicht erreicht und ergreift.

3. *Entwicklungsanspruch:* hier geht es um die Frage, ob die Frauen so in Ordnung sind, wie sie sind oder ob Frauen das, was sie wollen, zugleich nicht wollen, daß es keine Einheitlichkeit, sondern Widersprüche in den Gefühlen, Bewertungen und Wünschen gibt. Gerade im Bereich von Wünschen, Träumen und Haltungen liegen Fesseln, die wir erkennen und verändern müssen. Hier findet ideologischer Klassenkampf statt.

4. *Begründungsanspruch:* hier geht es um die Frage des dominanten Widerspruchs: ist es der zwischen den Klassen oder der zwischen Mann und Frau? Opfer-Täter ist der Versuch, unter Voraussetzung der kapitalistischen Verhältnisse deren Reproduktion durch die Einzelnen theoretisch zu fassen. Die Diskussion wird jedoch polar ausgetragen: entweder werden die Verhältnisse (zuerst) verändert oder die Personen; die erste Position bezieht sich auf eine Dominanz der Klassenfrage, die zweite auf die des Patriarchats.

5. *Persönlichkeitstheoretische Vorstellungen:* Die Entstehung der Gefühle und die Möglichkeit/Notwendigkeit ihrer Veränderung auf dem Wege der Befreiung. Opfer-Täter geht davon aus, daß wir uns bewußt zu unseren Bewertungen verhalten können und müssen, um herauszufinden, aufgrund welcher Tätigkeiten bestimmte Gefühle entstanden sind, die uns heute behindern, zurückwerfen, fesseln und daß es auch diese Gefühle zu erkennen und zu ändern gilt, um zu andern Praxen zu kommen (vgl. dazu Holzkamp-Osterkamp in: *Das Argument* 136).

bleibt noch zu sagen, daß wir auf dieser Veranstaltung ca. 60 Frauen und Männer waren, daß die Diskussion kontrovers blieb, aber in Bälde weitergeführt werden wird.

Sonja Schelper (Hamburg)

*Opfer-Täter-Diskussion, Bremen, 18. Juni 1982*

Innerhalb einer Frauenringvorlesungs-Reihe veranstaltete Barbara Rohr eine dreiteilige

Diskussion um »Frauen — Opfer oder Täter?«. Zum dritten Termin waren wir, ein paar Frauen aus Hamburg, eingeladen, um mit ca. 20 Bremer Frauen die Diskussion fortzusetzen.

Die kontroverse Auseinandersetzung bezog sich zunächst auf den Geltungsbereich des Opfer-Täter-Ansatzes. Die Kritikerinnen gestanden zu, daß »Opfer-Täter« bei »ganz persönlichen Problemen« helfen könne, aber mit Sicherheit keine Hilfe gebe für gesellschaftliche Erklärungen und Kämpfe. Das Theorem hätte folglich nicht für alle Lebensbereiche Gültigkeit und auch nicht für alle Frauen (was nützte beispielsweise »Opfer-Täter« gegen Arbeitslosigkeit?). Die Selbsttätigkeit von Frauen wurde als eine Frage des Bewußtseins abgebildet, die Zeit brauche und intellektuelle Fähigkeiten voraussetze. Die sowieso schon privilegierten Frauen (z.B. Studentinnen) hätten die Möglichkeit zu mehr Selbstbestimmung, für die vielen anderen Frauen und Mädchen stelle sich diese Chance nicht. Dem hielten wir entgegen, daß von jedem Ort aus Eingreifen möglich ist. Dieselben Teilnehmerinnen hatten zum einen an »Opfer-Täter« den Anspruch, daß hier sämtliche Unterdrückungsformen Erklärung finden müßten, zum andern kritisierten sie, daß dieser Ansatz sowieso nichts enthalte, was sie nicht schon gewußt hätten. Frigga Haugs Formulierung: »... indem sie Mutterschaft und Ehe in dieser Weise wollen, zumindest heimlich wünschen und irgendwo anstreben, willigen die Frauen freiwillig in ihre Unterwerfung ein« (Argument-Studienheft 46, S.8), stieß auf viel Unverständnis. Hinter der Aufforderung, die Frauen sollten sich gesellschaftliche Kompetenzen aneignen, vermuteten sie, Frigga Haug wolle, daß die Frauen nun so werden wie die Männer. Sie dagegen wollten im Gegenteil mehr Emotionalität, mehr Mütterlichkeit usw., Berufstätigkeit und Familie seien für die Frauen notwendig zur Persönlichkeitsentfaltung. Uns macht skeptisch, daß hier so festgehalten wird an der Familie als Form des Zusammenlebens und an den Werten, die die Frauen leben, die sie zugleich fesseln und in Abhängigkeit halten. Erschwert wurde eine Verständigung dadurch, daß die Diskussionsteilnehmerinnen die Felder wechselten: sprachen wir von der gesellschaftlichen Arbeit, redeten sie über die Familie und umgekehrt.

Erika Niehoff (Hamburg)

### *Opfer-Täter-Diskussion, Münster, 11. Mai 1982*

Nachdem wir auf dem VDS Psychologie-Kongreß das Frauengrundstudium vorgestellt hatten, regte sich spontanes Interesse, den »Opfer-Täter-Ansatz« zu diskutieren, um zu prüfen, ob er wirklich so unmöglich sei, wie es in dem Lottemi-Doormann-Artikel (vgl. Konkret 6/82) zu lesen war. Viele kannten den Opfer-Täter-Text nicht im Original, stimmten aber schon einmal dem Doormann-*Verriß* überwiegend zu. Auch die in ihrer absichtsvollen Montage an eine schlechte Satire erinnernden Fotos in Konkret wurden positiv bewertet: Da könne man doch nun wirklich sehen, daß geschlagene Frauen, Prostituierte oder Bandarbeiterinnen an ihrer Situation nicht selbst beteiligt sein könnten, das sei geradezu zynisch. Dieser Ansatz sei nur etwas für Privilegierte. Wo sei denn z.B. die strukturelle Gewalt aufgehoben? Es würden beliebige Veränderungsmöglichkeiten angenommen, eine Art »wer-will-der-kann-Ideologie«. Indem kein Verhältnis hergestellt werde zwischen objektiver Bestimmtheit und subjektiver Bestimmung, würden die Probleme individualisiert, als könne allein durch Persönlichkeitsveränderung eine Befreiung der Frauen erreicht werden. Auf unsere Frage, was für Politikvorschläge aus dieser Kritik folgen würden, wurde angeregt, die alten Politikformen (Aufklärung in Seminaren und vor Fabriken) verstärkt anzuwenden. Wir halten Aufklärung für notwendig, aber nicht für ausreichend. Wir schlugen vor, auch herauszufinden, wie unsere Zustimmung in bestimmte Unterdrückungsformen organisiert wird. Der Opfer-Täter-Ansatz fordert die Frauen dazu auf, kollektiv ihre konkreten Praxen daraufhin zu untersuchen. Wir

konnten in der Diskussion keinen Konsens herstellen, aber das vorher als unmöglich eingeschätzte wurde zu etwas Bedenkenswertem.

Margret Lüdemann und Sonja Schelper (Hamburg)

## Kongreßankündigungen

In Hamburg findet vom 22.-24. Oktober 1982 die 23. ordentliche Bundesdelegiertenversammlung des SHB statt. Themen: Kampf gegen die Stationierung neuer Nato-Atomraketen, Hochschulpolitik, Kampf in und um die Sozialdemokratie.

Das Institut für Marxistische Studien und Forschungen (IMSF) veranstaltet am 20./21. November 1982 in der Universität Frankfurt eine Frauenkonferenz unter dem Titel »Wir wollen alles: Beruf, Familie, Politik ...« Frauenarbeit und Frauenbewegung — Erfahrungen und Perspektiven. Folgende Themenbereiche stehen im Mittelpunkt: Frauenerwerbstätigkeit und Persönlichkeitsentwicklung; Aktivierungs- und Mobilisierungsansätze für Frauen im betrieblichen Bereich (Kämpfe um Lohngleichheit, gegen die Verschlechterung der Arbeitsbedingungen u.a.); Veränderung der Lebensbedingungen von Frauen in der Krise und Gegenwehr; Frauenfrage und Organisationsfrage.

Der Teilnehmerbeitrag mit 35,- DM schließt u.a. drei Mahlzeiten, Kinderbetreuung, Materialien ein. Für weitere Informationen über Inhalte und Ablauf der Tagung bzw. zur Anmeldung können sich interessierte Frauen (und natürlich auch Männer) an das IMSF, Liebigstr. 6, 6000 Frankfurt/M. 1, Tel.: 0611/72 49 14, wenden.

Alternativen in der Wohnungspolitik durchsetzen — aber wie? Unter diesem Titel findet der 2. bundesweite Kongreß »Alternativen in der Kommunalpolitik« statt: 3.-5. Dezember in Bielefeld in der Gesamthochschule. Stellungnahmen, Vorschläge zum Programm sowie Voranmeldungen und Vorbestellung des Vorbereitungsreaders an folgende Adresse: Redaktionsbüro der »Alternativen Kommunalpolitik«, Elsa-Brandström-Str. 13, 4800 Bielefeld 1, Tel.: 0521 / 17 95 42.

Unter dem Titel »Zukunft der Arbeit — Wege aus Massenarbeitslosigkeit und Umweltzerstörung« findet vom 8. bis 10.10.1982 an der Universität Bielefeld ein Kongreß statt. Themen der Referate/Podiumsdiskussionen u.a.: Massenarbeitslosigkeit/Umweltzerstörung/Ausbeutung der Dritten Welt; Verhältnis von Ökologie und Ökonomie; Beschäftigungspolitik; Arbeitszeitverkürzungskonzeptionen; Umwelt; sinnvolle Arbeit.

Veranstalter: AStA Universität Bielefeld. Trägerkreis: Alternative Liste Berlin, Aktionskreis Leben, Bundesverband Bürgerinitiativen Umweltschutz, Die Grünen, Grün-Alternative Liste Hamburg, Initiative Demokratische Sozialisten, Jungdemokraten, Jungsozialisten in der SPD.

Der Tagungsbeitrag beträgt 15,- DM pro Person und muß mit der Anmeldung gezahlt werden. Nach Eingang des Tagungsbeitrages wird die Anmeldung bestätigt. Kontakt: Kongreßbüro, Webereistr. 28, 4800 Bielefeld 1, Telefon: 0521/63641.

## Besprechungen

### Philosophie

**Heinrich, Klaus:** *tertium datur. Eine religionswissenschaftliche Einführung in die Logik.* Verlag Stroemfeld/Roter Stern, Basel/Frankfurt 1981 (232 S., Ln., 29,80 DM)

Heinrich geht davon aus, daß die Logik nur scheinbar ein Reich »jenseits von Subjektivität und Angst« ist (10). Bei seinem Versuch, ihre »Formen als Inhalte zu lesen« (15), schlägt er einen weiten Bogen von der platonischen und aristotelischen Logik über die Vorsokratiker bis zurück zu Ritual und Mythologie einerseits, von dort über die antike Implikationslogik Philons bis hin zu Frege andererseits. Als Religionswissenschaftler sucht er in der Verfolgung der Logik-Geschichte »das Verdrängte der Philosophie« freizulegen (10) — zugleich ein Verdrängtes in unseren alltäglichen Denkformen —, damit es endlich verarbeitet werden könne.

Als entscheidender Umschlagpunkt in der Entstehung der spezifisch abendländischen Rationalität erscheint die Überwindung des »sophistischen Protests« durch die »Essenzen-Logik« von Platon, Aristoteles und ihren Nachfolgern (33), in der Heinrich keinen Fortschritt, sondern einen Rückfall sieht. Der Sophist *Protagoras* hat bereits versucht, in Reaktion auf eine nicht nur ideelle Krise »Existenzialismus« und »Operationalismus« des Wissens miteinander zu verbinden (ebd.), und hat seine Theorie der Denkformen auf eine Einteilung der »Geschlechter der Rede« in Bitten, Anordnen, Fragen, Antworten gegründet. Erst *Platon* »will auf Aussagen hinaus« (34): mit deren Etablierung als Atom des Denkens wird ein historischer Vorläufer der Wittgensteinschen Sprachspieltheorie unterdrückt. Die Sprachmodi des Protagoras, die auf den öffentlichen Kontext der Rede, etwa des juristischen Streitgesprächs verweisen (37), sind für Platon zu affektgeladen, zu lebendig (39). Seine Wertschätzung der Indifferenz ist todesschwanger, eingebettet in eine Philosophie, der es weise scheint zu lehren, Philosophieren bedeute Sterbenlernen (49). Gerade hierin aber geht Platon — und auch Aristoteles, der sich ähnlich äußert — hinter Protagoras zurück zu *Parmenides*, jenem Vorsokratiker, der als erster alle Realität auf die Wahrheit des qualitätslosen Seins, außer der es nur Schein gebe, dem die doppelköpfige Menge erliege, reduziert hat. Die »negierenden Bestimmungen« (44), die Parmenides dem Sein gibt, rechtfertigen Heinrichs Interpretation, es sei »in seiner starren, in sich geronnenen Identität ... das tote Sein« (47): es ist ungeboren, hat kein Ende, kein Bedürfnis, ist unerschütterlich, unbewegt, unzerstörbar, hat die Form einer dichten Kugel (44) und ist fest angekettert: Rachegöttinnen wachen darüber, daß es niemals ausbricht (47). In diesem gefolterten Monster (das mich, man möge mich nicht für verrückt halten, an einen im Tornetz zappelnden Fußball erinnert) und seinem Verhältnis zum »Nichts«, von dem es sich auftrumpfend abgrenzt, sind bereits, wie Heinrich zeigt, alle klassischen logischen Grundsätze impliziert, der Satz von der Identität, vom Widerspruch, vom ausgeschlossenen Dritten; und es wird hier Alles ausgeschlossen, das gesamte »aus Tod und Leben gebildete Leben« (57). Wie kann solche Zwangsneurose als Überwindung von Angst funktionieren? Dadurch, daß das Vor-ausgegangene — von Mythologie und Ritual Artikulierte — noch mehr Angst macht. In ihnen werden Tod und Zerrissenwerden dargestellt (58), und der Angst davor wird mit periodisch wiederholter Evokation von Ursprüngen die Waage gehalten, deren fortwirkende Macht Identität sichern soll (102). Gegen diese Kultradition wenden sich die ersten Philosophen mit jenem neuen Identitätsmodell der Todesruhe und -starre (58). Welche Lebensverhältnisse haben zu einem so bescheidenen Emanzipationsschritt geführt? Heinrich gibt zwei Hinweise: Zum einen lebt Parmenides in einer Zeit der Neugründung vieler griechischer Städte und der Klassenumschichtung in den Städten (58), also der vermehrten sozialen Spannungen. (Platon ist bekanntlich vom Erlebnis des Niedergangs der Polis geprägt.) Zum andern hat die griechische Philosophie der Todesruhe eine sexistische Konnotation:

sie ist »essentiell dort, wo sie ihre Logik entwickelt ..., homosexuell. Das heißt: sie ist es exakt in der Weise, daß 'Mischung' und 'Mischung': Vermischung als Geschlechtermischung und Mischung als dieses aus Leben und Tod Gemischte, miteinander identifiziert sind; daß an sich das Weibliche als Verschlingendes und Gebärendes erscheint; und daß sich die Philosophie mit ihrem Privatmysterium wendet gegen einen Kulzusammenhang, der Jahrtausende lang ... ein Kult der Großen Mutter gewesen ist.« (70)

Heinrich interpretiert dann die griechische Form des logischen Schließens, die *Deduktion*, als ein noch immer »ursprungsmythologisches« Identitätsmodell (197), in dem der mythische Schrecken aufbewahrt, nur verdrängt, nicht verarbeitet ist: im rationalisierten logischen Verfahren »vererbt« sich, nicht anders als in den Geschlechterketten der Theogonie, »ein Fluch, dem noch der letzte zwanghaft unterworfen ist, keiner kann ihm entgehen« (93, 95). Dagegen wendet sich die Renaissance mit dem *Pathos der Induktion* (112f.), die »unter dem Gesichtspunkt: das Einzelne verkörpert das Ganze, immer wieder in Frage stellt — den Begriff, den Zusammenhang, die Substanz des Ganzen« (120). Es bricht mit dem Glauben an die unbedingte Macht der Ursprünge, indem es diese nicht vor und damit außer ihren Folgen anwesend glaubt, sondern *in* ihnen, indem es, mit anderen Worten, den Ursprungsbegriff als historizistische Fehldeutung des Allgemeinen *aufgibt* und durch das Konzept stets gegenwärtiger immanenter Determinanten ersetzt; die unterliegen dann auch stets dem Zugriff und können womöglich entmachtet werden. Diese Linie setzt sich fort bei *Kant*, in dessen Kategorientafel das tradierte deduktive System der Urteile induktivistisch umfunktioniert wird (210). Kants Bedeutung geht aber hierüber noch hinaus: wo seine »Kritik der reinen Vernunft« dem Recht bestimmter Denkprinzipien Grenzen setzt, behauptet sie nicht etwa die Rechtlosigkeit des Ausgegrenzten, sondern lenkt den Blick auf dessen eigenes Recht, fordert dazu auf, die Grenzen zu überschreiten, d.h. die Mechanik der philosophischen Verdrängung aususchalten; Hegel, Marx und Freud versuchen das einzulösen (199f., 214). Allerdings ist diese Traditionslinie in der gegenwärtigen Logik-Theorie nicht dominant. Stattdessen hat sich *Freges Implikationslogik* durchgesetzt, die Heinrich auf diejenige Philons, letztlich auf die mythischen Rituale zurückführt, in denen chaotische Abhängigkeit von Ursprungsmächten ersetzt wird durch Vertragsverhältnisse, die das Schreckliche in Rechten und Pflichten fixieren (wenn du das tust, dann geschieht das [159f.]). Sie sind für Heinrich zugleich das »Urbild« der Hypothesenbildung (178). Wenn nun Frege erklärt, ein *ursächlicher* Zusammenhang zwischen wenn- und dann-Teil seines logischen Satzes brauche nicht zu bestehen, ist in Heinrichs Sicht »die Ritualisierung bis an ihren alleräußersten Punkt getrieben« (182), weil mit den Ursprüngen nicht nur nicht gebrochen, sondern sogar ihre Existenz geleugnet und naiv behauptet wird, man brauche »nicht zurückzufragen; die Folgen allein entscheiden über Motive und Verursachung« (ebd.).

Ich habe zwei Einwände. Erstens scheint mir, daß Heinrichs Zurückführung der philosophisch-logischen Zwangsmechanismen auf Angst vor Zerrissenwerden und Tod den Blick für die Notwendigkeit verstellt, nach den tatsächlichen Gründen jener Mechanismen erst noch zu fragen. In einer im WS 80/81 gehaltenen Vorlesung, die hoffentlich ebenfalls veröffentlicht wird, hat Heinrich das Trauma des Zerrissenwerdens bis in die Produktionsweise der Jägervölker zurückverfolgt, wo es die reale Not widerspiegelt, daß die Rollen von Jäger und Jagdopfer jahrtausendlang austauschbar sind. Aber warum lebt *Parmenides* in dieser Angst, der kein Mediziner ist, sondern die Anfänge der Warengesellschaft vor Augen hat? Es scheint, daß das Zerrissenwerdenkönnen damals lange schon kein existentes Problem mehr ist und doch immer wieder zur Beschreibung der existenten Probleme benutzt wird und sich, im Kontext von *Problemverschreibung*, dazu auch eignet, es scheint, daß *Parmenides* früher bewältigte in unbewältigte Probleme zurückverwandelt, um etwas zu haben, womit er *gegenwärtig* unbewältigte Probleme fälschlich identifizieren und einer Scheinlösung zuführen kann. Solche

Machttaktiken werden von Heinrich nicht entlarvt, sondern er orientiert sich am Selbstverständnis des Parmenides und der anderen Philosophen und tendiert dazu, positiv zu bewerten, was die Philosophen mit Worten ablehnen, wie insbesondere das »Dritte«, jene Mischung aus Leben und Tod. Sehr wahrscheinlich hat Parmenides aber viel spezifischere Gegner gehabt, die man durch Studium der ökonomischen und politischen Geschichte entdecken müßte. Heinrich scheint der philosophischen Problemformulierung deshalb zu trauen, weil es nichts Schrecklicheres gibt als das Zerrissenwerden und weil der, der sich mit dem Schrecklichsten konfrontiert, am ehrlichsten aussieht (vgl. 65). Das Schlimme ist aber, daß die Menschen sich häufig mit dem Allerschrecklichsten gegen nicht besonders Schreckliches verbünden, z.B. mit dem Atomkrieg gegen Impotenz, und warum nicht auch mit Rückfall in überwundene Barbarei gegen einen historisch konkreten ökonomisch-politischen Machtverfall? Dann müssen wir, um ersteren zu verhindern, die Triebkräfte *des letzteren* begreifen und unter Kontrolle bekommen. Mein zweiter Einwand betrifft die Kritik an Frege, die mir gerade in Heinrichs Bezugssystem deplaziert zu sein scheint. Daß nämlich Frege *mit seiner Aussagenlogik nicht nach Verursachung zurückfragt*, heißt doch nur, daß endlich vom Standpunkt der Aussagenlogik selbst deutlich wird, wo *Aussagen* nicht weiterführen, so daß die *Rückkehr zur Problemebene des Protagoras*, zu den Sprachspielen, ansteht. Heinrich hätte hier genauso argumentieren können wie in bezug auf Kant. Kritik an Frege müßte sich eher, meine ich, gegen seinen Begriff des Begriffs richten, den Heinrich jedoch nicht untersucht, obwohl er bemerkt, daß die gesamte Lehre der Urteile und Schlußweisen auf ihm als auf einem Axiom beruhe, das selbst nicht mehr abgeleitet werde (190). Ich verstehe nicht, weshalb Heinrich nicht diese Axiomatik mit der Morphologie der Ursprungsmächte in der griechischen Philosophie verglichen hat, statt den Oberflächenvergleich der wenn-dann-Beziehungen bei Frege und Philon vorzunehmen.

Diese Einwände beruhen auf Heinrichs eigenen Prämissen. Ich finde seine Analyse so wichtig, daß mich die Verzögerung ihrer Veröffentlichung um über zehn Jahre — Heinrichs Schüler hatten Mühe, sie gegen »das anfängliche Zögern des Autors« durchzusetzen (232) — betroffen macht und ärgert. Heißt es doch auf S.195, in der etymologischen Wurzel des Begriffs der Kategorie deute sich die *Möglichkeit einer Gegenlogik* an, indem sie auf Beanspruchung *öffentlicher* Verbindlichkeit ziele, damit auch die Möglichkeit impliziere, »öffentlich anders sich zu bestimmen«. Angesichts der Strategien, die heute zum dritten Mal auf die Entfesselung eines Weltkriegs zulaufen, ist solche Beanspruchung überlebenswichtig. Daß in modernen Vorkriegskulturen verdrängte Mythen wiederkehren, hat sich schon vor dem ersten Weltkrieg gezeigt, aber damals hat sich im wesentlichen nur die Kunst ihrer angenommen; später hat die Nazipolitik mit einer Machtspaltungsstrategie reagiert, die Teile des mythischen Bewußtseins verstaatlichte, andere Teile als »entartete Kunst« denunzierte und liquidierte. Schritte, um es wissenschaftlich zu begreifen, wie Heinrich sie unternimmt, sind bis heute rar.

Michael Jäger (Berlin/West)

**Damerow, Peter, und Wolfgang Lefèvre (Hrsg.): Rechenstein, Experiment, Sprache. Historische Fallstudien zur Entstehung der exakten Wissenschaften. Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 1981 (269 S., Ln., 34,- DM)**

Der Band vereinigt drei Fallstudien über »Wendepunkte in der Entwicklung des wissenschaftlichen Denkens« (9): Entstehung der altägyptischen und altbabylonischen Arithmetik (Damerow), der Mathematik als beweisender Theorie bei den Pythagoräern (Lefèvre), der »rechnend-experimentellen Wissenschaft im 17. Jh.« (171, Brockmeier/Rohbeck). Die zuletztgenannte Studie befaßt sich speziell mit dem Verhältnis von physikalischer und ökonomischer Theorieumwälzung bei Galilei einerseits, den ersten merkantilistischen Theoretikern andererseits. Die Autoren gehen von einer gemeinsa-



men wissenschaftshistoriographischen Konzeption aus, die sie in einem Nachwort darlegen. Ihre Grundannahme lautet, daß »die Gesetzmäßigkeit der Wissenschaftsentwicklung ... die Gesetzmäßigkeit der Entwicklung ihrer gegenständlichen Mittel« sei (229); diese Mittel »stecken einen Horizont objektiver Möglichkeiten ab, die den Rahmen für die Bildung wissenschaftlicher Abstraktionen darstellen« (228). Die Fallstudien beginnen demgemäß jeweils mit der Frage nach dem neuartigen gegenständlichen Erkenntnisinstrument der betrachteten Periode, leiten hieraus Entstehung und Erkenntnisstrahlen der betrachteten Theorieumwälzung ab. So erklärt Damerow die »konstruktiv-additive Struktur« (60) der altbabylonischen Arithmetik aus dem operativen Potential von Rechensteinen und ihrer Repräsentation in der Zeichenstruktur der Keilschrift, Brockmeier das Spezifische der Physik Galileis aus seiner experimentellen Methode, Rohbeck die merkantilistische Wirtschaftstheorie aus dem Instrument der Handelsbilanzierung. Lefèvre kommt »zu dem Ergebnis, daß die 'objektive Grundlage' der Genese der ... Wissenschaft als beweisender Theorie in der Verwendung der Sprache als eines spezifischen gegenständlichen Mittels wissenschaftlicher Erkenntnisgewinnung bestand« (166). Es handelt sich, kurz gesagt, um erneute Arbeit der Autoren mit der Konzeption von Peter Ruben, den sie jedoch, anders als in vorausgegangenen Veröffentlichungen, diesmal mit keinem Wort erwähnen.

Meines Erachtens lassen die Fallstudien am Wert dieser Konzeption eher zweifeln. Es ist z.B. einsichtig, daß sich die mathematisch-physikalische Denkarbeit Galileis weit weniger bequem in Analogie zur »Maschine« setzen läßt als die vom *Experiment* geleitete »Synthese ... , in der sich, wenn sie gut funktioniert, die rationalen Einsichten der Konstrukteure in die Funktionsweise natürlicher Wirkzusammenhänge auf gegenständliche Weise begründen« (194). Dennoch wird die Behauptung, das *Fallgesetz* sei »auch schon vorher längst bekannt« gewesen (216), durch noch so häufige Wiederholung in der Galileiliteratur nicht richtiger; denn es hat nun einmal vor Galilei Gesetzesaussagen über den beschleunigten Fall nur im aristotelischen oder im platonistischen Theoriekontext, d.h. im Zustand der Widersinnigkeit gegeben. Ebenso kann man nachvollziehen, daß die Herausbildung einer allgemeinen merkantilistischen Theorie bei dem Engländer Mun als Musterbeispiel eines »Umschlag(s) von gegenständlichen Voraussetzungen, wie sie die Arbeitsmittel darstellen, in logische Bedingungen der Theorie« erscheint (221). Daß die Autoren hierin aber einen »entscheidende(n) Übergang zur wissenschaftlichen Theorieform« sehen (ebd.), kann nicht durchgehen, da sie selbst hervorheben, daß die der Zirkulationssphäre verhafteten Merkantilisten den »allgemeinen Wirkzusammenhang« der Ökonomie *nicht* entdeckt haben (217). Eine Untersuchung der Entstehung der Theorie von William Petty, den *Marx* als Stammvater der neuzeitlichen ökonomischen Wissenschaft ansah — und der im Unterschied zu den Merkantilisten nicht vor, sondern nach Galileis »Discorsi« wirkte —, wäre in diesem Zusammenhang angebrachter, aber vielleicht mit der Konzeption von Ruben nicht mehr begrifflich gewesen. Die Autoren werden jedoch an diesem Punkt nicht an Ruben irre, sondern kritisieren *Marx* dafür, daß er die ökonomische Wissenschaft mit Abstraktionskraft statt mit gegenständlichen Erkenntnisinstrumenten zu betreiben empfiehlt (196); eher können sie sich auf Schumpeter berufen (208). — Bei Lefèvres Argumentation fragt man sich sogar, was die Rede vom entscheidenden Einfluß gegenständlicher Erkenntnisinstrumente überhaupt *bedeutet*, wenn nachgewiesen wird, daß *die Sprache* zu einem solchen gemacht werden kann, wo andere nicht mehr weiterhelfen — wo z.B. das Demonstrieren mit Rechensteinen nicht mehr imstande ist, die Allgemeingültigkeit von Sätzen über Division zu beweisen (149ff.). Wo- von grenzt sich der Begriff denn noch ab? Und: wenn die Sprache der Mathematik ein gegenständliches Mittel ist, warum dann der Prinzipienstreit von Brockmeier/Rohbeck gegen den Versuch, »den 'Mathematiker Galilei' in den Vordergrund zu rücken« (189)?

Da die Autoren jedoch ernsthafte empirische Arbeit geleistet haben, scheitern ihre

Studien nicht schon deshalb, weil sie auf einer fragwürdigen Konzeption beruhen; es kommen trotzdem wichtige Erkenntnisse heraus. Die Nachzeichnung der wirtschaftswissenschaftlichen Entwicklung zwischen 1550 und 1620 ist für sich genommen hochinteressant. Die Ausführungen über Galilei sind außerordentlich erhellend, wo sie unter dem Gesichtspunkt des Verhältnisses von theoretischer Entdeckung und Axiomatisierung sowie von Theorie und Empirie die Entwicklungskette Impetusphysik — Fallgesetz — experimentelle Bewährung desselben — Reinterpretation desselben in Newtons Theorierahmen erörtern (177ff.). An Lefèvres Studie ist die Darstellung des Zusammenhangs wichtig, der zwischen der parmenidischen Philosophie mit ihrer offenbar politisch motivierten Polemik gegen die »Vielen« vom Standpunkt des »Einen« einerseits, der Mathematik der Pythagoräer, ja sogar Euklids andererseits besteht. Herausragend ist die Studie von Damerow. Bei ihr können sich die Schwächen der Konzeption kaum auswirken, weil sie eine Zeit untersucht, in der gegenständliche Erkenntnismittel — »Zeichen- und Beobachtungsinstrumente, Meßmittel und Meßstandards« (226) — tatsächlich noch der einzige verlässlich tradierte Ausgangspunkt für Erkenntnisfortschritte gewesen sein mögen. Die Entstehung der Zahl, dieser folgenschwere und als rätselhaft geltende Abstraktionsschub in der Entwicklung des menschlichen Denkens, ist wohl noch nie so detailliert und plausibel materialistisch erklärt worden wie hier. Wenn Damerow freilich restümiert, das »arithmetische Denken« sei »nicht als Voraussetzung für die Erfindung der Rechentechnik dieser Arithmetik zu fassen, sondern vielmehr als deren Folge« (106), so muß man hinzufügen, daß diese Stadientheorie auf seiner Definition des arithmetischen Denkens basiert, die den »operativen Umgang mit Zahlrepräsentanten« gegen eine »Beschäftigung mit quantitativen Problemen« abgrenzt (ebd.).

Die Autoren sollten sich einmal fragen, wem ihr engagierter Versuch, Denken und Technik gegeneinander auszuspielen und letztere demonstrativ gewinnen zu lassen, eigentlich nützt. Etwa der Arbeiterklasse? Michael Jäger (Berlin/West)

**Neurath, Otto: Wissenschaftliche Weltauffassung, Sozialismus und logischer Empirismus.** Hrsg. v. Rainer Hegselmann. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt/M. 1979 (311 S., br., 14,- DM)

**Neurath, Otto: Gesammelte methodologische und philosophische Schriften.** Hrsg. v. Rudolf Haller und Heiner Rutte. Verlag Holder-Pichler-Tempsky, Wien 1981 (1033 S., Ln., 1100 öS)

Der »Logische Empirismus« bzw. »Logische Positivismus« gehört in den angelsächsischen Ländern und in West-Europa zu den einflußreichsten philosophischen Schulen dieses Jahrhunderts. Auch seine Geschichte scheint gut bekannt: In zahlreichen Darstellungen wurde die Entwicklung seiner Auffassungen ausgehend von der Zeit des »Wiener Kreises«, jenes philosophischen Zirkels im Wien der zwanziger und dreißiger Jahre, nachgezeichnet. Die Namen einiger Mitbegründer dieses Kreises: Rudolph Carnap, Philipp Frank, Kurt Gödel oder Moritz Schlick sind hinlänglich vertraut. Und dennoch scheint es, als würde die Geschichte des Wiener Kreises noch geschrieben werden müssen; Veranlassung hierzu gibt die Wiederentdeckung des Werks von Otto Neurath. Es ist zwar nicht so, daß Otto Neurath vollkommen vergessen worden wäre: In der von A.J. Ayer herausgegebenen und weitverbreiteten Anthologie »Logical Positivism« (1959) z.B. ist er mit zwei Aufsätzen vertreten, und seine maßgebliche Rolle in der Entwicklung der Konzeption der »Protokollsätze« und des »Physikalismus« wurde stets anerkannt. Demgegenüber sind Arbeiten wie »Lebensgestaltung und Klassenkampf« (1928) weitgehend unbekannt, ebenso wie das Bestreben des Linken Flügels im Wiener Kreis (Neurath, Carnap, Hahn), die Arbeiterbewegung, den Marxismus und den Logischen Empirismus als Momente einer und derselben geschichtlichen Bewegung zu begreifen. Hier liegt ein Zusammenhang vor, der noch zu erforschen ist.

Neurath (1882-1945) studierte Nationalökonomie, Geschichte und Philosophie und entwickelte während des ersten Weltkrieges seine »Kriegswirtschaftslehre«, deren Kernthese ist, daß eine zentral geplante Ökonomie (»Verwaltungswirtschaft«), die mit Naturalgrößen rechnet und den Markt ausschaltet, weit effektiver als die »Geldwirtschaft« sei. Diese Ansichten versucht Neurath, der sich 1919 der Regierung der Bayerischen Republik zur Verfügung stellte, im sozialistischen Sinne zu verwirklichen; er ist als Präsident des Zentralwirtschaftsamtes für die Vorbereitung der Sozialisierung der Wirtschaft verantwortlich. Nach der Niederschlagung der Republik ist er von 1919 bis 1934 zunächst als Direktor eines Museums für Stadtplanung, später eines Sozial- und Wirtschaftsmuseums im »roten Wien« tätig. In diesem Rahmen entwickelt er seine Konzeption »Bildliche(r) Darstellung gesellschaftlicher Tatbestände« (1927), in welcher symbolische bildliche Figuren, ihre Zusammensetzung und Anzahl statistische Daten repräsentieren und deren Verständnis über Sprach- und Bildungsgrenzen ermöglichen. Da Neurath in der Statistik ein »Werkzeug des proletarischen Kampfes« und ein »Bestandteil sozialistischer Wirtschaftsweise« sah, war seine »Bildsprache« als Beitrag zur Massenaufklärung und zur sozialistischen Bewegung gedacht.

Zur gleichen Zeit ist Neurath als Mitbegründer und als »Organisator« des Wiener Kreises tätig. In diesen Jahren schreibt er seine Aufsätze zur empiristischen Begründung der Erkenntnis und der »Einheitswissenschaft« (z.B. »Physikalismus«, 1931; »Protokollsätze«, 1932/33; »Einheitswissenschaft und Psychologie«, 1933). Sein Bemühen, insbesondere die Sozialwissenschaften empiristisch zu begründen und die Auffassung, der Marxismus sei die wissenschaftliche Soziologie, ebenso wie der »Physikalismus« die moderne Form des Materialismus sei (»Empirische Soziologie«, 1931), bilden das Bindeglied zwischen seinem praktischen Eintreten für die Ziele der sozialistischen Partei, seiner Aufklärungsarbeit über gesellschaftliche Zusammenhänge und seiner philosophischen empiristischen Auffassung; Ziel war die Entwicklung einer metaphysikfreien »Wissenschaftlichen Weltauffassung«, deren Träger das sich emanzipierende und die Gesellschaft planmäßig gestaltende Proletariat sein würde. Diese Zusammenhänge dürfen demjenigen, der den 'Logischen Positivismus' in der Gestalt kennenlernte, in welcher er in den Vereinigten Staaten entwickelt und nach dem zweiten Weltkrieg in West-Europa präsentiert wurde, weitgehend unbekannt sein. Einen ersten Zugang ermöglichte erst die Auswahl aus Neuraths Schriften, die 1973 in englischer Sprache erschienen ist (»Empiricism and Sociology«, M. Neurath and R.S. Cohen ed.) und die auch eine beinahe vollständige Bibliographie enthält. In deutscher Sprache liegen nun zwei Ausgaben vor.

Die Ausgabe von Heggemann ist eine Auswahl, die einen Querschnitt durch Neuraths Werk bietet. Jede Auswahl enttäuscht freilich manchen Wunsch; die von Heggemann gebotene scheint mir im ganzen gut getroffen. Die Einleitung des Hrgs. ist sehr informativ, übersichtlich gegliedert und klar geschrieben. Ergänzt durch eine Auswahlbibliographie bieten die Einleitung und die Texte eine empfehlenswerte Einführung in Neuraths Werk und zur Geschichte des Wiener Kreises. Bedauerlich ist nur, daß Heggemanns Konzentration auf die Frage, ob die theoretischen Grundsätze des Wiener Kreises mit seiner praktisch-politischen Absicht vereinbar seien, den Eindruck entstehen läßt, als sei das theoretische Programm, für sich genommen, problemlos verwirklicht worden. Ein kurzer Überblick über die theoretischen Schwierigkeiten, die schon in den 30er Jahren mit dem Problem der »Dispositionsbegriffe« aufgetreten sind, und die zur immer weitergehenden Auflockerung des Programms geführt haben, wäre zu wünschenswert gewesen.

Speziellen wissenschaftlichen Zwecken empfiehlt sich die große, zweibändige Ausgabe von R. Haller und H. Rutte, die als erste Abteilung einer Gesamtausgabe konzipiert ist. Die philosophischen Schriften — unter ihnen einige, die in der Bibliographie von 1973 nicht verzeichnet sind — sind in chronologischer Reihenfolge und vollständig abge-

druckt. Besonders erfreulich ist es, daß auch die »Literaturhinweise« am Ende der »Wissenschaftliche(n) Weltauffassung« (1929) aufgenommen wurden, und somit ein Einblick in die Zusammenhänge ermöglicht wird, in denen der Wiener Kreis nach eigener Einschätzung stand; bedauerlich ist demgegenüber, daß der Index am Ende von »Foundations of the Social Sciences« (1944), der auch einen aufschlußreichen »Index Verborum Prohibitorum« enthält, ausgelassen wurde, ebenso wie die Ankündigung der weiteren Hefte in der Reihe »Foundations of the Unity of Science«, deren erstes diese Arbeit von Neurath ist. Fremdsprachige Aufsätze wurden (rück-)übersetzt; sie sind gut lesbar und im allgemeinen lassen sich die Abweichungen von einer wortwörtlichen Übersetzung vertreten. (Eine Ausnahme bildet das Kapitel »Ranking Social Items« in »Foundations of the Social Sciences«, wo die Übersetzung des Begriffs »[social]items« auf wenigen Zeilen von »Merkmale« über »Themen« zu »Komponenten« wechselt; im Inhaltsverzeichnis der Schrift erscheint das im Text nicht mehr verwendete und im Deutschen irreführende: »Soziale Items«.) Die Vervollständigung dieser Ausgabe durch Veröffentlichung der übrigen (vor allem: ökonomischen) Arbeiten, ebenso wie der erhaltenen Briefe, ist sehr zu wünschen; um das Gesamtwerk zu erschließen, müßten der Ausgabe ein Sachregister, ein durch kurze bio- und bibliographische Hinweise ergänztes Personenverzeichnis (über beides verfügt die englische Auswahlgabe von 1973) und eine durch die neuen Funde der Herausgeber ergänzte Bibliographie beigegeben werden.

Gideon Freudenthal (Berlin/West)

## Sprach- und Literaturwissenschaft

**Bremerich-Vos, Albert: Zur Kritik der Sprechakttheorie — Austin und Searle. Beltz Verlag, Weinheim/Basel 1981 (112 S., br., 26,- DM)**

Bremerich-Vos geht in seinem Buch von folgender Situation aus: Wenn in der Linguistik und Sprachphilosophie von Pragmatik die Rede ist, dann findet man diese Bezeichnung zumeist in Verbindung mit den Sprechakttheorien von Austin und Searle. Pragmatik wird zunächst mit Charles W. Morris (»Zeichen, Sprache und Verhalten«, Düsseldorf 1973) verstanden als der Teil der Semiotik, der sich mit dem Ursprung, dem Zweck und der Wirkung sprachlicher Zeichen innerhalb des Verhaltens, in dem sie vorkommen, beschäftigt. Obwohl Austin und Searle selbst den Begriff »Pragmatik« niemals zur Kennzeichnung ihrer Positionen verwendet haben, werden ihre Theorien in der Regel mit dem Etikett »pragmatisch« versehen. So hat beispielsweise K.O. Apel gefordert, daß die Chomsky-Grammatik durch eine pragmatisch-semantische Komponente ergänzt werden müsse, um dadurch der Historizität sprachlicher Handlungen Rechnung zu tragen. Diese Ergänzung könnte nach Apel aus den Sprechakttheorien Austins und Searles erwachsen. Gegenüber der Apelschen Konzeption — Pragmatik als *Ergänzung* von Syntax — tritt Bremerich-Vos für ein linguistisches Theoriemodell ein, das die Pragmatik als *Basis* hat. Vor allem aber will Bremerich-Vos in seiner Arbeit zeigen, daß entgegen einer gängigen Rezeption in Philosophie und Linguistik den Sprechakttheorien von Austin und Searle das Prädikat »pragmatisch« gar nicht zugesprochen werden kann. Daher können die theoretischen Entwürfe Austins und Searles nicht das gewünschte pragmatische Fundament für Semantik und Syntax liefern.

Nach Bremerich-Vos sind die Theorien von Austin und Searle vielmehr als apragmatisch zu kritisieren. Austins vielbeachtete Theorie der Fehlschläge zum Beispiel sei deshalb zum Scheitern verurteilt, weil »der für jede Spielart von Pragmatik konstitutive historische Charakter des Zeichengebrauchs, die Dialektik von Regel und Fall« (85) nicht beachtet werde. Gänzlich unberücksichtigt bleibe bei Austin der Verstehensbegriff. Au-

stin halte das Verstehen einer explizit performativen Äußerung (z.B. »Ich verspreche dir, daß ich morgen komme.«) nicht für eine notwendige Bedingung ihres Gelingens, weil ihre Verständlichkeit schon konventionell gesichert sei. Diese Überzeugung teilt Bremerich-Vos nicht. Wenn Austin die *allgemeine* Gültigkeit von Konventionen für explizit performative Äußerungen als unproblematisch voraussetze und daher von einer Situation des bereits Verständigtseins ausgehe, dann bleibe ihm Sprachwandel theoretisch unzugänglich. Die Bedeutung sprachlicher Zeichen überhaupt, d.h. auch die Bedeutung der für explizit performative Äußerungen charakteristischen Verben wie »taufen«, »befehlen«, »versprechen« usw. sei Veränderungen in der Zeit unterworfen. Damit seien die jeweiligen Konventionen ebenfalls vom historischen Wandel abhängig und könnten dementsprechend keine Allgemeingültigkeit für sich beanspruchen.

Auch Searle könne keine pragmatische Theorie vorlegen, weil er u.a. den Terminus »Regel« als allgemeingültig hinstelle, was zur Folge habe, daß jede Regel automatisch ebenso für neue Fälle zu gelten habe. Weiterhin sei Searles Begriff der Proposition unhaltbar, weil er als nicht-wirklich, sprachunabhängig und zeitlos bestimmt werde. Das laufe aber einer handlungstheoretisch (pragmatisch) und damit auch einer historisch orientierten Sprachtheorie zuwider.

Bremerich-Vos kommt also zu dem Ergebnis, daß die Theorien Austins und Searles das Prädikat »pragmatisch« nicht verdienen. Das Verständnis des Buches wird allerdings erschwert dadurch, daß er den eigenen Begriff von Pragmatik nicht klar genug bestimmt.

Karl Hackstette (Mannheim)

**Hartig, Matthias: Sprache und sozialer Wandel. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1981 (172 S., br., 16,- DM)**

Hartig versucht aufgrund soziologischer und anthropologischer Erkenntnisse, sprachlichen Wandel in seiner Abhängigkeit von der Entwicklung gesellschaftlicher Strukturen zu erfassen. In einem Durchdringungs- und Beeinflussungsmodell begründet er den Sprachwandel aus dem Kontakt von Sprach- und Sprachvarietäten. Zum Beispiel bilden sich Pidgin/Kreolsprachen im Zusammenleben zweier oder mehrerer Völker heraus, von denen keines gewillt ist, die Sprache des anderen zu übernehmen, sie aber dennoch gezwungen sind, miteinander zu kommunizieren. Aber auch bestimmte Einflüsse von Gruppensprachen auf die Standardsprache lassen sich auf Kontakte zwischen verschiedenen sozialen Gruppen zurückführen, wie Hartig am Beispiel englischer Begriffe aus dem Bereich der Musik und der Drogenszene exemplifiziert. Einerseits repräsentiere Sprachwandel neue soziale Wahrnehmungen, andererseits gewährleiste er durch eine Tendenz zur zunehmenden Standardisierung die Kontrolle sozialen Handelns durch die Gesellschaft (110). Hartig sieht zwar die integrative Funktion einer gemeinsamen Sprache in »entwickelten Gesellschaften«, übersieht jedoch die konstituierende Funktion einer einheitlichen Standardsprache für das Entstehen eines Nationalstaates. Standardsprache versteht er lediglich als »Ausdruck eines neuen Selbstbewußtseins des aufstrebenden Bürgertums« (56).

Als Grundlage fehlen dem Autor für die Betrachtung der Beziehung zwischen sprachlichem und sozialem Wandel substantielle Begriffe einer Gesellschaftstheorie. Anstatt gesellschaftliche Entwicklung als ein Zusammenwirken bestimmter gesellschaftlicher Instanzen zu begreifen, faßt der Autor den Wandel von Gesellschaften mit Parsons abstrakt als Differenzierung, wobei »ein bekanntes Beispiel für die soziale Differenzierung« die Arbeitsteilung sei (48). Eine Analyse der Bedeutung von Institutionen wie etwa Schule und Massenmedien für den Sprachwandel sucht man deshalb vergeblich.

In Anlehnung an Sprach- und Kulturanthropologen wie Lieberman, Washburn und Lévi-Strauss wird die Entstehung der Sprache in der Entwicklung menschlicher Gesellschaften näher betrachtet. Beim »Übergang« von »der Einheitlichkeit zur Unterschied-

lichkeit der Gesellschaft« (46) wird auf die Konstruktion einer fiktiven Einheit durch Sprache hingewiesen. Ein Bezug zur frühen Staatsbildung, wie sie in der marxistischen Theorie gesehen wird, nämlich der Staat als Form, in der das Sonderinteresse der herrschenden Klasse zur illusorischen Gemeinschaftlichkeit wird, wird nicht hergestellt. Allerdings vollziehen sich im Sprachwandel auch Emanzipationsprozesse von Individuen und sozialen Gruppen, man denke nur an die Sprache der Alternativ- oder Jugendbewegung, die sich durch ihre Sprache von der monolithischen Sprache und Kultur abzugrenzen versucht. Ausgehend von der »befreienden Wirkung« von Sprachalternativen, gemeint ist die Koexistenz vieler Sprachvarietäten, formuliert Hartig das Ziel seines Buches als »Darstellung der sozialen Bedeutung der Sprache und ihrer potentiellen Entwicklungsmöglichkeiten im Rahmen einer Konzeption der Gesellschaft, die dem Einzelindividuum immer bessere und adäquatere Formen der Selbstdarstellung ermöglicht.« (11) Leider wird diese Auffassung von Sprache als Emanzipationsmöglichkeit in den Ausführungen nicht wieder aufgenommen, sondern nur am Beispiel von individuellen Emanzipationsversuchen kurz erläutert.

Das Gleichgewicht bestehender Sprachvarietäten wird auch häufig durch Einwanderergruppen verändert. Immigration-situationen bereiten Migranten als auch aufnehmender Gesellschaft große Integrationsschwierigkeiten. Als Lösung verwirft Hartig die in den USA praktizierte melting-pot-Ideologie, bei der die Immigranten zugunsten einer vermeintlichen Kulturhomogenität ihre nationale und kulturelle Identität aufgeben. Zur Überwindung der Probleme, die durch Sprach- und Kulturkontakte entstehen, stellt Hartig einige bemerkenswerte sprachpolitische Forderungen auf, die gerade für ein Land wie die BRD mit Millionen von Arbeitsimmigranten von großem Interesse sind. Er plädiert für einen Ausbau des Fremdsprachenunterrichts, der die sprachliche Situation von Immigrationsländern berücksichtigen soll. Der aufnehmenden Gesellschaft sollten zumindest passive Kenntnisse in der Sprache der Immigranten vermittelt werden. Ein so verstandener Bilingualismus soll die »Internationalisierung der Lebensformen und Verhaltensweisen wie auch Sprechgewohnheiten« (141) entwickeln.

Interessant scheint mir auch der Versuch, Kategorien der Transformationsgrammatik auf Phänomene des Sprachwandels anzuwenden. Am Beispiel der Simplifizierung, einer Tendenz, die alle Sprachen, aber besonders die Kreol-/Pidginsprachen betrifft, weist er nach, daß die Vielzahl der grammatischen Informationen der Oberflächenstruktur zugunsten ausführlicher inhaltlicher Informationen verdrängt werden. Trotzdem könne man nicht von einer Ökonomisierung der Sprache sprechen, weil die Komplexität der grammatischen Regeln durch die Komplexität der Ableitungsregeln ersetzt werde (104).

Ein ausführliches Register und Literaturangaben nach Kapiteln geordnet erleichtern dem Benutzer die Orientierung und Weiterarbeit. Ralf Brockmeier (Berlin/West)

**Kohrt, Manfred, und Jürgen Lenz (Hrsg.): Sprache: Formen und Strukturen. Akten des 15. Linguistischen Kolloquiums, Münster 1980, Band 1. Niemeyer Verlag, Tübingen 1981 (351 S., br., 84,- DM)**

**Hindelang, Götz, und Werner Zillig (Hrsg.): Sprache: Verstehen und Handeln. Akten des 15. Linguistischen Kolloquiums, Münster 1980, Band 2. Niemeyer Verlag, Tübingen 1981 (370 S., br., 88,- DM)**

Angesichts der noch kurzen Geschichte der Linguistik als eigenständigem akademischem Lehrfach in der BRD darf man schon von einem beachtenswerten Jubiläum sprechen, wenn ein Kongreß wie das *Linguistische Kolloquium* (LK) zum 15. Male stattgefunden hat. Die Organisatoren des 15. LK sind gleichzeitig die Herausgeber der vorliegenden beiden Bände, in denen 68 Vorträge abgedruckt sind; beigefügt sind jeweils ein knappes Vorwort und erfreulicherweise ein Autorenverzeichnis mit Angabe von Position, Anschrift und Hauptarbeitsgebieten.

Das erste LK fand 1966 als ein Treffen einiger Studenten und Assistenten aus den Fachgebieten der traditionellen Philologien statt, die an einem Forum zur Diskussion der »neuen Sprachwissenschaft«, der Linguistik, interessiert waren. Auch die folgenden Veranstaltungen trugen den Namen *Kolloquium* noch zu Recht (2. LK: 10 Referate, 3. LK: 15 Referate). In den weiteren Jahren entwickelte sich das LK stetig und bis heute in immer wachsendem Maße in Richtung auf einen internationalen Kongreß (die Hälfte der Tagungsorte der letzten 10 LKs lag außerhalb der BRD), wengleich es schwerpunktmäßig eine Veranstaltung der westdeutschen Linguisten blieb. Die Entwicklung des LK darf getrost als Widerspiegelung von Haupttendenzen der Linguistik in der BRD genommen werden. Am Anfang stand die Unzufriedenheit mit der Mitte der sechziger Jahre herrschenden, weitgehend historisch orientierten Sprachwissenschaft; in einer als Neubeginn empfundenen Phase ging die Aufnahme der »Strukturlinguistik«, insbesondere der Generativen Grammatik, dann mit einem inzwischen schon sprichwörtlichen Linguistik-Boom einher, der dieses Fach heute zu einem festen Angebot der Universitäten, vor allem im Rahmen der Deutsch- und Fremdsprachenlehrausbildung, hat werden lassen. Trug der erste gedruckte Referateband, der des 4. LK, noch den Titel *Probleme und Fortschritte der Transformationsgrammatik*, so wurden im Laufe der Zeit nicht nur (gegenüber der anfänglichen Syntaxlastigkeit) neue Gebiete einbezogen, etwa Fragestellungen der Semantik und Pragmatik oder der Textlinguistik, es wurde auch zunehmend die Beschränkung auf das Paradigma der »Chomsky-Linguistik« überwunden. Inzwischen ist es Tradition, daß das LK durch keinerlei vorgegebene Themenstellung und keine Bindung an irgendeine theoretische Richtung begrenzt wird. Dies gilt auch für den Abdruck der Kongreßreferate in den vorliegenden Bänden, für den die Herausgeber eine Auswahl unter den eingereichten Beiträgen nicht vorgenommen haben.

Das 15. LK wurde, wie seine Vorläufer, durch den akademischen Mittelbau geprägt: über die Hälfte der gedruckten Beiträge stammen von Angehörigen der Gruppe der Wissenschaftlichen Assistenten/Mitarbeiter/Hilfskräfte. Auffällig ist, daß 21(!) der 68 Autoren in Münster, dem Tagungsort, beschäftigt sind. Unter den ausländischen Referenten sind die Niederländer (acht) und Belgier (vier) am stärksten vertreten. Acht Beiträge sind in englischer bzw. französischer Sprache verfaßt. Vielzahl wie Vielfalt der knapp gehaltenen Vorträge verbieten es, die Thesen einzelner Referate vorzustellen oder gar zu diskutieren. Einen Eindruck vom erfaßten Themenbereich gibt die Gliederung in Sektionen. Ich gebe die Titel der Sektionen (in Klammern die Anzahl der Beiträge) wieder und füge stichwortartige Hinweise auf einige wenige Einzelbeiträge hinzu:

1. *Band*: 1. Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsgeschichte der Linguistik (4), (Erfassung von Sprachvielfalt; normative und deskriptive Linguistik), 2. Phonologie-Morphologie-Schrift (5), (Diphthonge und Vokale; Rechtschreibreform), 3. Syntax (14), (Neueste Entwicklungen der Generativen Grammatik, sog. Revised Extended Standard Theory, Konfigurationelle Grammatik), 4. Textlinguistik (9), (Anwendungsbeispiele; Textlinguistik ≠ Textgrammatik; Textkohärenz).

2. *Band*: 1. Semantik (mit folgenden Unterabteilungen): Theoretische Probleme (3), (Kritik der Komponentialanalyse; Künstliche und natürliche Sprachen), Semantische Beschreibungen (5), (Der deutsche Adjektivwortschatz), Syntax und Semantik (4), (Anaphern, Komparative), Anwendungsgebiete: Literatur und Didaktik (5), (Deutsch- und Fremdsprachenunterricht), 2. Pragmatik (mit folgenden Unterabteilungen): Theoretische Probleme (4), (Grundfragen der Sprechakttheorie und der Konversationsanalyse), Sprechakte und Sprechaktsequenzen (4), (Klassifikation von Fragehandlungen), Konversationsanalyse (3), (Arzt-Patienten-Gespräche), Syntax und Diskursanalyse (4), (Artikel, Adverbien, Modalverben), Textpragmatik (3), (Textbildung).

Wie schon die Abhaltung des LK hat die Drucklegung der Referate sicherlich darin ei-

ne wichtige Funktion, jüngeren Linguisten einen leichten Zugang zu einer größeren, teilweise internationalen Präsentation zu eröffnen. Ihre Funktion, eine schnelle und leicht zugängliche Veröffentlichungsmöglichkeit bereitzustellen, macht denn auch die Stärke wie die Schwäche der vorliegenden Bände aus. Zum einen bieten sie einen interessanten Überblick über aktuelle Themenschwerpunkte und Problemstellungen. Sie sind damit für jeden interessant, der sich über den gegenwärtigen Diskussionsstand informieren oder sich durch aufgeworfene Fragen anregen lassen will. Zum anderen ergibt sich naturgemäß eine gewisse Inhomogenität und Zufälligkeit der Beiträge wie der Autorenschaft. Zu bedenken ist auch, daß die begrüßenswerte Offenheit der Publikation einen recht stattlichen Umfang (und Preis!) nach sich zieht und so Papiere, die für die laufende Diskussion (auch unter Studenten) bestimmt sein sollten, im wesentlichen auf die Regale von Fachbibliotheken verbannt.

Bernd Wiese (Berlin/West)

**Hinderer, Walter (Hrsg.): Kleists Dramen. Neue Interpretationen. 12 Beiträge. Reclam Verlag, Stuttgart 1981 (298 S., br., 32,80 DM)**

Die Einleitung des Herausgebers betont die Widersprüchlichkeit und Rätselhaftigkeit sowohl des Autors Kleist wie der Figuren und Geschehnisse seiner Dramen. Doch bleibt das Interesse an Kleists »Modernität« (21) so unscharf, daß sowohl Umarmungsversuche der traditionellen Philologie wie Revisionen ihrer Methoden und Begriffe Platz finden in diesem Band zum »Rätsel« (12) Kleist. Den Auftakt bildet eine lesenswerte Interpretation des »Marionettentheater«-Aufsatzes, in der *Rolf-Peter Janz* den »Sündenfall nicht der Reflexion, sondern der instrumentellen Vernunft« (31) als Kleists Thema bestimmt. In der Figur der Marionette als Modell »vollendeter Ich-Identität« (48) und in der Form des Dialoges, die das Modell der Gerichtsverhandlung zitiert, macht Janz die Nähe des Aufsatzes zu den Dramen deutlich und stellt die »Überlegenheit der ästhetischen gegenüber der logischen Bildung« (40) als Demonstrationsabsicht Kleists heraus. *Gerhard Kluge*, der in einem detaillierten Vergleich den »Wandel der dramatischen Konzeption von der 'Familie Ghonorez' zur 'Familie Schroffenstein'« (52) untersucht, formuliert seine These, hinter Janz' Präzisierungsversuch des Vernunftbegriffs zurückgehend, in gewohnter Allgemeinheit: »Kleists Drama gestaltet die Zerstörung und Selbstzerstörung des Menschen durch Erkenntnis, später durch Erkenntnisnot.« (62) *Iris Deneher*, die einzige Frau unter den 11 Autoren, legt eine methodisch anspruchsvolle »topologische Analyse« (75) zum »Robert Guiskard« vor. Unter dem Titel »Legitimation und Charisma« schlägt sie eine »kritisch-utopische Lesart des Textes« (76) unter Verwendung strukturaler Interpretationsverfahren vor. Anregend ist die präzise Analyse der politischen bzw. gesellschaftstheoretischen Oppositionspaare des Textes unter Bezugnahme auf das »textexterne System« (Friedrich Wilhelm II., Napoleon), die Diskussion der Fragen von Begründung und Legitimation der Macht des Herrschers: Recht durch Erfolge oder Macht qua Charisma? Leider fällt ein zentrales Motiv durch das feinmaschige Netz der Strukturuntersuchung: die Pest. Sie wird als beliebige Ausnahmesituation weitgehend formalisiert, statt als heimliche Hauptfigur des Stücks erkannt zu werden. So bleibt der wichtige Aspekt des Herrschers als sterblicher Kreatur weitgehend ausgespart. Enttäuschung provoziert der überaus konventionelle Beitrag zum »Zerbrochenen Krug« von *Albert M. Reh*. Der Ertrag einer langatmigen gattungstypologischen Einleitung besteht nicht etwa darin, die Spannung des Stücks zur vorgegebenen Typologie sichtbar zu machen, sondern seine Subsumtion unter die Kategorie des »wahren Lustspiels« (Lesing) vorzubereiten. Der eher kursorischen Interpretation des Stückes selbst gelingt es kaum, den »endlichen Sieg der Liebe und des Lebens« als dessen letztes Wort einsichtig zu machen. Entschädigung bringt der an Szondi und Blumenberg anschließende Aufsatz von *Hans Robert Jauss* zum »Amphitryon«, der als Moment im »dialogischen Prozeß der Arbeit am Mythos« (114) aufgefaßt und als moderne Fassung des Problems der



Identität diskutiert wird. Kleist binde Identität *nicht* an Selbstbewußtsein, sondern an die Beziehung zum *anderen* Subjekt. Hier und bei der Frage nach dem Körper als Garant von Identität nutzt Jaus structuralistische Anregungen (Lacan). Das Fazit: »Kleists Amphitryon ist ... in der poetischen Geschichte des Identitätsproblems nicht als die Antwort des klassischen deutschen Idealismus, sondern als dessen Infragestellung anzusehen.« (132) Demgegenüber holt *Walter Müller-Seidel* im folgenden Beitrag die »Penthesilea« heim ins Gehege der von Jaus verabschiedeten Kategorien, indem er sie als »Tragödie der Individualität« (161) auffaßt und die Provokationen der Dialoge, die tierisch-körperliche Gewalt, die Metaphorik des zerstückelten Körpers im Zusammenspiel von Tragödienbegriff und psychologischer Deutung des »Seelischen« (151) entschärft. Der Kommentar zu den Schlüsselversen (»Küsse, Bisse ...«; 2981) liest sich, als habe Kleist einen Gemeinplatz illustrieren wollen: »Stets liegen die Dinge gefährlich nebeneinander, und von einem Extrem zum anderen braucht es oft nur einen Schritt.« (153) *Gert Ueding* befreit das »Käthchen von Heilbronn« erfolgreich von dem Vorwurf naiver Mittelalterverklärung und erweist das Stück als »Produkt einer artistischen Ars combinatoria« (173), ein Märchen aus Bildern, die den »kollektiven Tagträumen der Gesellschaft« (174) entnommen sind. Kunigunde wird zur Allegorie der Kunstproduktion des schönen Scheins, Käthchen erscheint als »die exemplarische Verkörperung der natürlichen Grazie des Menschen vor dem Sündenfall der Reflexion« (181). Leider gewinnen die »Erschütterungen der bürgerlichen Welt«, auf die Uding Kleist antworten sieht, kaum deutliche Konturen. *Lawrence Ryan* will die als nationalistisch verschrieene »Hermannsschlacht« durch die These retten, Kleist habe unter der Folie des nationalen Anliegens ein tragendes Thema seines Gesamtwerks bearbeitet und variiert: »die Auflehnung des Herzens gegen die Vernunft, der Spontaneität gegen das sie beherrschende Gesetz« (209). Die Interpretation leidet unter der Abstraktheit dieser Opposition. Äußerst minutiös entwertet dagegen *H. Arntzen* in seinem Beitrag zum »Prinz Friedrich von Homburg« liebgewordene Deutungsschemata zugunsten der Einsicht der Widersprüchlichkeit als konstitutivem Element des Stücks, dem die Verssprache als schöne Form gegenüberstehe. Allerdings harmonisiert die Interpretation den Widerspruch zwischen widersprüchlichem Geschehen und schöner Form zugunsten der Autonomie des Schönen: »Das Drama als poetische Darstellung ist der wahre Schein von Unsterblichkeit.« (235) Nützliche »Daten zur Werkgeschichte« und eine sorgfältige Bibliographie zum Dramatiker Kleist, die auch die Wirkungsgeschichte im 19. Jahrhundert dokumentiert, vervollständigen den Band. Beides wurde von *Helmut G. Hermann* erarbeitet. Lothar Müller (Berlin/West)

**Carrière, Mathieu: Für eine Literatur des Krieges. Kleist. Verlag Roter Stern, Frankfurt/M. 1981 (118 S., br., 16,- DM)**

Carrière schreibt über Kleist aus der Perspektive und vor allem in der stampfenden Diktion jener Theorie vom Verschwinden des Subjekts und allen Sinns, die mit den Namen Deleuze und Guattari verbunden ist. Deren Essenz ist die Verabschiedung aller Subjekt-kategorien, zumal jeglichen Begriffs von Subjektivität. An dessen Stelle tritt die »Maschine«, das »Agencement«. »Agencement ist Synonym für Maschine, d.h. die Verkopplung von beliebigen Kräften oder Strömen nach einem abstrakten Plan zum Zwecke spezifischer, immanenter Produktion von Begehren.« (15) Das zur 'Fiktion gewordene' Subjekt löst sich, befreit von der Frage nach Sinn und Bedeutung sowie der Last der Selbstreflexion, fröhlich auf in eine Art von zentrifugaler Steuerung seiner Individualität. Es ist nurmehr der Ort, an dem Affekte und Ströme des Begehrens nach ihren eigenen Gesetzen erzeugt und 'verkopplert' werden. Autoren wie Rimbaud, Kafka, Nietzsche und Artaud werden als Demonstrationsobjekte in diese Konstruktion integriert: sie erscheinen als die Propheten der Erkenntnis vom Tode des Subjekts. Nun also auch Kleist. In Carrières Experiment wird er von den elektrischen Funken beleuchtet, die das

essayistische Sprachgewitter über ihn entläßt: »Seine Sprache ist die Spur einer anderen Aktivität, einer neuen, nie dagewesenen Welt, deren Produktivkräfte wie ungebändigt durch die literarische Form als Blitz oder Spannung aufflackern und über sie hinausweisen. Diese 'Kleistsche Aktivität' — weder ganz Schreibgestus, noch ganz kriegerische Praxis — läßt sich vielleicht besser mit Konzepten wie 'Projekt einer katastrophalen Mathematik' oder 'Projekt einer konvulsiven Desartikulation' beschreiben als mit streng literaturkritischen Begriffen.« (11) Im Labor *Carrières* ordnet sich das Verhältnis von Kleist zu seiner Welt nach dem Modell von Dissident und Macht: Kleist, der rebellierende Dissident im zentralistischen Bedeutungsuniversum der bürgerlichen Kultur, auf der anderen Seite die Vertreter der Macht: Goethe und Hegel. Die sehen bei *Carrière* aus wie Figuren aus dem bürgerlichen Gipsfigurenkabinett des 19. Jahrhunderts; der Kulturrichter und der Machtphilosoph. Dagegen läßt *Carrière* Kleist zum Anarchisten werden, sieht ihn den heiligen Krieg des Affekts führen, macht ihn zum Bastler an Sprengsätzen, »die Löcher ins famöse Kontinuum der goethischen Natur zu schlagen vermögen« (19). Kleists Impuls: »durch die Mauer der Trägheit brechen, durch die Mauer der Vernunft!« (7) Kleists Radikalität erscheint als die konsequenteste, Ansätzen wie dem E.T.A. Hoffmanns etwa überlegene, Desubjektivierung des Subjekts: »Kleist desubjektiviert das Gemüt noch weiter. Bei ihm ist es nur noch Relais für Affekte.« (24) Hier haben wir den Kerngedanken des Essays: Kleist als Maschinist, seine poetische Produktion eine Fabrik von Kriegsmaterial gegen die Kultur der Goethes und Hegels, gegen ihren Staat. Die Produktionsanweisung dieser Fabrik: »Mit allen Mitteln sind die Agencements zu schaffen, die punktuelle, explosive, implosive Ereignisse ermöglichen, damit eine Geschichte ohne Vernunft und Metaphern, ohne Subjekt und Objekt gewoben werde, eine neue Erzählform, eine Geschichte der Gewalt.« (19) Die These von Kleist als dem Krieger des Affekts gegen den »sentimentalen Schleier« (36) aller kulturellen Ausdrucksformen von Subjektivität richtet ihre Spitze gegen den Begriff des »Gefühls«: es ist für *Carrière* die Erscheinungsform des Bürgerlichen, Grundstoff jener »Ökonomie der Sentimentalität« (31), die er in Goethes *Werther* begründet und in Goethes *Leben* gelebt sieht: »das Schmieröl der neuen Soziostruktur, dessen sie unbedingt bedarf, um funktionieren zu können, ist 'das Gefühl'.« (31) Am *Kohlhaas* wie an der »*Hermannsschlacht*«, am *Findling* wie an *Penthesilea*, am »*Marionettentheater*« wie an den *Briefen* wird die Opposition von Kleists kriegerischer Literatur des Affekts gegen die Gefühlskultur der Macht erläutert: »Sein Gefühl, sein geheimer Aktionsplan besteht darin, Sprachtechniken erfunden und ausgeformt zu haben, die jedes Gefühl, jede Begehrenposition in Affektmaschinen verwandeln.« (117)

Die große Schwäche dieses Essays ist seine Bedenkenlosigkeit im Umgang mit historischen Konstellationen: über die Passagen zu Goethe und Hegel wie zu der gewaltsamen »*Werther*«-Deutung schweigt man am besten. Unbehagen bereitet mir zudem, wie der »elektrisierende« Stil die Dimensionen von Subjektivität und historischer Erfahrung an seinem Gegenstand zugunsten der Opposition von »Affekt« und »Macht« überspringt. Doch auch wer sich wie ich über das »*Maschinen-agencement*« ärgert, das *Carrière* aus Kleist macht, kann aus den vielen scharfsinnigen Beobachtungen Gewinn ziehen, die Kleists provokative Gesten der Rebellion gegen gezähmte Subjektivität in grelle Beleuchtung rücken. Nicht das historisch-physiognomische Sehen, sondern dies Beleuchten der Gesten, Irritationen und Obsessionen, durch die sich Kleist der Integration in harmonisierende Deutungskonventionen (z.B. *Penthesilea* als »*Tragödie*«) widersetzt, ist die Stärke des Essays. Wie ein Punktstrahler richtet er sich auf die elementare, körperliche Wucht der Figuren und der Sprache Kleists. Man betrachte die hellen Punkte, die so entstehen, in kritischer Distanz zur Beweisabsicht des Beleuchters.

Lothar Müller (Berlin/West)

## Kunst- und Kulturwissenschaft

**Syberberg, Hans Jürgen: Die freudlose Gesellschaft. Notizen aus dem letzten Jahr. Carl Hanser Verlag, München/Wien 1981 (386 S., br., 34,- DM)**

Unmittelbarer Anlaß der für den Zweck der Veröffentlichung — der öffentlichen Demonstration und Anklage — konzipierten Aufzeichnungen war die Ablehnung von Syberbergs Hitler-Film in der Medienöffentlichkeit der Bundesrepublik. Syberberg wählt für sich die Rolle des Propheten, der in seinem Vaterland nichts gilt und der dennoch in aussichtsloser Haßliebe immer wieder auf den Ursprung seiner Niederlagen und seiner Inspirationen zurückkommt. Nun war die Verdrängung der Syberbergschen Arbeiten aus der bundesdeutschen Filmszene nie so total, daß der interessierte Zuschauer gehindert gewesen wäre, auch und gerade den Hitler-Film zur Kenntnis zu nehmen — zumindest, wenn dieser potentielle Zuschauer in der Nähe einer größeren Stadt lebt und die physische und psychische Konstitution hat, die dazugehört, um sich dem Totalanspruch jener Bilderwelten sieben Stunden lang in der kargen Atmosphäre eines Off-Kinos auszusetzen. Diese etwas abgelegenen, aber öffentlich zugänglichen und bekannten Auführungsplätze in einem Grenzbezirk zwischen den hochsubventionierten Repräsentationshäusern der offiziellen Kultur, den Kommerzkinos und den Treffs der verschiedenen Szenen, die nur dem Insider geläufig sind, verdeutlichen aber gerade das durchaus konspirative Einverständnis, das Syberbergs Filme bei der breiter werdenden Schicht einer intellektuellen und künstlerischen Bohème finden, die sich, ohne Chance im offiziellen Kulturbetrieb (und schon deswegen einigermaßen immunisiert gegenüber den Verdikten in der »Zeit« und im »Spiegel«), mit der Haltung des genialen Außenseiters, der ob der Radikalität und Anstößigkeit seines Werkes ausgestoßen ist, zu identifizieren vermag. Die Nebel, die, wie ein Kritiker moniert hat, überreichlich durch die Filme wehen, und die Syberberg zufolge vor allem den Zweck hatten, Ausstattungsmängel auf Grund eines zu geringen Budgets auszugleichen, bezeichnen (und verschleiern) wahrscheinlich genau den Ort, an dem das etwas ungenaue Faszinosum dieser Filme geboren wird: den Schauplatz verbotener Wünsche, deren Veröffentlichung gerade in den Bildern verweigert wird, die ihre Darstellung versprechen.

Es ist offensichtlich, daß Syberbergs Buch diese (Selbst-)Inszenierungen mit anderen Mitteln fortsetzen will. Die These, die verfochten wird, ist eben so einfach, wie sie das politische Kräfteverhältnis der Bundesrepublik auf charakteristische Weise verzeichnet. Syberberg konstatiert einen »dummen Antifaschismus« (132), der keine Abweichungen zuläßt und in dessen eindimensionalem, gleichgeschaltetem Rationalismus sich jener persönliche Anteil am NS blind reproduziert, der abgeleugnet wird, ohne sich zuallererst darauf einzulassen: Dialektik der Aufklärung, Wiederkehr des Verdrängten, Marcuse, Adorno, Freud leihen die Argumente. Syberberg bezieht demgegenüber die Position des »wahren Rationalisten der schöpferischen Irrationalität, die exaltierte Ironie als Maske vorhaltend«, wohingegen ihm die Angehörigen des »linken Establishment« als »zerstörerische ... Irrationalisten in der Maske der Rationalität« (26) erscheinen. — Es charakterisiert Syberbergs Text, daß diese in erweiterter Hinsicht aufklärerische Position, die an das Pathos der Freudschen Rede anschließt, wonach Ich werden solle, wo vorher Es war, immer wieder zusammenbricht, verlassen wird. Wir erfahren eigentlich wenig Neues in diesem Buch: nicht einmal — was unter medienpolitischem Aspekt interessant wäre — etwas über den genauen Ablauf der Entscheidungsprozesse in jenen Filmgremien, von denen Syberberg sich verkannt sieht und die durch die pauschalen Angriffe gegen das linke Establishment nicht einleuchtender werden. Gerade mit dem Verzicht auf die für solche etwaigen Informationen erforderliche kritische Distanz begründet Syberberg aber seinen Anspruch auf Authentizität. Er schreibt als jemand, der zu heftig und zu persönlich involviert ist, um einen Überblick geben zu können und andererseits zu ver-

letzlich und zu existenziell verletzt, um das Thema abzuschließen. Wie seine Filme hinterlassen auch diese Aufzeichnungen nicht den Eindruck einer Lösung, geschweige denn einer Erlösung im Sinne einer kathartischen Bearbeitung. »Trauerarbeit für eine Demokratie nach Hitler« leistet Syberberg nicht so, wie Freud den Begriff der Trauerarbeit gemeint hat: als Realitätsprüfung, in der »jede einzelne der Erinnerungen und Erwartungen, in denen die Libido an das Objekt geknüpft war, ... eingestellt, überbesetzt und an ihr die Lösung der Libido vollzogen wird« (Sigmund Freud: Werke, Bd. X, London 1946, S.430). Zweifel bleiben übrig von den Diskussionen über eine deutsche 'Unfähigkeit zu trauern', ob jene von Freud in Fortsetzung einer bürgerlichen Leistungsethik konzipierte Idee der Trauer als Arbeit, nach deren Vollendung das Ich »frei und ungehemmt« entlassen wird, in Deutschland nach dem Faschismus überhaupt vorstellbar ist. Syberberg jedenfalls insistiert mehr auf archaischen, von der Psychoanalyse als weniger reif eingeschätzten Verfahren, um Schuld und Niederlage im Gedächtnis zu behalten. Sich den etwas zu griffigen, etwas zu optimistischen Definitionen dessen, was Trauerarbeit zu leisten vermag, zu verweigern, macht den Wahrheitsanspruch seiner Filme aus und begründet gleichzeitig dessen Verfehlung, wo der politische Totalanspruch des NS als ästhetischer reproduziert wird.

Auch das Buch über die freudlose Gesellschaft ist voller Wiederholungen, auch voller Clichés aus den Galerien reaktionärer Bilderwünsche. Da wird einer idealisierten Bergwelt, wo »alle Freiheiten mönchischer Askese« genossen werden können, das üble Gebaren im Tale gegenübergestellt, da fehlt nicht das Lob der einfachen Arbeit, »Handtätigkeiten in den alltäglichen Details von Haus und Leben und Materialien« (204), da wird einer Frau gedacht, die es liebt, »die großen Holzfußböden auf den Knien Stück für Stück selbst zu scheuern« (228), da geht es gegen die »schwulen Linken« (323), die Gewerkschaften und den Sozialstaat: Wiederholungen, Mimikry auch dies: an den Mythos, dem Syberberg sich verschrieben hat und dem er, Priester eher als Mythologe, in solchen unwillkürlichen, aber liebevoll zelebrierten Identifikationen verfällt. Sogar die Rolle des Seismologen ist eine, die er von einem Vorbild übernimmt: Ernst Jünger, der den Krieg als inneres, ästhetisches Erlebnis beschrieben hat und dessen Verfemung in den Jahren, als in der BRD gesellschaftskritische Literaturwissenschaft — nie herrschende Meinung, aber zumindest — publizierbar war, ebensowenig absolut war wie die Syberbergs in der Filmszene. Um als Geheimtip im Gespräch zu bleiben, hat es immer erreicht.

Es ist — noch einmal — ein Vorteil von Syberbergs Filmen, solche traumatisierten und traumatisierenden Identifikationsprozesse mit einer Bildermacht vorzuinszenieren, die deren Gewalttätigkeit schmerzhaft evident werden läßt. Es verdeutlicht die Neigung dieses mimetischen Verfahrens, in die Apologie der Gewalt umzuschlagen, die es reproduziert, wenn Syberberg sich in seinem Buch zum Propheten einer entpolitisierten Kunst stilisiert, die sich den Chocs, die ihre ästhetische Radikalität provozieren, allzu lustvoll hingibt. Syberbergs Aufzeichnungen eignen sich zum Kultbuch für eine Intelligenz, die zunehmend bereit ist, ihre seismologische Qualifikation in den Dienst der politischen Macht zu stellen, um sich gegen zukünftige Einbrüche der gesellschaftlichen Sekurität abzusichern. Zu den Filmen, die den Gebrauchswert der Schmerzverlust transportieren, steht es im Verhältnis der Reklame zu einer Ware, in deren Produktion zu viel investiert worden ist, um sie auf den Trödelmärkten der Vernunftkritik verschleudern zu können.

Ulrike Scholvin (Berlin/West)

**Huth, Lutz, und Michael Krzeminski: Zuschauerpost — ein Folgeproblem massenmedialer Kommunikation.** Niemeyer Verlag, Tübingen 1981 (338 S., br., 68,- DM)

Die Arbeit ist die insbesondere im theoretischen Teil ergänzte Fassung einer für das ZDF erstellten empirischen Auswertung der Zuschauerpost zu drei Folgen der »Spielraum«-

Sendereihe. Diese Live-Sendungen mit open-end-Charakter mischen Spielszenen und Studiodiskussionen, in denen Experten wie Betroffene zu Wort kommen: eine durchaus auf Aktivierung der Zuschauer angelegte Programmform also. Die Themen knüpfen an Alltagsprobleme an; bei den behandelten Sendungen waren es Behördenwillkür, Spiel-leidenschaft, Integration psychisch Geschädigter.

Die ständig zunehmenden Zuschriften an die Funkanstalten — das ZDF erhielt 1978 über 120000 — wurden bislang nur wenig und dann auch vorrangig aus der Interessenlage des Kommunikators (der Sender/Redaktionen) als Amateur-Sendungskritik ausgewertet: sie haben in dieser Perspektive nur dann einen »Sinn«, wenn sie sich »an den Absichten wie den institutionellen Grenzen der Produzenten orientieren« (59) — entsprechend der gängigen Vorstellung einer starren Rollenverteilung innerhalb der Massenkommunikation: »Der Kommunikator macht eine Mitteilung, die der Hörer auf- und abzunehmen hat.« (44) Demgegenüber fassen die Gießener Medienwissenschaftler Zuschauerpost als Teil der umfassenden »Kommunikationskultur« (dieser von Hoggart und Williams im Zusammenhang der Arbeiten des »Centre for Contemporary Cultural Studies« entwickelte Begriff taucht wiederholt auf, bleibt jedoch unscharf; im Kern meint er die Verknüpfung und Beeinflussung unterschiedlicher gebräuchlicher Kommunikationsformen in ihren je gruppenspezifischen Sinnzusammenhängen; vgl. 27ff.); ausgehend von einer weitgehenden Integration der Massenmedien in den alltäglichen Kommunikationszusammenhang verstehen sie die Zuschriften als »Anschlußkommunikation«, als Fortsetzung eines mit der Sendung begonnenen Kommunikationsprozesses: »Das Verfassen einer Zuschrift ist eine kommunikative Handlung, die *einen* Zug in einem komplexen Kommunikationsereignis darstellt; es ist *eine* Möglichkeit, ein Kommunikationsangebot zu nutzen.« (71) Da Rezeptionssituation und Schreibsituation grundlegende Gemeinsamkeiten haben, lassen sich die Zuschriften insgesamt (mit all ihren »Abschweifungen«) als »Nutzungsprotokolle« im Rahmen des »uses and gratification approach« interpretieren; mit der Frage »warum schreiben Zuschauer auf eine Sendung« (statt: »wie beurteilen sie die Sendung«; 29) werden die kommunikativen Intentionen der Zuschauer erkenntnisleitende Fragestellung, gleichzeitig auch die indirekten Nutzungshinweise überhaupt erst erkennbar (nur ein Viertel der Textmenge in den 573 ausgewerteten Zuschriften bezog sich direkt auf die Sendung; 261).

Im Zusammenspiel von Diskussion bisheriger Forschungsliteratur, Ergebnissen der Voruntersuchung des Sample und theoretischer Bestimmung von Grundfunktionen der Kommunikation (wofür Bühler und Hartung herangezogen werden) entwickeln die Autoren ein System von kommunikativen Bedürfnissen und entsprechenden Gratifikationsklassen und -typen (Gratifikation: Bedürfnisbefriedigung; das, was 'der Zuschauer von einer Sendung hat bzw. sich erwartet'). Obwohl um methodische Absicherung bemüht, teilt hier doch die Studie den grundlegenden Mangel vergleichbarer Arbeiten im Bereich der Kommunikationswissenschaften: nicht über historisch-funktional erarbeitete Bedürfnis- und Motivationsbestimmungen (wie in der Kritischen Psychologie angegangen) und ihre Ausdifferenzierung unter Klassenverhältnissen und Bedingungen der Massenkommunikation zu verfügen. Trotzdem ergibt die Auswertung der Zuschriften (129-273) unter den vom Bühler'schen Modell abgeleiteten Gratifikationsklassen »Ich-/Kontakt-/Weltgerichtetheit« und entsprechenden Unterbegriffen (z.B. »Identitätsbestätigung/Vertretensein/Handlungswissen«; vgl. 114) unter Hinzuziehung der verfügbaren Daten zur sozialen Lage und Rezeptionssituation bedenkenswerte Einsichten: Besonders intensiv wurden die als Vermittlung von Minderheitenproblemen an Mehrheiten gedachten Sendungen nicht von diesen, sondern von Angehörigen der thematisierten Minderheit und ihren Bezugspersonen rezipiert; für diese steht Identitätsbestätigung, für jene die Teilhabe an einem Aufklärungsprozeß (»repräsentatives Vertretensein«) im Vordergrund. Typisch sind übersteigertes Vertrauen in die Wirkungsmöglichkeit des Fernseh-

hens (bei anderen) und ein deutliches Interesse, die mit einer Sendung eröffneten Möglichkeiten zur Kommunikation auch über andere Medien (Buch; Gruppen) aufrechtzuerhalten, usw.

Vor allem macht die differenzierte Analyse der Zuschriften das immense 'überschüssige' Kommunikationspotential der Zuschauer deutlich. Der empirische Aufweis, daß auch an die audiovisuellen Massenmedien Kommunikationsbedürfnisse gerichtet sind, stellt nicht nur — wie von den Autoren gefordert — das Problem der »Folgekommunikation« für die Anstalten zur Diskussion, sondern auch deren Selbstverständnis als reine Distributionsinstitutionen. — Was Wunder, daß der damalige Programmchef und jetzige Intendant des ZDF, Dieter Stolte, in einem nachgedruckten Diskussionsbeitrag gerade auf dieser klaren »Rollendifferenzierung« (317) zwischen Sender und Empfänger besteht.

August Soppe (Hamburg)

**Thiele, Jens: Trickfilm-Serien im Fernsehen. Eine Untersuchung zur Didaktik der Ästhetischen Erziehung. Verlag Isensee, Oldenburg 1981 (97 S., br., 22,- DM)**

Das bewußte Sicheinlassen auf einzelne Medienprodukte und ihre pädagogische Reflexion geriet im Streit um die großen übergreifenden Perspektiven und Zielsetzungen in der Medienpädagogik eine Zeitlang aus dem Blick und gewinnt erst jetzt wieder, nach einer Phase erschreckten Aufwachens über den Faszinationsschwund, den der medienpädagogische Theoriestreit erfahren hat, an Bedeutung. Jens Thieles Buch versteht sich vor diesem Hintergrund als ein Schritt in die Richtung des Wiedergewinnens und Verfügbarmachens der konkreten Medienprodukte.

Gegenüber den ideologiekritischen Analysen der frühen siebziger Jahre haben sich die Zugriffsweisen auf die Gegenstände verändert, hat die theoretische Debatte um die Konzepte ihre Spuren hinterlassen. Thiele macht dies in einem einleitenden Abschnitt deutlich, wenn er die Bedeutung der Produkte und die mit ihnen verknüpften Hoffnungen, Wünsche und Aversionen aus der »Einordnung des Gegenstandes in das Alltagsleben des Kindes mit den wiederkehrenden, aber auch unterschiedlichen Formen der Wahrnehmung, des Verhaltens und Handelns, in ästhetischen wie außerästhetischen Erfahrungsbereichen« (10) ablesen will. Damit spielt er auf den vielbeschworenen, aber leider immer noch allzuwenig eingelösten Paradigmenwechsel in der medientheoretischen Diskussion an, der die alte Fragestellung, was das Fernsehen mit dem Zuschauer mache, durch die Umkehrung, was der Zuschauer mit dem Fernsehen macht, ersetzt. Postuliert man die Einbindung der Produkte in den Alltag der Benutzer als zentral, fordert man die Anknüpfung an die »subjektiven Erfahrungen der Schüler« (9), so muß auch der Gebrauchszusammenhang der Medienprodukte im Alltag in seiner ganz konkreten Erscheinungsweise zum Ausgangspunkt der Untersuchung werden. Thieles Buch geht darauf jedoch viel zu wenig und dann immer nur allgemein ein; es liefert keine konkreten Beobachtungen, wie Kinder Trickfilmserien sehen und was sie mit dem Gesehenen anfangen. Es setzt bei dem Produkt an, liefert eine Produktanalyse und bezieht sie auf die Genregeschichte des Trickfilms. Die Wahrnehmungs- und Rezeptionsaspekte werden aus den analytischen Befunden der Produktanalyse bzw. aus allgemeinen Erkenntnissen der Massenkommunikationsforschung abgeleitet. Das ist mißlich, weil die Rezeption der Serien deshalb häufig nur im Konjunktiv, auf der Ebene der schlußfolgernden Vermutung beschrieben wird (z.B. 68) und die Widersprüche, die in der Beobachtung und Analyse des Gebrauchszusammenhanges zu Tage treten und erkenntnistiftend nutzbar gemacht werden müßten, gar nicht erst debattiert werden.

Diese Diskrepanz zwischen Vorhaben und Ausführung im Buch ist nur dadurch zu erklären, daß die einführende Beschreibung des »Problemfeldes« erst nach der Fertigstellung der Produktanalysen entstanden ist und die inzwischen neue Debatte um die »Kinderkultur« mit ihrer Hervorhebung des Gebrauchszusammenhanges nur noch anspre-

chen konnte, ohne sie methodisch auch wirklich einzulösen. Damit stellt sich Thiele leider selbst ein Bein, denn diese bisher einzigen, ausführlicheren Produktanalysen der Serien »Biene Maja«, »Heidi«, »Pinocchio« sind gerade in der Beschreibung der in Produkten enthaltenen Strukturen sehr informativ. Gerade für den medienpädagogischen Unterricht, der sich mit diesen Serien auseinandersetzen und nicht nur die alten Vorurteile noch einmal vollstrecken will, liefern sie eine Fülle von Ansatzpunkten und konkretes Material. In der Beschreibung der Serienhelden und ihrer psychologischen Mechanismen, der Handlungsdehnung der als Vorlage benutzten literarischen Stoffe, den Prinzipien der Dramatisierung und Komplizierung der Aussagen liegen die Vorzüge des Buches. Die Untersuchung der Bildinszenierungen, der Verniedlichung und der mimischen Überzeichnung bezieht dabei außerdem noch kunstwissenschaftlich/kunstpädagogische Kategorien mit ein.

In den konkreten Analysen liegt auch der didaktische Wert des Buches, das darauf verzichtet, lernzielorientierte Unterrichtsmodelle zu destillieren, und so mit der unsäglichem, weil im Schulalltag wenig sinnvollen Praxis der formalisierten Planung von Unterricht bricht. Der von Thiele propagierten »offenen Form« des Unterrichts entsprechen dann eher die nur Anregung gebenden didaktischen Reflexionen nach den einzelnen Analysen. Schön wäre es gewesen, wenn hier konkrete Beobachtungen und Erfahrungen aus schon praktiziertem Unterricht mitgeteilt oder doch zumindest auf schon vorliegende Berichte über die praktische Bearbeitung von Serienerfahrungen durch Kinder (z.B. über Biene Maja von Lützen in 'Kunst und Unterricht') eingegangen worden wäre. Vielleicht ist aber auch ihre Nichtbeachtung gerade ein Impuls, ungeachtet der schon vorliegenden Erfahrungen die vorzüglichen Detailuntersuchungen, die im Ansatz auch auf andere Zeichentrickserien anwendbar sind, als Anregung für eigene praktische Auseinandersetzungen mit diesen Formen der Medienunterhaltung im Unterricht zu verwenden.

Knut Hickethier (Berlin/West)

**Viehoff, Reinhold: Literaturkritik im Rundfunk. Eine empirische Untersuchung von Sendereihen des Westdeutschen Rundfunks/Köln 1971-1973.** Niemeyer Verlag, Tübingen 1981 (418 S., br., 58,- DM)

Um seinen Hörern literarische Neuerscheinungen näherzubringen, hat der Westdeutsche Rundfunk eine Zeitlang zwei Wege beschritten. Die Sendereihe »Buchbesprechung«, ausgestrahlt im einigermaßen exklusiven Dritten, dem Kultur-Programm, offeriert zu abendlicher Muße einem entsprechend aufnahmebereiten Interessentenkreis längere Rezensionen, meist von ausgewiesenen Kritikern. Anders die »Bücherboutique« (sie wurde 1973 abgesetzt), die zwischen leichter Unterhaltung im Vormittagsmagazin des 2. Programms plazierte war. Sie sollte mit kurzen, überwiegend von Hausautoren verfaßten Beiträgen ein breites Publikum ansprechen, bei dem besondere Aufmerksamkeit nicht ohne weiteres vorausgesetzt werden konnte. Daß die beiden Serien sich in Gestaltung, Auswahl der besprochenen Lektüre, Beurteilungsmaßstäben usw. unterscheiden, wäre anhand der Manuskripte sicher unschwer zu zeigen. Es geht freilich auch anders, empirisch. Diesen Versuch unternimmt die Studie »Literaturkritik im Rundfunk« von Reinhold Viehoff.

Hinter dem nicht gerade kleinlauten Titel verbirgt sich eine Anhäufung von Rechenexempeln, durchgeführt am Beispiel der zwei Hörfunkreihen und auf der Basis von 72 Fragebögen (401), die von Rezensenten des WDR ausgefüllt worden waren. Viehoff verarbeitet diese statistischen Daten zu weit über einhundert teils handlichen, teils bizarren Tabellen und Schaubildern, die u.a. über Religion (110), hypothetisches Wahlverhalten (127) der Mitarbeiter und sogar den sozialen Status ihrer Väter Auskunft geben (124). Noch die belanglosesten Details werden nach Chi-Quadrat-, t-Test oder Polaritätsprofilen aufgelistet. Der methodische Aufwand steht jedoch in auffallendem Gegensatz zur

schmalen empirischen Grundlage. Über die Lage der schreibenden Klassen hat schon vor Jahren der repräsentative »Autorenreport« von Fohrbeck/Wiesand (Reinbek 1972) wesentlich erschöpfendere Informationen geliefert. Viehoffs Miniatur-Demoskopie »über die Bedingungen einer Produktion von literaturkritischen Buchbesprechungen« im WDR (15-252) kommt dagegen über den Rahmen einer betriebsinternen Materialauswertung nicht hinaus.

Die Manuskripte selbst werden vergleichsweise kurz abgetan (253-356). In ein »Strukturgitter« aus den formalisierten Kategorien »Sichtung/Information/Wertung« aufgelöst (257), dienen sie ohnehin nur der Überprüfung, wie die »ermittelten Produktionszusammenhänge tatsächlich mit der literarischen Wertung der Sendereihen bzw. ihrer Autoren vermittelt sind« (253). So gelingt es, die zuvor empirisch gestützten Vermutungen halbwegs reibungslos ins Ziel zu bringen: bei der »Buchbesprechung«, »im kulturkritischen Freiraum des Rundfunk-Feuilletons angesiedelt« (358), überwiegen — dem redaktionellen Konzept entsprechend — autonom entwickelte ästhetische Urteile, die ein interessiertes Publikum voraussetzen, während in der »Bücherboutique« — ebenfalls redaktionellen Leitlinien gemäß und abzielend auf eine andere Hörergemeinde — weniger argumentierende denn suggestive, geschmackliche Beurteilungen dominieren. Damit kann der Nachweis als geglückt gelten, daß sogenannte anspruchsvolle sich tatsächlich von populären Sendungen über Bücher unterscheiden. Fragen nach dem Warum dieses Unterschieds, nach der je besonderen Botschaft von Literaturkritik im Rundfunk und anderem mehr schließt Viehoffs »explorative Studie« (360) aus — das aber immerhin exakt.

Andreas Altenhoff (Marburg)

## Soziologie

In der folgenden Sammelrezension wird versucht zu zeigen, wie die Entstehung der Frauenbewegung die Wissenschaft beeinflusst: Ein veränderter Standpunkt in der Frauenfrage verändert auch die Fragestellungen der Forschung. Um diese Entwicklung darzustellen, haben wir ausnahmsweise auch ältere Bücher in die Besprechung einbezogen, und wir haben — auch dies ausnahmsweise — Zeitschriftenaufsätze aufgenommen.

Autonome Frauenredaktion

**Pfeil, Elisabeth:** Die Berufstätigkeit von Müttern. Verlag J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1961 (440 S., Ln., 78,- DM)

**Myrdal, Alva, und Viola Klein:** Die Doppelrolle der Frau in Familie und Beruf. Verlag Kiepenheuer und Witsch, Köln 1971 (320 S., Ln., vergriffen)

**Ostner, Ilona:** Beruf und Hausarbeit. Die Arbeit der Frau in unserer Gesellschaft. Campus Verlag, Frankfurt/M. 1978 (292 S., br., 29,- DM)

**Beck-Gernsheim, Elisabeth, und Ilona Ostner:** Frauen verändern — Berufe nicht? Ein theoretischer Ansatz zur Problematik von Frau und Beruf. In: Soziale Welt 1978, S.268ff.

**Prokop, Ulrike:** Weiblicher Lebenszusammenhang. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1976 (246 S., br., 8,- DM)

**Schöll-Schwinghammer, Ilona, und Lothar Lappe:** Arbeitsbedingungen und Arbeitsbewußtsein erwerbstätiger Frauen. Campus Verlag, Frankfurt/M. 1978 (105 S. und 86 S. Anhang, br., 19,- DM)

**Weltz, Friedrich, Angelika Diezinger, Veronika Lullies und Regine Marquart:** Aufbruch und Desillusionierung. Junge Frauen zwischen Beruf und Familie. Campus Verlag, Frankfurt/M. 1979 (220 S., br., 24,- DM)

**Eckart, Christel, Ursula G. Jaerisch und Helgard Kramer:** Frauenarbeit in Familie und Fabrik. Eine Untersuchung der Bedingungen und Barrieren der Interessenwahrnehmung von Industriearbeiterinnen. Campus Verlag, Frankfurt/M. 1979 (600 S., br., 56,- DM)



**Stiegler, Barbara:** *Die Mitbestimmung der Arbeiterin. Frauen zwischen traditioneller Familienbindung und gewerkschaftlichem Engagement im Betrieb.* Verlag Neue Gesellschaft, Bonn 1976 (237 S., br., 25,- DM)

**Becker-Schmidt, Regina, Gudrun Axeli-Knapp und Mechthild Rumpf:** *Frauenarbeit in der Fabrik — Betriebliche Sozialisation — als Lernprozeß? Über die subjektive Bedeutung der Fabrikarbeit im Kontrast zur Hausarbeit.* In: *Gesellschaft. Beiträge zur Marxistischen Theorie 14.* Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1981 (283 S., br., 10,- DM)

Das Leben einer erwerbstätigen Frau unterscheidet sich von dem eines ebenfalls erwerbstätigen Mannes vor allem dadurch, daß sie in der Regel nach Feierabend ein 2. Arbeitspensum im Haushalt zu erledigen hat. Auch wenn die Rigidität der Arbeitsteilung im Haushalt, wie es scheint, nachzulassen beginnt, bleibt die Doppelbelastung der erwerbstätigen Frau bestehen. — Weiterhin ist die weibliche Sozialisation an den Anforderungen der Hausarbeit ausgerichtet und weibliches Arbeitsvermögen in Auseinandersetzung mit der Hausarbeit geschult. Auch kommt der Fähigkeit zur Hausarbeit und der Orientierung am Familienbereich identitätsstützende Bedeutung zu, die man nicht zu gering einschätzen darf, auch wenn frau das gerne möchte.

Arbeitssoziologische Untersuchungen über Frauenerwerbsarbeit haben sich lange Zeit nur an der quantitativen Seite der Doppelbelastung orientiert. *Elisabeth Pfeil* ging der Frage nach den Motiven, die zur Arbeitsaufnahme führten, nach und erhob die Einstellungen, die die Frauen zu ihrer Situation haben. Jedoch kann E. Pfeil mit in der Regel zweistündigen normierten Interviews die Vielschichtigkeit und Ambivalenz der Aussagen nicht adäquat erfassen, da die Interviews darauf angelegt sind, Einstellungen zu erfragen, die auf der Oberfläche bleiben müssen, zumal vorher eine Liste denkbarer Motivationen zur Auswahl vorgelegt wurde. Ihr Lösungsvorschlag ist ein phasenartig ablaufendes Leben: Berufstätigkeit bis zur Geburt des 1. Kindes, Hausfrau und Mutterrolle bis die Kinder groß sind und dann erneute Berufstätigkeit, evtl. ein sanfter Einstieg über Teilzeitbeschäftigung. Diese Vorstellung ist in konservative familienpolitische Programmatik eingegangen und hat auch die Lebensplanung vieler Frauen beeinflusst.

Wissenschaftlich ausformuliert wurde dieses Konzept von *Alva Myrdal* und *Viola Klein*. Sie sehen die Hausfrauen in einer unglücklichen Lage: »Im allgemeinen leiden (sie) heute unter der gesellschaftlichen Isolierung und dem Gefühl der Nutzlosigkeit« (293). Dagegen soll die von vornherein fest eingeplante Rückkehr in den schon vor der Ehe erlernten Beruf helfen. Diesem 3-Phasen-Modell liegt die bestechende Idee zugrunde, schwierige Probleme nicht gleichzeitig, sondern nacheinander anzugehen. In der Praxis zeigt sich jedoch, daß dieser Vorschlag an den Problemen vorbeigeht: 1978 hatten 1/4 aller erwerbstätigen Frauen Kinder unter 6 Jahren zu versorgen; viele Frauen sind also nicht in der Lage oder nicht bereit, ihre Erwerbsarbeit solange einzustellen, bis die Kinder in die Schule gehen. In diesem Modell bleibt die Familie die orientierungsleitende Instanz, nach deren Bedürfnissen sich die Erwerbsarbeit der Frau auszurichten hat. Der Beruf kann nicht zu einem relevanten Erfahrungsbereich werden. Seit Ende der 70er Jahre hat sich — nicht zuletzt durch die Diskussionen in der Neuen Frauenbewegung — die Fragestellung verschoben: Nicht mehr das zeitliche Mit- oder Nacheinander von Hausfrauenrolle und Berufsrolle und Ansätze zur Erleichterung der Doppelbelastung stehen im Mittelpunkt, das Hauptaugenmerk wird auf das Spannungsverhältnis zwischen beiden Bereichen gerichtet. Theoretisch grundlegend ist die Arbeit von *Iona Ostner*. Sie untersucht die »typisch weiblichen Formen der Auseinandersetzung mit betrieblichen Strukturen und mit Strukturen der Berufe selbst« (9) und analysiert die Eigenart von Berufsarbeit als Arbeit unter Tauschbedingungen und von Hausarbeit als unmittelbarer Reproduktionsarbeit der Frau, die sich mit der traditionellen bäuerlichen Arbeitsweise vergleichen läßt. Bei der Gegenüberstellung beider Formen von Frauenarbeit werden deren strukturelle Unterschiede deutlich:

- Naturverbundenheit versus Naturbeherrschung
- Naturgebundene Zeit versus Zeitökonomie
- Fehlen von Freizeit versus Existenz von Freiheit
- Diffuse Ganzheit der Arbeit versus spezifische Detailarbeit
- Konkretes Erfahrungslernen und Erfahrungswissen versus berufliches Spezialwissen und abstrakte Ausbildung

*Elisabeth Beck-Gernsheim* und *Ilona Ostner* bringen diese Unterschiede auf die prägnante Formel, die auch in ihrer Umkehr zutreffend ist: »Was die Hausfrau im Haushalt braucht, schadet ihr im Beruf« (276). Auf dieses Spannungsverhältnis zwischen Hausarbeit und Berufsarbeit lassen sich die Schwierigkeiten der Frauen in beiden Arbeitsbereichen zurückführen. *Ulrike Prokop* prägte den Begriff »Weiblicher Lebenszusammenhang«: das sind zunächst die Tätigkeiten und Beziehungen der Frauen im Bereich der individuellen »Reproduktion« (auch die berufstätige Frau bezieht sich darauf) also in Haushalt, Familie, Erziehung und Geselligkeit. Sie insistiert darauf, daß die unterprivilegierte Situation der Frau im Beruf *auch* das Ergebnis bestimmter Arten des Arbeitens und der Erfahrung im weiblichen Leben ist. Sie führen zu einem eigentümlichen Vakuum in der Selbstdefinition der berufstätigen Frau, die sich uneingeschränkt weder als Hausfrau noch als Berufsarbeiterin definieren möchte.

Nur zögernd findet die Frage nach dem Zusammenhang von Haushalt und Erwerbsarbeit Eingang in die empirische Forschung. Untersuchungen, die diesen Ansatz verfolgen, arbeiten mit einem methodisch verfeinerten Instrumentarium. Wichtigste Erhebungsmethode ist dabei neben Experteninterviews und Arbeitsplatzbeobachtung das höchstens noch halbstandardisierte Interview zur Erhebung der Rahmendaten und sonst das freie Intensivinterview, das lebensgeschichtlich angelegt ist.

Die beiden Studien des Göttinger Soziologischen Forschungsinstituts (SOFI) verstehen Arbeit primär als Erwerbsarbeit, die Hausarbeit klammern sie weitgehend aus. Die interviewten Frauen sehen und benennen klar die Probleme, die die mehrfache Belastung durch Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kindererziehung mit sich bringen, jedoch wollen sie nicht mit einer Nur-Hausfrau tauschen. »Ihre generelle Einstellung zur Erwerbsarbeit ist wesentlich vom Grade der häuslichen Belastung abhängig.« (96) Aber obwohl sie unter eher ungünstigen Bedingungen an typischen Frauenarbeitsplätzen arbeiteten, erschien 60% von ihnen ihre Situation günstiger als die von Nur-Hausfrauen. Als Gründe dafür gaben sie neben der finanziellen Seite den »öffentlichen« Charakter ihrer Tätigkeit an, der ihnen soziale Kontaktmöglichkeiten eröffnet und ihre Fähigkeiten nicht nur auf den häuslichen Bereich begrenzt. In der ebenfalls im Rahmen des Göttinger SOFI durchgeführten Untersuchung von *Friedrich Weltz u.a.* wird anhand von verschiedenen qualifizierten Frauenberufen nachgewiesen, wie die widersprüchliche Komplementarität von Familie und Berufswelt geradezu eine Voraussetzung des betrieblichen Einsatzes von Frauen ist, die sich ein Unternehmen zunutze machen kann.

*Christel Eckart*, *Ursula G. Jaerisch* und *Helgard Kramer* vom Institut für Sozialforschung in Frankfurt gehen in ihrer Studie von einem weiter gefaßten Begriff von Arbeit aus, der explizit Hausarbeit mit umfaßt. Dadurch können die Autorinnen verschiedene Facetten des spannungsreichen Verhältnisses beider Formen von Frauenarbeit erfassen. Sie kommen zu dem Ergebnis, daß Hausarbeit für Frauen in der Regel die »identitätssichernde Stütze gegen den Fabrikalltag« (579) darstellt, jedoch finden sie auch einen Teil Frauen, die mehr Gewicht auf die sozialen Erfahrungen legen, die ihnen Fabrikarbeit ermöglicht. Hier wie auch in den beiden Studien des SOFI wird ein klarer Zusammenhang zwischen beruflicher Qualifikation und Berufsorientierung deutlich. Frauen, die aufgrund ihrer Berufsausbildung und -erfahrung eine verantwortungsvolle Tätigkeit ausüben, die ihnen Entscheidungs- und Dispositionsspielräume gibt, berücksichtigen bei persönlichen Entscheidungen die Belange des Berufslebens in weitaus stärkerem Maße

und setzen sich mehr für Veränderungen an ihrem Arbeitsplatz ein als Frauen an unqualifizierten Arbeitsplätzen. Durch die Miteinbeziehung der Hausarbeit in ihrer Untersuchung konnten die Frankfurter Sozialforscherinnen die Vielfalt der verschiedenen Familienformen und der dadurch bedingten unterschiedlichen (Haus-)Arbeitsanforderungen und -belastungen herausarbeiten, und die davon abhängige unterschiedliche Wahrnehmung der Fabrikarbeit. Für junge Frauen ist in der Regel Fabrikarbeit ein Mittel, einen gewissen Lebensstandard zu erreichen bzw. zu erhalten. Die subjektiv erwartete Aussicht auf Befreiung von Fabrikarbeit durch Übernahme von Haushalts- und Mutterpflichten läßt die Belastungen der Erwerbsarbeit als vorübergehende erscheinen. Die Situation der Mütter wird durch die Vielzahl quer zueinander liegender Anforderungen als besonders belastend erlebt. Ein Ausweg oder wenigstens eine Entlastung in dieser Situation scheint nur mit individuellen Arrangements möglich; Entgegenkommen seitens der Vorgesetzten wird als persönliche Auszeichnung verstanden, die man durch Wohlverhalten beantworten muß. Von den Frauen mit erwachsenen Kindern sowie unter Alleinverdienenden mit oder ohne Kindern wird noch am ehesten die Arbeit als identitätsstützend erlebt; diese Frauen sind dann auch eher bereit, sich für eine Veränderung ihres betrieblichen Umfeldes einzusetzen. Die Heterogenität der Lebenssituationen der Arbeiterinnen ist so stark, daß sie zur nahezu unüberwindbaren Barriere für eine gemeinsame Interessenvertretung im Betrieb wird, was durch die vorherrschende Familienorientierung noch verstärkt wird.

In ihrer psychologischen Untersuchung zum Interessenvertretungsverhalten von Arbeiterinnen kam *Barbara Stiegler* zu dem Ergebnis, daß die Bereitschaft von Frauen, sich für betriebliche Belange einzusetzen, umso größer ist, je weniger ihr Leben traditionellen Rollenzuschreibungen verpflichtet ist und je mehr sie von geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung befreit sind. In dem gerade abgeschlossenen DFG-Projekt unter der Leitung von *Regina Becker-Schmidt* zur Arbeitssituation lohnabhängiger Mütter steht der Zusammenhang von Fabrikarbeit und Hausarbeit im Mittelpunkt der Forschungsarbeit. »Wir gehen davon aus, daß Erwartungen, Bedürfnisse und Ängste, die die Beziehung zu Arbeit mitbestimmen, unterschiedlichen Bezugssystemen innerhalb des gesamten Lebenszusammenhanges entstammen: biographischer Hintergrund, bisherige Berufserfahrung, gegenwärtige Familiensituation. Die subjektive Bedeutung der Fabrikarbeit kann sich daher aus einer bloßen immanenten Analyse der Erfahrung in der Produktionssphäre nicht erschließen. In der Gewichtung der Erfahrungsbereiche Fabrik-Familie machen sich wechselseitig Kontrasterfahrungen geltend« (52ff.). *Becker-Schmidt u.a.* heben dabei explizit hervor, daß auch unter den repressivsten Arbeitsbedingungen Fabrikarbeit nie ausschließlich unter negativen Vorzeichen gesehen wird. »Mangelerfahrung und Defizite aus der häuslichen Situation führen dazu, daß die Fabrikarbeit oder einzelne ihrer Dimensionen gegenüber der Hausarbeit aufgewertet werden.« (56) Die befragten Frauen heben hervor, daß ihnen Fabrikarbeit die Partizipation an einem gesellschaftlichen Erfahrungs- und Betätigungsfeld ermöglicht, das ihnen Kommunikations-, Lern- und Bestätigungschancen bietet, die die Hausarbeit ihnen versagt.

Die neueren Forschungen zur Frauenarbeit, vor allem die Arbeiten von *Christel Eckardt u.a.* sowie *Regina Becker-Schmidt u.a.* haben traditionellen industrie-soziologischen Untersuchungen (das sind in der Regel Untersuchungen zur Industriearbeit von Männern) voraus, daß es ihnen gelingt, auch methodisch die Lebenssituation von Arbeiterinnen ein Stück mehr als Ganzheit zu erfassen. Dennoch bleiben immer noch, nicht zuletzt aus forschungspraktischen Überlegungen, manche Bereiche, wie Wohnen und Freizeit, ausgeklammert. Diese Ganzheit zu erfassen ist notwendig, denn: '8 Stunden sind kein Tag' galt für Frauen schon immer in ganz besonderer Weise.

Bärbel Clemens (Hannover)

**CSE Microelectronics Group: Microelectronics. Capitalist Technology and the Working Class.** CSE Books, London 1981 (148 S., br., 2.95£)\*

Es ist nichts Neues mehr, daß Mikroelektronik enorme Arbeitslosigkeit bewirkt, obgleich die meisten Organisationen keine Übereinstimmung darüber erzielen, ab wann genau und wieviel. Weniger selbstverständlich sind die voraussichtlichen Konsequenzen für die Organisation der Lohnarbeit, die nach der Verwüstung durch den 'chip' zurückbleibt, und die Gründe für die Einführung der neuen Technologie. Daher ist die Veröffentlichung eines Buches besonders zu begrüßen, das gerade solche Fragen zu beantworten versucht und zugleich die Falle vermeidet, die Technologie von einem weitergehenden politischen Verständnis der kapitalistischen Funktionsweisen zu trennen.

Microelectronics: Capitalist Technology and the Working Class von der Conference of Socialist Economists' Microelectronics Group behandelt nicht nur die Frage, wem diese Technologie nutzt, in dem Sinne, ob die Arbeiterklasse eine kürzere Arbeitszeit anstelle des Arbeitsplatzverlustes erringen kann, sondern auch das Problem, wie die Automatisierung zur Ausweitung des Arbeitsinhaltes statt zur gleichzeitigen Dequalifizierung und Vervollkommnung der Management-Kontrolle über die Arbeiter entwickelt werden kann.

Die CSE Gruppe hat sich selbst eine ehrgeizige Aufgabe gestellt: Die Kapitel umfassen die Technologie selbst, ihre Anwendung im Büro, in Banken und beim Staat und bei verschiedenen Fertigungsmethoden, und die Frage alternativer Gestaltung. Kollektiv zu schreiben ist bereits hart, wenn der Gegenstand sehr eingegrenzt ist. Bei der vorliegenden Weite des Untersuchungsfeldes war es unvermeidlich, daß sich das Werk manchmal widersprüchlich liest. Der »Kitt«, der für den Zusammenhalt hergestellt wurde, kann in der Einleitung gefunden werden: »Das Kapital hat das Bedürfnis, das Kommando über den Arbeitsprozeß wiederzugewinnen und die Produktivität zu erhöhen, um die Profite zu steigern; Technologie spielt in diesem Prozeß eine Schlüsselrolle«.

Es ist gefährlich, jede Anwendung der Mikroelektronik auf einen Unternehmerversuch zurückzuführen, Kontrolle und Produktivität zu erhöhen. Nicht weil die Analyse das Ziel allzusehr verfehlen würde, sondern weil eine dauernde Versuchung der Sozialisten gefördert werden kann: Management-Strategien mit einer Kohärenz und einer Wirksamkeit ausgestattet zu sehen, die sie oftmals nicht haben, und über Widersprüche und Spaltungen innerhalb der Belegschaften hinwegzugehen.

Die CSE Microelectronics Group vermeidet die häufigste Verzerrung in linken Analysen — die der Ignorierung der Geschlechtertrennungen. Sie setzen sich damit auseinander, wie patriarchalische Verhältnisse in den Büros dazu beitragen, die Rolle der weiblichen Bürokräfte als persönliche Dienerin zu stützen. Dieser Zusammenhang wird gezeigt als ein Haupthindernis für die Unternehmenspläne, das Büro zu rationalisieren und die Arbeit der Angestellten zu intensivieren. Einzig durch die erzwungene Trennung von Sekretärin und Chef — wogegen beide Seiten Einwände haben können — könnten die Unternehmerträume von einem elektronischen Büro Wirklichkeit werden. Ein Angriff auf die weibliche Subkultur im Büro, durch den versucht würde, Frauen der sozialen Seite ihrer Lohnarbeit zu berauben, könnte leicht zum Bumerang werden. Gestiegene Produktivität würde dann um den Preis einer rebellierenden Belegschaft erzielt. In der Erkenntnis, daß Frauen am Arbeitsplatz einen größeren Kampfgeist in bezug auf die Arbeitsbedingungen als in bezug auf die Löhne entwickeln, formulierte Audrey Wise: »Frauen nehmen den Kampf auf, um menschlich zu bleiben.« Frauen sind so sozialisiert, daß sie sich selbst nicht hauptsächlich als Geldverdienerin sehen. Männliche Gewerkschafter rechtfertigen damit häufig ihre Ansicht, Frauen seien an Gewerkschaftsan-

\* Die Rezension erschien zuerst in Marxism Today, June 1981, S.30/31 und wurde von Thomas Waldhubel übersetzt.

gelegenheiten uninteressiert. Aber eben die Weigerung der Frauen, die Spielregeln zu akzeptieren, oder ihre Unkenntnis der Formen, in denen kollektive Verhandlungen gewöhnlich stattfinden, kann einen Raum schaffen, in dem Fragen nach der Kontrolle der Produktion gestellt werden können.

Das Werk endet mit einer kurzen Bemerkung zur Systemgestaltung: »Mikroelektronik kann einen Teil der Anlage unabhängig von anderen Maschinen kontrollieren ... Arbeit könnte demokratischer eingerichtet werden, weniger zentralisiert und weniger hierarchisiert ... Es ist möglich, über Qualifikationstypen und Arbeitskontrolle auf jeder Stufe in der Hierarchie zu *verhandeln*, um auf diese Art ein Großteil der Hierarchie selbst zurückzudrängen.« Das Buch wurde zu schnell publiziert, als daß es die Antworten der Gewerkschaften auf die technologischen Innovationen hätte behandeln können. Aber es ist offensichtlich, daß die Gewerkschaften eher versuchen, den status quo zu verteidigen und an jedem einzelnen Arbeitsplatz festzuhalten. Die Hierarchie von Qualifikationen und Macht in Frage zu stellen, ist eine ungeheure Aufgabe, umso mehr als sie auch auf der Geschlechtertrennung basiert — wogegen die Arbeiterbewegung kaum beanspruchen kann, immun zu sein.

Das Buch macht die Qualifikationen und die Kontrolle zum Angelpunkt. Gerade deswegen ist es schade, daß es eine Unentschiedenheit in der Frage der Beteiligung der Gewerkschaften an der alternativen Gestaltung aufweist. Beispielsweise scheint in dem Kapitel zu Fiat argumentiert zu werden, es sei für die Gewerkschaftsvertreter gefährlich, bei der Einführung neuer Technik eine aktive Rolle zu spielen, weil es sie dazu verleiten kann, die Perspektive der Unternehmer zu übernehmen und sich von der Belegschaft zu trennen: »Die Gewerkschaftsvertreter entwickelten eine neue Sprache, 'Technisch', wodurch sie und ihre Absichten sich von den Arbeitern in den Fabrikanlagen ablösten ... Der einzige Grund dafür, daß Fiat diese Automation eingeführt hat, lag in der Absicht, die Kontrolle der Gewerkschaften in den Werken zu brechen.« (91) An anderer Stelle wird argumentiert, die Gestaltung und Ausführung (Implementierung) der auf Mikroelektronik basierenden Systeme könne nicht den Software-Häusern oder Unternehmen überlassen werden. Im ganzen tendiert das Buch dazu, die Frage zu übergehen, wie alternative Gestaltungen entwickelt und angewandt werden können, ohne daß Gewerkschaften und Arbeiter der Gefahr erliegen, »kooptiert« und unterworfen zu werden. Auf jeden Fall sind diese Diskussionen kontrovers und Forschung und Debatte müssen mehr Raum einnehmen, damit angemessene Strategien entwickelt werden können. Es wäre kaum materialistisch, sich vorzustellen, daß eine so rasche Publikation die definitive Analyse enthält. Angesichts der wachsenden Bedeutung der Probleme ist es ermutigend, daß sich das Buch als populär erweist, es gibt bereits einen Nachdruck und eine zweite Ausgabe ist beabsichtigt. Eine breite Leserschaft zu erreichen, war augenscheinlich erste Absicht der Gruppe: Das Buch ist in einer klaren und zugänglichen Sprache geschrieben. Seine Verbreitung wird vermutlich die Gruppe ermutigen, ihre Arbeit fortzusetzen, wofür sie unser aller begehrteste Zustimmung findet. Eileen Phillips (London)

**Weber, Claudia: Rationalisierungskonflikte in Betrieben der Druckindustrie. Campus Verlag, Frankfurt/New York 1982 (288 S., br., 48,- DM)**

Das Buch war auf mehrfache Weise eine Provokation für mich. Es kam auf meinen Schreibtisch, gerade nachdem Detlef Hensche mich der »bemerkenswerten Oberflächlichkeit« (vgl. Mitbestimmungsgespräche, 4/82; vgl. auch meinen Aufsatz in diesem Heft) geziehen hatte. Der Stachel saß. Wann graben wir je tief genug? Ist »Oberflächlichkeit« nicht zugleich schärfste Kritik wie notwendige Praxis? Aber hier in einem dicken Buch allein über Rationalisierungskonflikte im Druckbereich, hier mußte ich alle die wertvollen Informationen finden, die ich bislang übersehen hatte. In dieser Hinsicht war das Buch aufregend für mich: Ich hatte die vorsichtig formulierten Befürchtungen

geäußert, es hätte die Druckgewerkschaft allzu sehr das Wohl der männlichen Facharbeiter im Auge und könne auf diese Weise für Frauen nichts bringen und so auf Dauer auch keinen Beitrag leisten für eine gemeinsame Arbeitskultur, einen gemeinsamen Kampf. Hier liefert Weber Belege und Analysen in Fülle. Die Zentrierung auf die männlichen Facharbeiter ist kein bloßer Effekt einer bestimmten Politik, würde sie formulieren, sondern explizites Vorhaben.

Im Projekt Automation und Qualifikation diskutierten wir mehrere Stunden darüber, ob meine schriftliche Äußerung, Schriftsetzer seien »privilegiert«, nicht zurückgenommen werden müßte. Schließlich seien Privilegien von oben verliehene Sonderrechte, die besseren Bedingungen der Setzer und Drucker gegenüber anderen Facharbeitern hingegen Resultat von Kämpfen gegen Unternehmer. Schließlich einigten wir uns, daß der Begriff *Privileg* auch dann sinnvoll sei, wenn er darauf verweise, daß Sonderrechte einer Gruppe nur durch *besondere* Unterstützung der anderen in Richtung auf eine allgemeine »Gleichheit« ausgeglichen werden könnten. So wird dieses Problem seit den 60er Jahren im Bildungsbereich mit dem Begriff des Bildungsprivilegs artikuliert. Eine Gruppe mit Sonderrechten sind die Drucker, da durch die günstigere Eingruppierungsstruktur ihr Durchschnittseinkommen das der Industrie insgesamt um 6,1% übertraf: »Die IG Druck und Papier konnte den männlichen Facharbeitern bis in die Mitte der siebziger Jahre die Spitzenposition in der industriellen Lohnskala sichern und als eine der ersten Gewerkschaften die 40-Stunden-Woche (1965) durchsetzen. Auch hinsichtlich anderer tariflicher Leistungen (Urlaub, 13. Monatsgehalt und zusätzliches Urlaubsgeld) kam ihr eine Vorreiterrolle zu.« (28) Allerdings rückten die Arbeiterlöhne im Druckbereich in den 70er Jahren insgesamt vom 2. Rang hinter die Mineralölverarbeitung auf den 5. Platz. Die Differenz zwischen Frauen- und Männerlöhnen (durchschnittlich zwei Drittel) ist in der Druckindustrie größer als im Durchschnitt.

Groß war mein Erstaunen, als ich mich von Claudia Weber belehren ließ, daß es sich bei den Vorteilen der Drucker/Setzer zum Teil um Privilegien im alten Sinne handelte. Der 1866 gegründete Buchdruckerverband ging mit dem 1869 gegründeten Buchdruckerverein (Arbeitgeberverband) eine Art Tarifgemeinschaft ein, »konzipiert als gemeinsame und dauerhafte Organisation zur Tarifierung aller Arbeitsbedingungen mit entsprechenden Kontroll- und Schlichtungsorganen« (31). Bereits 1873 wurde ein erster Tarifvertrag geschlossen; dabei war die Gewerkschaft »insbesondere auch an der Verknappung des Arbeitskräfteangebots durch Regulierung der Zugangsbedingungen zu Ausbildung und Beschäftigung interessiert (in Form sogenannter 'Lehrlingsskalen' und Besetzungsvorschriften)« (32). »Die Buchdruckertarife galten bis 1906 ausschließlich für männliche Facharbeiter (Setzer, Drucker, Stereotypeure), erst danach wurden die Hilfsarbeiter in den Tarifverträgen berücksichtigt. Die graphischen Hilfsarbeiter hatten (seit 1898) eigene Verbände, waren aber in ihrer Verhandlungs- und Vertragspolitik viel weniger erfolgreich.« (32) »Frauen wurden erst 1920 zugelassen.« (33) »Seinen 'reinsten' Ausdruck fand der Tarifgemeinschaftsgedanke jedoch im 1906 geschlossenen Organisationsvertrag: Dieser Vertrag sah vor, daß die Mitgliedsfirmen des Arbeitgeberverbandes nur Mitglieder des Buchdruckerverbandes beschäftigen und umgekehrt die Gewerkschaftsmitglieder nur in tarifgebundenen Firmen, Mitgliedern des Arbeitgeberverbandes, arbeiten sollten ... In der Ausgestaltung des skizzierten umfangreichen Tarifvertragssystems kam jene *pragmatisch-reformistische* Grundorientierung gewerkschaftlicher Politik zum Ausdruck, die dem Buchdruckerverband von Anfang an eigen war und die er trotz immer wiederkehrender Kritik aus dem revolutionär-marxistischen Lager konsequent beibehielt.« (32f., Herv. im Original) So bietet Webers Buch eine knappe, doch gut belegte Geschichte der Lage der Drucker und der Politik ihrer Interessengemeinschaft.

Für die heutige Politik kommt Weber zu dem Ergebnis, daß sich die Gewerkschaft

mit dem neuen RTS-Tarifvertrag in schwierige Handlungsprobleme verwickelt. »Der Vertrag führt sogar zu neuen Differenzierungen, weil er — als Folge der 'Entkopplung' — das Prinzip 'gleicher Lohn für gleiche Arbeit' verletzt: In der betrieblichen Realität werden identische Arbeiten unterschiedlich bezahlt, weil umgeschulte oder umgesetzte RTS-Anspruchsberechtigte ihre 'Besitzstände' mitbringen. Es ist schon jetzt abzusehen, daß sich daraus in einzelnen Abteilungen eine anarchische Lohnstruktur entwickeln wird, die schwer zu legitimieren sein dürfte und nicht gerade zur Vereinheitlichung der Interessen beiträgt. Sie stellt eine Einbruchstelle für 'moderne' Lohnleistungssysteme dar, für die verschiedenen Methoden 'analytischer' Arbeitsplatz- und Leistungs(Persönlichkeits)bewertung.« (46) In erster Linie ist das Buch eine empirische Arbeit über Konfliktbearbeitungsmuster heute. Die methodischen Überlegungen zur empirischen Arbeit waren das zweite Beeindruckende für mich. Sehr klar formuliert und theoretisiert Weber das Dilemma jeder empirischen Forschung: entweder mit theoretischen Voraussetzungen zu arbeiten, die die einzelnen Menschen als vollständig determiniert von den Verhältnissen begreifen und von daher besserwisserisch im voraus abzuzielen, was empirisch erst erhoben werden sollte (vgl. dazu auch den methodischen Teil im Argument-Sonderband 43, Automationsarbeit: Empirie I der Projektgruppe Automation und Qualifikation, S. 54-63); oder man behandelt den einzelnen umgekehrt als Herren über alle Handlungen, die dann letztlich von den gesellschaftlichen Verhältnissen ganz unberührt gedacht werden müssen. Zwischen Determination und Willkür gilt es, einen Weg zu finden, der fruchtbare empirische Sozialforschung ermöglicht. Das ist in der Tat das Thema, das zumindest den Marxisten unter den Sozialforschern unter den Nägeln brennt. »Die Annahme, daß Bewußtsein und Handeln letztlich von der Arbeits- und Lebenssituation geprägt sind, ist nur dann zulässig, wenn die Arbeits- und Lebenssituation selbst als Ergebnis, Niederschlag einer 'bewußten' Auseinandersetzung mit vorgefundenen Existenzbedingungen begriffen und in der vorgeschlagenen Weise um ihre *nicht*-aktuellen, *nicht*-industriellen Bezüge erweitert wird.« (54, Hervorh. im Original)

Der dritte erstaunliche Aspekt an diesem Buch war für mich der empirische Teil selbst. Nach der sorgfältigen Vorarbeit auf historischem, ökonomischem, politischem und arbeitstechnischem Feld (man kann in diesem Buch eine sorgfältige Beschreibung aller berufsgruppenspezifischen Funktionen aus dem Druckbereich finden, vgl. 63-83) und skrupulösen methodischen Vorüberlegungen hätte ich eine aufregende Empirie erwartet. Stattdessen ist dieser mehr als die Hälfte des Buches einnehmende Teil überaus ermüdend. Die Autorin gliedert die Beschäftigungsgruppen zunächst nach nachvollziehbaren Merkmalen wie Angelernte, Facharbeiter, unterteilt danach, ob sie ihre Position durch die neue Technologie verbessern konnten (aufgestiegen/abgewertet), und schließlich, ob es sich um Arbeitende handelt, die ihren Lebenssinn in der Arbeit suchen oder woanders (Hausfrauen, Landwirte). Diese letzte Unterteilung ist zwar ein wenig starr, handelt es sich bei der Frage des Lebensschwerpunktes doch um eine Größe, die ständiger Veränderung und Entwicklung unterliegt, jedoch scheint mir die Unterscheidung an sich für eine erste Annäherung an die Empirie brauchbar. Für die eigentliche Untersuchung der Verarbeitungsmuster zieht sie Kategorien, »thematische Schwerpunkte und die Interpretationsrichtung« von Sabel u.a. heran (1978: Arbeitsmarktstrukturen und Konfliktpotentiale). Sie gliedert nach der Wahrnehmung der alltäglichen Arbeitssituation, der Rationalisierung, der Streiksituation, nach Zielsetzungen in Alltagskonflikten usw. Die unterscheidenden Fragen sind interessant, verlieren aber an Interesse, liest man sie über mehr als 100 Seiten immer neu von Person zu Person beantwortet, wobei sich die »Kommentare« zu den Interviewteilen auf eine Art Zusammenfassung der Redebeiträge der Arbeiter beschränken.

Ich glaube nicht, daß solche ermüdenden Wiederholungen ein notwendiges Moment empirischer Sozialforschung sind. Vielmehr scheint mir, daß im vorliegenden Fall eine

wirkliche Tugend der Autorin, daß sie vorhandene Produktivkräfte benutzt (hier die kategorialen Vorarbeiten von Sabel u.a.), zugleich ihre Fessel ist. So gerät ihr die Wirklichkeit zur Bestätigung und Illustration eines Beobachtungsrahmens.

Nach 10 Jahren eigener empirischer Sozialforschung möchte ich vorsichtig formulieren: 1. daß Empirie, von der ich zu Beginn meines Studiums glaubte, sie sei nur eine Art Hilfswissenschaft im Vergleich zur hohen Theorie, das Schwierigste überhaupt ist, das wir theoretisch leisten können und daß 2. wohl keine Untersuchung, die überhaupt eigene Erkenntnisse gewinnen will, darum herumkommt, im Verlauf ihrer Empirie *neue* Begriffe und Theoreme zu entwickeln, ja, daß hier Wissenschaft erst anfängt. Die Zusammenarbeit mit schon vorliegenden Untersuchungen, ihren Kategorien und Theoremen wäre dann eine fortwährende Kritik. Kritik nicht, um die anderen aus dem Feld zu schlagen, sondern um bessere Einsichten zu gewinnen auf der Suche nach Bedingungen, unter denen die Menschen glücksfähig leben können. Frigga Haug (Berlin/West)

## Geschichte

**Köhler, Henning: Geschichte der Weimarer Republik. Colloquium Verlag, Berlin/West 1981 (96 S., br., 12,80 DM)**

Angesichts der Riesenfülle von Literatur zur Geschichte der Weimarer Republik wächst das Bedürfnis nach knappen Übersichtsdarstellungen. Auch sind sachliche Schilderungen gefragt, die der zunehmenden subjektiven Willkür bei der Geschichtsinterpretation entgegenwirken. Mit Recht beklagt sich Köhler über die »thesenhaft verkürzte Betrachtungsweise«, die beispielsweise Michael Salewski veranlaßt hätte, in der Wochenzeitung »Das Parlament« (B 2/80) von einem Weimarer Revisionssyndrom zu schreiben. Hier werde die völlig überspitzte These vertreten, »der Untergang der Weimarer Republik habe sich geradezu zwangsläufig daraus ergeben, daß die von allen Regierungen betriebene Politik der Revision des Versailler Vertrages und vor allem die Erfolge dieser Politik die Existenz der Republik selbst in Frage stellten« (7).

Köhler verfolgte aber nicht nur — wie er selbst meint — »ein bescheideneres Ziel«, nämlich die Voraussetzung für ein vertieftes Verständnis dieser Epoche zu schaffen; er ist schon vom Ansatz her nicht in der Lage, dieses Ziel zu erreichen. Offenkundig ohne eigene Forschungsarbeit hat er aus der von ihm für wesentlich gehaltenen Literatur viele überholte und die Geschichte verfälschende Standpunkte übernommen und so ein Bild von der Weimarer Republik gezeichnet, das konservativen Klischeevorstellungen entspricht. Man sehe sich nur die Behandlung des Endes von Weimar an. Die entscheidende Frage lautet hier: Wer hatte ein Interesse an der Beseitigung der demokratischen Errungenschaften der Novemberrevolution und der Errichtung der faschistischen Diktatur?

Köhler stellt sich eindeutig auf die Position derer, die wie der amerikanische Wirtschaftshistoriker Turner jr. nichts unversucht lassen, um den Zusammenhang zwischen Kapitalismus und Faschismus zu verwischen. Er bestreitet insbesondere, daß die Schwerindustrie ein Interesse an faschistischen Entwicklungen und Bewegungen gehabt hätte. Angeblich habe »die ernsthafte Forschung bisher ergeben, daß das Spendenaufkommen viel geringer und viel weiter gestreut war, als behauptet, eine zielbewußte Förderung also nicht stattgefunden hat« (88). Angesichts der sorgsam Verschleierte von Zuwendungen an die NSDAP und des großindustriellen Interesses an einer deutschnationalen »Bremsen« kann man zweifellos streiten, welche Partei das meiste bekommen hat. Aber man braucht nur zu lesen, was Thomas Trumpf über die nachweisbare »Finanzierung der NSDAP durch die deutsche Großindustrie« in der Erdmannschen Zeitschrift »Geschichte in Wissenschaft und Unterricht« (4/1981) zusammengetragen hat, um die Haltlosigkeit der Köhlerschen Rehabilitierungsversuche zu erkennen.



Noch greifbarer wird seine Ignoranz bei der Behandlung der Novemberpetition von 1932 an Hindenburg für die Berufung Hitlers zum Reichskanzler. Köhler weiß natürlich, daß es sich hierbei um ein Schlüsseldokument handelt. Er versucht deshalb, die Unterzeichner als Randfiguren des Monopolkapitals erscheinen zu lassen: »Es ist bezeichnend, daß auch hier die großen Namen der Industrie fehlen.« (88) Dabei traten Fritz Thyssen und Hjalmar Schacht nicht nur offen für Hitler ein — was Köhler nicht verschweigen kann —, sondern hatten auch ihre Unterschrift unter die Eingabe gesetzt. Waren das keine »großen Namen«? Vor allem aber wurde durch die von Köhler nicht ernstgenommene Forschung längst der dokumentarische Nachweis erbracht, daß die führenden Ruhrindustriellen Albert Vögler, Paul Reusch und Fritz Springorum »grundsätzlich voll und ganz auf dem Boden der Eingabe stehen, aber nicht zu unterzeichnen wünschen, da sie politisch nicht hervortreten wollen.« Ähnlich verhielten sich auch andere Großindustrielle. »Die Tagung des Langnamvereins« der Ruhrindustrie im November 1932 ergab — so wurde nach Berlin berichtet — »anlässlich der zwanglosen Unterhaltung die überraschende Tatsache, daß fast die gesamte Industrie die Berufung Hitlers, gleichgültig unter welchen Umständen, wünscht.« Derartige Dokumente sind längst veröffentlicht, unter anderem in dem von Köhler verzeichneten Buch von Wolfgang Ruge »Deutschland von 1917 bis 1933«. Er hat sie aber nicht zur Kenntnis genommen, weil sie nicht in seine Konzeption passen. »Vollends abwegig« wäre nach Köhlers Meinung »die Vorstellung, die Schwerindustrie habe Hitler an die Macht bringen wollen, um dadurch Arbeitsbeschaffung durch Aufrüstung in Gang zu setzen.« Die Herstellung von Panzern hätte völlig außerhalb des Gesichtskreises der Schwerindustrie gelegen (88). Hier sind bereits die Grenzen der Ignoranz überschritten. Man kann doch schlecht annehmen, daß Köhler auch die Anklagereden und die Beweisdokumente der amerikanischen Juristen in Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen nicht kennt. Warum wurde denn Krupp zu den Hauptkriegsverbrechern gezählt? Weshalb gab es Nachfolgeprozesse gegen IG Farben-, Flick- und Krupp-Direktoren?

Wenn sich all das auf nur einer einzigen Seite findet, kann man sich leicht ausrechnen, was noch zu dem Buche zu sagen wäre. Neben zahlreichen Fehlern stößt man auf groteske Banalitäten. Nur ganz wenige Beispiele. Der »politisch unerfahrene« Prinz Max von Baden »war jedoch nicht etwa vom Kaiser, sondern von den Mehrheitsparteien des Reichstages berufen worden« (8). Diesen staatsrechtlichen Unsinn hat noch niemand seinen Lesern anzubieten gewagt. Die eigentliche Ursache für Eberts Tod sei nicht die Blinddarmentzündung, sondern das Urteil eines Magdeburger Gerichts gewesen, das die Beteiligung am Januarstreik von 1918 im strafrechtlichen Sinne Landesverrat genannt hätte (49). Das kurzfristige Verbot der SS im Frühjahr 1932 wäre »in der Tendenz eine grundsätzliche Weichenstellung« gewesen (77). Die KPD hätte bei der Absetzung der preußischen Staatsregierung am 20. Juli 1932 auf der Seite der Feinde von der SPD gestanden (82). Bei solchen mangelhaften Kenntnissen und offenkundigen Fehlurteilen verwundert es nicht, wenn Köhler abschließend als seine »hypothetische Folgerung« den Schluß zieht: »Wenn Hitler nicht so sträflich unterschätzt worden wäre, wenn man halbwegs geahnt hätte, was der Regierungsantritt dieses Mannes bedeutete, wären die Überlegungen über das Ende der Weimarer Demokratie müßig.« (92) Da kann man nur sagen, wer auf dieser Basis zu einem vertieften Verständnis der Weimarer Republik gelangen will, der strandet mit Sicherheit.

Joachim Petzold (Berlin/DDR)

**Becker, Josef, und Klaus Hildebrand (Hrsg.): Internationale Beziehungen in der Weltwirtschaftskrise 1929-1933. Referate und Diskussionsbeiträge eines Augsburger Symposiums 29.3. bis 1.4.1979. Verlag Ernst Vögel, München 1980 (451 S., br., 38,- DM)**  
In 4 Sektionen (»Zur Außenpolitik Großbritanniens, Frankreichs und der Sowjetunion«, »Zum Problem der Abrüstung«, »Zum Problem der Reparationen, der Politik

Brünings und der Wirtschaftsentwicklung«, »Zum Problem Südosteuropa«) werden 15 Referate und 4 Zusammenfassungen der Diskussionen vorgelegt; eine Zusammenfassung der Schlußdiskussion und Hildebrands Schlußwort verstehen sich als »Bilanz« und runden die Publikation ab. Hildebrand sieht das Neue der Weltwirtschaftskrise darin, daß 1931 Kriege wieder »praktiziert und akzeptiert« werden (434). In diesem »Ritt auf dem Tiger« sieht dieser Vertreter einer politischen Strategengeschichte »die Parallelität« zur Gegenwart (437). Sybillinisch beschwört Hildebrand — »auch in anthropologischer Perspektive« (wenigstens über dunkle Eysenck-Anklänge findet sich also ein Stückchen »psycho history« bei diesem staatsmännischen Historiker!) — die Grenzen des Wachstums und die Erfahrungen aus der damaligen Krise, um zu raten: »Auf einem leck geschlagenen Luxusdampfer kann es für die Passagiere nicht darum gehen, sich um die besten Plätze in den Rettungsbooten zu balgen, sondern vielmehr darum, zusammen an die Pumpstation zu eilen!« (438)

Glücklicherweise sind die Beiträge informativer als dieses Schlußwort aus Titanic-Sichtweise. Verwunderlich ist aber die Einseitigkeit der Teilnehmersauswahl. Für die gestandenen BRD-Historiker gibt es keine Parteien mehr, es gibt nur noch den Staat, und wer eine nicht makro-politische und akteursbezogene Sichtweise vertritt, wird gar nicht erst eingeladen. Die größte Abweichung stellt die in diesem Rahmen kritische Perspektive von M. Geyer (»Die Konferenz für die Herabsetzung und Beschränkung der Rüstungen und das Problem der Abrüstung«) dar. Geyer (175) erwähnt z.B., daß sich Reichswehr und NSDAP unter dem Primat der Aufrüstung schon 1931 anfreunden. In allen anderen Fällen werden gute Überblicksinformationen, besonders über England, Frankreich und die Sowjetunion aus besagter Aufmerksamkeitsrichtung geboten, teilweise finden sich Einblicke in kapitalistische Handlungspragmatik referiert (59). Hervorzuheben ist das Bemühen K. Borchardts, »Handlungsspielräume« und »Zwangslagen« gegenüberzustellen (287ff.). Bei allem Informationswert ist es bemerkenswert, wie wenig Borchardt solchen strukturellen Problemen (wie Weltagrarkrise, Überproduktionskrise, Dekapitalisierungstendenz) in der multidimensionalen Krise nachspürt. Er sieht keine Möglichkeit einer »konjunkturpolitischen« Krisenaufhebung, bringt aber dennoch immer wieder »die Politik ins Spiel«, so daß eben vor allem nicht 'der Kapitalismus' vor Gericht steht. In »schicksalhaften Verstrickungen« (323) versagen nicht Strukturen, sondern Akteure: die Tarifparteien und der »so schwache Staat« (322).

Insgesamt gesehen ist der Band ein bemerkenswertes Dokument, wie gründlich die »topdogs« der bundesrepublikanischen Historie Ende der 70er Jahre alle »materialistischen« Ausweitungsversuche aus ihrer Geschichtswissenschaft vertreiben (und sei es auch nur in der moderaten Form der Wehler-Schule oder der Ergänzung durch neue Problemdimensionen, um die sich z.B. »oral« und »psycho history« bemühen). Eine Revision ist nicht in Sicht, der Dialog mit den Sozialwissenschaften abgebrochen.

Eike Hennig (Kassel)

**Schildt, Axel: Militärdiktatur mit Massenbasis? Die Querfrontkonzeption der Reichswehrführung um General von Schleicher am Ende der Weimarer Republik. Campus Verlag, Frankfurt/New York 1981 (368 S., br., 56,- DM)**

Die Weimarer Republik, so lautete das Fazit einer 1979 abgehaltenen Konferenz namhafter bundesrepublikanischer Politik- und Geschichtswissenschaftler, ging nicht an ihren Gegnern, sondern an sich selbst zugrunde. Dies war beileibe keine neue These, doch ist es symptomatisch, daß ein solcher Erklärungsversuch wieder hervorgeholt werden konnte. Er trifft sich in seinem *Ergebnis* mit der ganz anders akzentuierten populärwissenschaftlichen Hitlerwelle, und dieses Ergebnis ist die Entlastung, wenn nicht Reinwaschung der traditionellen Machteliten von ihrer Verantwortung für den Sieg des Nationalsozialismus.

Vor diesem Hintergrund ist die anzuzeigende Marburger Dissertation zu sehen. Schildt will zur Ausarbeitung einer »genetischen Faschismustheorie« (19) beitragen. Er wendet sich sowohl gegen jegliches »eindimensional-gradlinige« Erklärungsmodell für die Durchsetzung des Faschismus, als auch gegen ein »für die Forschung weitgehend folgenloses Interdependenz-Postulat« (3). Stattdessen sollen der »ökonomische, die politischen Prozesse prägende Rahmen«, die »relative Autonomie politisch-staatlicher Faktoren«, die »Massenbasisproblematik« und die »ideologische Komponente« als Voraussetzung einer umfassenden Einschätzung »zusammengesehen« werden (18). Ausgehend von dieser methodologischen Standortbestimmung analysiert der Autor unter Heranziehung der Monopolgruppentheorie zunächst die ökonomischen und politischen Rahmenbedingungen der Querfrontkonzeption. Er konstatiert eine stärkere Krisenbetroffenheit der Schwerindustrie im Vergleich mit den »neuen Industrien«, warnt aber vor einer »voreiligen Operationalisierung« dieses Faktums im Hinblick auf politische Optionen. Bei beiden Gruppen habe, wie im gesamten bürgerlichen Lager, die Bereitschaft zur diktatorischen Lösung zugenommen, wenngleich die Schwerindustrie hinsichtlich des Einflusses auf die NSDAP einen Vorsprung gehabt habe (42). Als weiteren, zunehmend wichtiger werdenden Machtfaktor benennt der Verfasser die Reichswehr, die keineswegs als schlichter Befehlsempfänger einer Kapitalfraktion zu begreifen sei; vielmehr habe sie versucht, ihr politisches Gewicht »für einen erheblich erweiterten Einfluß des Staates im ökonomischen Bereich« (49) einzusetzen, um so ihre globalstrategischen Expansionsinteressen durchsetzen zu können. Zur ideologischen Untermauerung dieses Programms diene ein Gemisch irrationaler, antidemokratischer und sozialdemagogischer Elemente. Die Aufgabe der Querfrontkonzeption sei es nun gewesen, die zur Realisierung der expansiven Ziele erforderliche soziale Basis bereitzustellen. Die Spezifik der Schleicherschen Politik sieht Schildt in dem Versuch der »gleichzeitigen Integration von faschistischer Bewegung und Gewerkschaften« (117), wobei Ansprechpartner auf der einen Seite der »sozialrevolutionäre Strasser-Flügel«, auf der anderen die »reformistische« ADGB-Führung waren. Nach dem Regierungsantritt Schleichers am 2. Dezember 1932 zeigte es sich jedoch, daß weder Strasser in der NSDAP noch die kooperationswillige Gruppe im ADGB die Oberhand gewinnen konnten. Daraufhin wandten sich »nahezu alle relevanten Gruppen des Monopolkapitals« (173) von der Regierung Schleichers ab und befürworteten die Bildung einer von der NSDAP geführten Regierung.

Der Autor verortet die Querfrontkonzeption »im Schnittpunkt der Erschütterung des gesamten gesellschaftlichen Systems durch die Weltwirtschaftskrise und den gleichzeitig ... sichtbar werdenden neuen Möglichkeiten politischer Integration als Ergänzung eines diktatorischen Regimes, das die erforderliche Rationalisierung und Effektivierung des ökonomischen und politischen Systems in Angriff zu nehmen hatte« (185). Er konzediert dem Programm Schleichers ein »weitergehendes Problembewußtsein« (183) als anderen Vorstellungen rechter Couleur und bewertet deshalb das Kabinett Schleicher auch nicht als von vornherein chancenlos bzw. als bloße »Übergangsregierung« in einem gradlinig begriffenen Faschisierungsprozeß. Es gelingt Schildt, die Widersprüchlichkeit der Entwicklung hin zum 30. Januar 1933 deutlich zu machen, ohne die je unterschiedliche Verantwortung der einzelnen Akteure für den Sieg des Faschismus zu verwischen. Bei der ansonsten lobenswerten Verknüpfung ökonomischer, sozialer, politischer und ideologischer Faktoren scheint die soziale Komponente allerdings etwas vernachlässigt.

Werner Bührer (Hamburg)

**Gumbel, Emil Julius: Vier Jahre politischer Mord und Denkschrift des Reichsjustizministers zu »Vier Jahre politischer Mord«.** Mit einem Vorwort von Hans Thill. Verlag Das Wunderhorn, Heidelberg 1980 (183 S., br., 25,- DM)

Im Frühjahr 1919 wurde die bayerische Räterepublik gestürzt. Mit den Gewehrkolben

und Bajonetten der Reaktion, mit brutalster Gewalt wurde ein politisches Experiment beendet: der Versuch, auf den Trümmern des autoritären Staates eine demokratische und sozialistische Ordnung zu errichten, mit so wenig unkontrollierter Macht und Herrschaft wie nur möglich. Was die Literaten wie Ernst Toller und Erich Mühsam zusammen mit gleichgesinnten Intellektuellen nach dem ersten Weltkrieg in München zu erproben versuchten, kann man auch als anarchistisches Modell bezeichnen. Anarchistisch jedoch im ursprünglichen Sinn des Wortes: eine gewalt- und herrschaftsfreie Ordnung, eine direkte Demokratie, gepaart mit einem libertären Sozialismus. Damit war Schluß, als am 1. Mai 1919 Reichswehrtruppen in München einmarschierten. Von da an mußte jeder um sein Leben fürchten, der im Geruch stand, mit den »Roten« gemeinsame Sache gemacht oder doch zumindest mit ihnen sympathisiert zu haben. Peinlich genau hat Emil Julius Gumbel, damals Privatdozent an der Universität Heidelberg, Statistiker seines Zeichens, die Mordopfer, ihre Todesart und auch die Täter in einer Bilanz des Grauens einzeln aufgezählt. Es heißt darin zum Beispiel: »Am 1. Mai wurden Peter Huhn und Georg Kistler in Großhesselohe und der Feinmechaniker Höpf in Grünwald ohne Urteil erschossen; Verfahren wurde eingestellt, weil Täter nicht zu ermitteln« (32). Oder: »Benno Huber, Metzger, Großkarolinenfeld, war bei der Roten Armee in Rosenheim gewesen und wurde am 2. Mai im Bett erschossen. Hinterläßt eine Frau mit zwei Kindern.« (ebd.) Und so weiter und so fort. 161 Namen enthält diese 1922 veröffentlichte Liste von Opfern des weißen Terrors insgesamt. Darunter auch Gustav Landauer, Anarchist, Verfasser des Buches »Aufruf zum Sozialismus« (1911), ein gelehrter, feinsinniger, friedfertiger Mensch, der politischen Gewalttat entschieden abgeneigt: er wurde von einem Trupp bayerischer und württembergischer Soldaten wie ein tollwütiger Hund erschlagen (33f.). 300 Mark Strafe hat dieser bestialische Mord die Täter insgesamt gekostet. Eine »Sühne«, die eher noch die Ausnahme als die Regel war. »Der Vorgang war eintönig immer derselbe: Denunziation, Verhaftung, Erschießung an der nächsten Mauer, Plünderung der Leiche. Der Täter bleibt straflos, denn ein Verfahren wird gar nicht eingeleitet.« (42) Wobei hinzuzufügen ist, daß nur die eine Sorte von Tätern straflos ausging: die rechten, stramm deutsch-national gesinnten Studenten, die Angehörigen der berühmten Freikorps, die Offiziere und so weiter. 326 Morde von 354, die sie in München, in Berlin und sonstwo im Deutschen Reich begingen, blieben ungesühnt (81). Und die übrigen kosteten allenfalls einige Jahre Haft oder auch nur ein paar Mark wie der Mord an Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht (10ff.). Auch Linke begingen in den Anfangsjahren der Weimarer Republik politisch motivierte Morde. Diese Täter allerdings traf die ganze Härte des Gesetzes. Sie mußten 22 Morde mit 248 Jahren Haft und drei lebenslänglichen Zuchthausstrafen büßen. 10 von ihnen wurden hingerichtet. Gumbel durfte eigentlich eine Reaktion auf diese skandalöse Bilanz erwarten. So oder so: »Entweder die Justiz glaubt, daß ich die Wahrheit sage, dann werden die Mörder bestraft. Oder sie glaubt, daß ich lüge, dann werde ich als Verleumder bestraft.« (6) Es kam aber anders als Gumbel dachte. Die Regierung legte eine Denkschrift zu seinem Mordregister vor, die er auf eigene Kosten drucken ließ, weil sie sonst in den Archiven verschimmelt wäre. Sonst passierte nichts. Kein Dementi, keine Anklage, keine Strafverfolgung. Das heißt, Jahre später passierte doch etwas. Auf Antrag der Philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg wurde Gumbel im August 1932 die Lehrberechtigung entzogen. Der Grund: er habe auf einer Versammlung kundgetan, daß für ihn das Denkmal des Krieges nicht eine leichtbekleidete Jungfrau, sondern eher eine Kohlrübe sei. In Wirklichkeit ist diese Ketzerei, diese »Verletzung von heilig zu haltenden Empfindungen«, wie das Kultusministerium schrieb, wohl nur der Tropfen gewesen, der das Faß zum Überlaufen brachte. Das Anstößige an Gumbel war im Grunde, daß er in seinen Schriften (auch in: Verschwörer. Zur Geschichte und Soziologie der deutschen nationalistischen Geheimbünde 1918-1924, erschienen ebenfalls im Verlag Das Wunder-

horn) Namen, Fakten und Daten nannte, die die Rechten, die Verfechter der alten Ordnung aufs schwerste belasteten, kurz: daß er die Wahrheit sagte und als »Wächter der Republik« (Arnold Zweig) auftrat, die auch und gerade unter den Hochschullehrern so viele Feinde hatte. »Semper apertus«: für einen wie Gumbel galt dieser Wahlspruch, der zum Eintritt in die heiligen Hallen der Heidelberger Universität einlädt und zum Verweilen am Hort der Wissenschaft, natürlich nicht. Ein vaterlandsloser Nestbeschmutzer und ein Jude noch dazu durfte dem »lebendigen Geist« nicht länger dienen. Es ist nichts davon bekannt, daß sich die Philosophische Fakultät, als die »tausend Jahre« vorüber waren, bei Gumbel entschuldigt hätte. Bekannt ist nur, daß ihr der niederrächtige Umgang mit Andersdenkenden auch heute noch geläufig ist. Eine unterhaltsame Lektüre ist die Schrift von Gumbel wahrlich nicht, eine lehrreiche aber. Sie ist ein empirischer Beleg dafür, daß die Justiz der Weimarer Republik als ausgesprochen politische Justiz ihres Amtes waltete. Sie war auf dem rechten Auge blind. Aber nicht nur das. Mit seiner Tabelle der politischen Morde, die zwischen 1919 und 1922 begangen wurden, und der Strafen, die sie nach sich zogen, widerlegt Gumbel auch die These, daß die Weimarer Republik auch und vor allem an der Radikalisierung der Linken wie der Rechten infolge der Weltwirtschaftskrise und der Massenarbeitslosigkeit zugrundegegangen sei. Die eigenen Institutionen wie das Militär und die Justiz haben ihr im Grunde schon den Garaus gemacht, bevor sie sich zum Sozialstaat und zur funktionierenden Demokratie entwickeln konnte.

Frank Niess (Heidelberg)

## Soziale Bewegungen und Politik

**Bischoff, Joachim: Einführung Gramsci. VSA-Verlag, Hamburg 1981**

(160 S., br., 10,80 DM)

Der Titel des Buchs ist irreführend: »Einführung Gramsci« ist nicht etwa ein erster Überblick über die theoretisch-strategischen Auffassungen des großen italienischen Kommunisten, sondern vor allem eine — ökonomistische — Kritik an Gramsci. Zwar sind Auszüge aus den beiden umfangreichsten Gramsci-Übersetzungen in deutscher Sprache im Reprint-Verfahren abgedruckt (sie machen knapp die Hälfte des Gesamtumfangs aus). Aber die sich auf den jeweils gegenüberliegenden Seiten befindenden Kommentare zu diesen — oftmals willkürlich herausgegriffenen — Originaltexten dürften für diejenigen, die sich erstmals mit Gramsci beschäftigen, schlichtweg unverdaulich sein. Bischoffs Kommentar zu Gramsci ist ein Versuch der Selbstverständigung für die »Sozialistischen Studiengruppen«. Vom Verfahren her unterscheidet sich der Kommentar nicht wesentlich von früheren Texten Bischoffs (bzw. des PKA, der SOST). Zu den Bemerkungen von Frigga und Wolfgang Fritz Haug (vgl. *Das Argument* 130, 875f.) ist nur hinzuzufügen, daß in der vorliegenden Schrift neben Marx und Engels auch Gramsci umstandslos ohne Anführungszeichen zitiert wird und Bischoff oftmals so tut, als sei er der Vater des Gedankens.

Für Gramsci-Forscher ist interessant, wie sich Bischoff mit Gramscis Ökonomismus-Kritik auseinandersetzt. Zunächst verfälscht er Gramscis Ökonomismus-Begriff: »Es ist nach Gramsci eine ökonomistische Verkürzung des Marxismus, wenn man bei der Analyse der ökonomischen Interessen stehen bleibt, und die kulturellen Artikulationsformen, die moralischen, ästhetischen Standards und religiöse Normen außer acht läßt.« (139) Quer dazu heißt es wenig später: »Gramscis Kritik am Ökonomismus muß also als eine Kritik an der Behandlung von ökonomischen Fragen im Sinne bürgerlicher Fachökonomie verstanden werden.« (143) Die 'eigentlichen Punkte' des historischen Ökonomismus (Gramsci) werden nicht diskutiert: 1. das 'relativ Dauerhafte' wird vom zufällig fluktuierenden nicht unterschieden; 2. die ökonomische Entwicklung wird auf die Aufeinanderfolge technischer Veränderungen reduziert; 3. die Lehre, nach der die ökonomi-

sche und historische Entwicklung unmittelbar von der Veränderung irgendeines wichtigen Elements der Produktion abhängt (vgl. A. Gramsci, Philosophie der Praxis, Frankfurt/M. 1967, 314). Keine einzige ökonomistische Schule, weder Bucharin noch die Sozialistischen Studiengruppen, lassen die Analyse des Überbaus »außer acht« und kein einziger hat bisher den Ökonomismus mit einer Methode der bürgerlichen Fachökonomie verwechselt. Er war immer eine »Abweichung« — wenn man dieses etwas schillernde Wort noch benutzen darf — vom marx/engels'schen Denken (und war für etliche Niederlagen der Arbeiterbewegung und ihrer Parteien bzw. der II. und III. Internationale mitverantwortlich). Mit dem »Kapital« in der Hand sieht sich Bischoff vor dem falsch verstandenen Ökonomismus-Verdikt gefeit. Ja, der wirkliche Ökonomismus wird — wie könnte es auch anders sein? — mit Marx verteidigt: »Nur wenn wir die These von Marx ernst nehmen, daß sich die Bewegungsgesetze der bürgerlichen Gesellschaft durch eine Kritik der politischen Ökonomie, eine Transzendierung der bloßen Fachökonomie, erschließen, läßt sich die Darstellung von den ökonomischen Formbestimmungen über die sozialen Beziehungen in der Produktion in eine Betrachtung des Alltagsbewußtseins verlängern, eine Betrachtung, die in ethisch-politischen Kräfteverhältnissen kulminiert.« (143) Hier ist Bischoff wieder bei der ökonomistischen Sichtweise angelangt: Analyse des Alltagsbewußtseins als Verlängerung der ökonomischen Analyse ist das, was Gramsci als Ökonomismus begriff.

Für Gramscis politische Theorie wichtige Begriffe bzw. Begriffspaare wie *stato integrale*, *società politica* und *società civile*, Gewalt und Überzeugung, historischer Block u.v.m. werden nicht oder nur am Rande behandelt, andere inadäquat dargestellt. So werden die Intellektuellen Gramscis auf eine lohnabhängige Mittelklasse reduziert (101, 115) und die in Gramscis Hegemoniebegriff implizierte Verbindung von Ökonomie, Politik und Kultur wird ignoriert (111ff.). So kann Bischoff zu folgendem Ergebnis kommen: »Gramsci kann den Alltagsverstand nur als zufälliges Resultat disparater Vorstellungen auffassen, denen aber keine Struktur zugrunde liegt. Dies ist die notwendige Konsequenz des Ausblendens aller ökonomischer Vermittlungszusammenhänge. Er sieht nicht, daß die innere Struktur der bürgerlichen Gesellschaft selbst an der Oberfläche in mystifizierten Formen erscheint, deren Reflex das gewöhnliche Bewußtsein ist.« (148)

Bischoff macht weder auf die zum Teil erheblichen Bedeutungsverschiebungen von Begriffen in Gramscis Werk aufmerksam, noch stellt er den Zusammenhang zwischen der Zeit, den Umständen des Schreibens und dem Text her. Der ganze »Kommentar« Bischoffs ist ein zusammenhangsloser, eklektizistischer Text, es gibt keine einzige homogene Darstellung eines besonderen Aspekts in Gramscis politischer Theorie. Das Buch ist für einen nicht Eingeweihten unlesbar, die hier artikulierten Sprache ist die der geistigen Isolierung.

Ulrich Schreiber (Hamburg)

**Davidson, Alastair: The Theory and Practice of Italian Communism, Vol. I.** Merlin Press, London 1982 (301 S., br., 3,20£)

Das Interesse an der italienischen Arbeiterbewegung, an der KPI, an Gramsci etc. stößt hierzulande leider sehr schnell an die Grenze mangelnder italienischer Sprachkenntnisse. Denn was könnte man jemandem empfehlen, der sich zunächst einmal nur über die Geschichte der KPI informieren möchte, ohne gleich Spezialist werden zu wollen und daher die Mühe scheut, eigens dafür italienisch zu lernen? Das italienische Standardwerk des Parteihistorikers *Paolo Spriano* scheidet aus, ansonsten fällt mir auf Anhieb nur das Buch von *Helga Koppel* ein.

Hier haben uns die Angelsachsen einiges voraus, denn sie verfügen über einen inzwischen schon recht stattlichen »output« an eigenen, historiographisch meist recht solide

gearbeiteten Forschungsergebnissen, auf die der italienischen Sprache Unkundige ohne größere sprachliche Anstrengungen mit Gewinn zurückgreifen können. Zum Thema KPI-Geschichte seien neben dem hier vorzustellenden Buch nur die Arbeiten von *Donald Sassoon* und *Martin Clark* genannt und empfohlen.

A. Davidson, von dem bereits eine Biographie zu Gramsci vorliegt, hat jüngst den ersten Band einer mehrbändig konzipierten Untersuchung zu Theorie und Praxis des italienischen Kommunismus veröffentlicht. Dieser Band behandelt die Frühzeit der italienischen Arbeiterbewegung im 19. Jh. und die Entstehungsgeschichte der KPI bis zur Widerstandsbewegung. In Abgrenzung zu Spriano's stark partei- und institutionengeschichtlich orientiertem Standardwerk betont Davidson, sein Interesse sei stärker auf die Verbindung von Partei und Massen gerichtet (2). Stärker als Spriano arbeitet Davidson den sozio-ökonomischen Hintergrund der italienischen Arbeiterbewegung heraus und beleuchtet mit z.T. eindrucksvollen und lebensnahen Quellen die unvorstellbar miserablen Lebens- und Arbeitsbedingungen der italienischen Land- und Industriearbeiter im 19. und frühen 20. Jh.; er zeigt, daß neben den beiden vorherrschenden Tendenzen im italienischen Sozialismus vor dem 1. Weltkrieg, dem Anarcho-Syndikalismus und dem positivistisch-evolutionistischen Reformismus wenig Raum blieb für marxistisches Denken und daß allein der hervorragende, aber isolierte Theoretiker Antonio Labriola die Grundlagen schuf für die später von Gramsci aufgegriffene und weiterentwickelte anti-ökonomistische Konzeption des Marxismus als »Philosophie der Praxis« (61).

Davidson zeigt, daß die Entwicklung der KPI in der Linie Labriola-Gramsci-Togliatti keineswegs kontinuierlich verlief. Vielmehr wurde die Verbindung der 1921 gegründeten KPI zu den Massen immer wieder behindert, sei es durch die sektiererische Politik der KPI unter der Vorherrschaft Bordigas bis 1926, sei es durch die Repressionsmechanismen während des Faschismus. Davidsons zentrale These, daß die Erfahrung des Faschismus entscheidend war in der Geschichte des italienischen Kommunismus (117), ist zwar nicht originell. Dennoch ist es nützlich, sich immer wieder deutlich zu machen, daß hier der Schlüssel zum Verständnis der KPI bis heute liegt. Der Verfasser betont in deutlicher Abgrenzung zur Tradition des Marxismus-Leninismus, daß Gramscis und Togliattis Faschismus-Analysen und ihr theoretischer Versuch, die Spezifik des Faschismus als *Massenbewegung* herauszuarbeiten, den Weg geebnet habe für die allmähliche Emanzipation vom Marxismus-Leninismus, die 1956 zum Durchbruch gelangte.

Obwohl Davidsons Buch vorwiegend narrativ-historiographisch angelegt ist, schreibt er nicht ohne theoretischen Anspruch. Leider wird dieser theoretische Bezugsrahmen nur ansatzweise im Vorwort skizziert. In Anlehnung an Gramsci geht es Davidson darum, die historische Ungleichzeitigkeit von Bewußtseinsformen auf ideologischem Gebiet und ihre Bedeutung für eine die Mittelschichten einbeziehende Strategie von modernen Massenparteien hervorzuheben und zu analysieren, wie sich die KPI im Verlauf ihrer Geschichte zu diesen Fragen gestellt hat auf der Suche nach einem eigenen Weg jenseits der theoretischen Bezugskategorien der II. und der III. Internationale. Es bleibt zu hoffen, daß Davidson auch in den weiteren Bänden seiner Geschichte der KPI diesen wichtigen Fragen nachgehen wird. Als Einführung in den Problembereich ist sein Buch nicht zuletzt auch deswegen geeignet, weil es in gut angelsächsischer Tradition (von der wir uns ruhig eine kleine Scheibe abschneiden sollten!) flüssig, unprätentiös und leserlich geschrieben ist.

Karin Priester (Münster)

**Czempiel, Ernst-Otto (Hrsg.): Amerikanische Außenpolitik im Wandel. Von der Entspannungspolitik Nixons zur Konfrontation unter Reagan. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1982 (170 S., br., 29,80 DM)**

Czempiel, Inhaber des Lehrstuhls für Internationale Beziehungen an der Universität Frankfurt, und seine Mitautoren, Mitglieder der Forschungsgruppe USA der Hessischen

Stiftung Friedens- und Konfliktforschung, gehen den Ursachen für den raschen und tiefgreifenden Wandel der US-Politik in den 70er Jahren nach. *Czempiel* unterscheidet zwischen drei Entwürfen der US-Außenpolitik nach 1945, wobei die Abfolge von der Instrumentalisierung der UN im Interesse der unbestrittenen US-Hegemonie über die Errichtung der gegen die UdSSR gerichteten Bündnissysteme bis hin zum Versuch der Wahrung der Vorherrschaft durch Anerkennung der nuklearstrategischen Parität (12) eine wachsende Reaktivität angesichts einer Reduktion des politischen Handlungsspielraums signalisiert. *Czempiel* konstatiert, eine Rückgewinnung der militärischen Hegemonie sei nicht mehr möglich, die »anachronistische Verabsolutierung militärischer Macht« (39) berge die Gefahr, daß innenpolitisch und international jene Handlungsfreiheit gefährdet wird, die Reagans Vorgänger seit Beginn der 70er Jahre auf der Basis einer trotz aller Krisen eminent starken Ökonomie in Anpassung an veränderte weltpolitische Parameter zurückzugewinnen suchten.

Vor dem Hintergrund dieser zusammenfassenden Einschätzung untersuchen die Mitautoren die wichtigsten Teilbereiche, die die US-Außenpolitik prägen. *Bernd Kubbig* interpretiert die »Nachrüstung« als Reflex der amerikanischen Unsicherheit angesichts der Situation der Parität, wobei der Verlust der Eskalationsdominanz nicht durch eurostrategische Waffen beseitigt werden könne, zumal die Ersteinsatzwaffe Pershing II nicht die Optionen einer glaubhaften Abschreckung erhöhe, sondern die USA dazu verleiten könnte, »den Atomkrieg auf Europa zu begrenzen« (57). *Jakob Schissler* analysiert die Menschenrechtspolitik als Kontrollinstrument der Entspannungspolitik seit 1972 im Rahmen des innenpolitischen Ringens zwischen Kongreß und Exekutive. Sie wurde unter Carter sowohl als innenpolitisches Mittel der Konsensbildung in der Demokratischen Partei und der Integration von »Protestgruppen« als auch als Versuch einer einheitlichen außenpolitischen Leitideologie und eines Steuerungsinstrumentes gegenüber den sozialistischen und Entwicklungsländern eingesetzt, jedoch erreichte sie »nie eine sonderlich hohe Konsistenz« und entfaltete angesichts der Schatten des Vietnam-Krieges kaum Wirkung (77). Nach *Reinhard Rode* waren alle Regierungen von Nixon bis Reagan in der Außenwirtschaftspolitik mit dem Problem der Anpassung angesichts eines relativen wirtschaftlichen Machtverlustes konfrontiert. Rode wertet die Akzentuierung der traditionellen Freihandelsideologie bei gleichzeitigem unilateralem Einsatz aller finanz- und wirtschaftspolitischen Methoden als Rückschritt zu einer bereits zu Beginn der 70er Jahre gescheiterten Politik, die das damals aufgebrochene »Führungsproblem« der USA, das »Management der Interdependenz durch multilaterale Kooperation und Kompromißbildung mit möglichst allseitig akzeptabler Nutzenverteilung« (106) verschärft. *Harald Müller* untersucht die Ölpolitik der USA seit 1973 im Wechsel von der ordnungspolitischen zur offensiv militärstrategisch geprägten Konzeption unter Reagan, die ausgehend von der Annahme eines strategischen Ressourcenkrieges eine enge Verzahnung von Versorgungssicherheit und Machtpolitik vornimmt. Nach Müller bleibt die unilateralistische US-Energiepolitik langfristig unberechenbar, zumal diese in den USA selbst seit den 70ern zu einem wichtigen Feld gesellschaftlicher Auseinandersetzung zwischen Sozialreformern und Ultrakonservativen und ihrer jeweiligen sozialen Träger geworden ist, und die *Reaganomics* auf längere Sicht »den Verlust von Unterstützung für das politische System provoziert« (141). *Lothar Brock* gibt einen Überblick über die Geschichte der interamerikanischen Beziehungen. Die Verschärfung der sozialen Strukturprobleme und die Herausbildung eigenständiger regionaler politischer Faktoren (Kuba, Mexiko, Venezuela, Brasilien) lassen »immer weniger ... eine langfristig kalkulierbare Kooperationsbereitschaft der lateinamerikanischen Regierungen« (162) erwarten. Die eindimensionale Politik Reagans in dieser zunehmend komplexen Lage bedeutet in der Konsequenz einen »Verlust an Realitätsbezug« (165) und der Handlungsfreiheit.

Das Buch trägt durch seinen Faktenreichtum und seinen Aufbau zum besseren Ver-



ständnis der Veränderungen in der US-Politik bei. Besonders hervorzuheben ist das Kapitel zur Rüstungskontrolle, das im wesentlichen die Argumente der Friedensbewegung untermauert. Der Anspruch, den Wandel der US-Politik durch die innenpolitischen Gewichtsverlagerungen darzulegen, wird nicht ausreichend eingelöst und hätte ein eigenes Kapitel erfordern. Die sozialen Antagonismen in den USA und die Rolle des *big business* und der Rüstungsindustrie werden nur knapp angedeutet. Abkürzungs- und Personenverzeichnis sind angefügt.

Wolf Kindermann (Köln)

**Röder, Karl-Heinz (Hrsg.): Das politische System der USA — Geschichte und Gegenwart. Pahl-Rugenstein Verlag, Köln 1980 (346 S., br., 14,80)**

Das vorliegende Buch eignet sich mit einigen Vorbehalten gut als Einführung. Die Autoren — ein Autorenkollektiv aus der DDR — gehen bei ihrer Darstellung historisch vor. Dabei haben sie folgende Schwerpunkte gesetzt: Unabhängigkeitskrieg, Bürgerkrieg, Industrialisierung sowie die Zeit zwischen, während und nach den Weltkriegen. Besonders hervorzuheben sind die Kapitel, die die Fragen des Rechtswesens behandeln, Aufbau und Organisation der Gerichte, des Arbeitsrechts, der Grund- und Verfassungsrechte. Es kommt gut heraus, wie aus dem von Woodrow Wilson Ende des letzten Jahrhunderts so bezeichneten »Congressional Government« sich die Herrschaftsform der »Imperial Presidency« entwickeln konnte; während mit ersterem noch der Kongreß als die machtausübende Instanz angesehen wurde, bezeichnet letzteres die umfassenden Kompetenzerweiterungen des Präsidenten und die damit verbundene Ausschließung demokratischer Kontrollen, was insbesondere unter der Nixon-Administration einen neuen Umfang und eine neue Qualität erfahren hat.

Die Autoren erklären das politische System der USA seit deren Eintritt in die imperialistische Staatenwelt mit der Theorie des staatsmonopolistischen Kapitalismus. Nun wird es kaum jemanden geben, der den Einfluß des Kapitals auf die Politik in den Vereinigten Staaten zu leugnen versucht, aber es sollen doch Zweifel angemeldet werden, ob das amerikanische politische System mit der Stamokap-Theorie adäquat erklärt ist. Im Buch heißt es erst einmal eindeutig: »Das Amt des Präsidenten, das bestehende Zweiparteiensystem und die parlamentarischen Institutionen befinden sich fest im Griff der Monopole.« (135) Etwas später die gleiche klare Aussage zum Supreme Court: »Im Imperialismus wurde das Oberste Gericht genau wie der Kongreß und die Präsidialgewalt zum Instrument des Monopolkapitals« (173), und dann die gleiche Feststellung gegenüber den beiden großen Parteien (196). Mit anderen Worten, diesen Institutionen wird kein Eigenleben zugestanden. Die Verfasser konstatieren in den USA ebenfalls eine »unsichtbare Regierung«, womit die Geheimdienste, aber auch Bundesbehörden wie das FBI gemeint sind, aber sie gehen nicht der viel diskutierten Frage nach, ob diese Institutionen der Exekutive bereits so etwas wie ein »état parallèle« bilden (vgl. dazu den sehr guten Literaturbericht über »Organized Crime« von Ulrich Küntzel in *Argument 109* und die Aufsätze von Hartmut Keil und Karl-Heinz Pütz in *Gulliver 7*). Vielmehr vermitteln sie den Eindruck, daß eine kleine übermächtige Monopolbourgeoisie alles, bis in den letzten Winkel des organisierten Verbrechens, dirigiert und kontrolliert.

Ein weiterer Punkt, der Unbehagen bereitet; betrifft die Ein- und vor allem die Überschätzung der amerikanischen Kommunistischen Partei. Hier steht man vor dem Dilemma, daß es einerseits wohl kaum eine Monographie zu diesem Thema gibt, die so zahlreiche Informationen über die KPdUSA vorlegt, andererseits drängt sich die Frage auf, welche Funktion diese haben. Die Politik der KP wird durchweg als richtig angesehen, zumeist mit deren eigenen Worten und Zitaten belegt, und der doch zugestandene relativ geringe Einfluß wird ausschließlich mit der in der Tat unvorstellbaren Repression gegenüber dieser Partei erklärt. Was hier nicht zur Sprache kommt, sind etwa die sehr unterschiedlichen Haltungen, die die Partei gegenüber den Farbigen einnahm, oder die Ein-

stellung zum Problem des Stalinismus bis hin zu der Rechtfertigung des Einmarsches der Warschauer-Pakt-Truppen in die CSSR, was sicherlich zahlreiche Sympathisanten von einer Unterstützung ferngehalten hat. Des weiteren kommt bei der Betrachtung der Aufgaben der KPdUSA ein drittinternationalistisches Denken zum Vorschein, womit zum Ausdruck gebracht werden soll, den Autoren schwebt die Übernahme eines europäischen Modells als Strategie für einen amerikanischen Weg zum Sozialismus vor. Ob aber damit die Frage Sombarts, »warum es in den Vereinigten Staaten keinen Sozialismus gibt«, einer Lösung näher gebracht wird? Thomas Ashauer (Heidelberg)

**Schütt, Peter: Die Muttermilchpumpe. Bilder aus dem anderen Amerika. Weltkreis Verlag, Dortmund 1980 (265 S., br., 9,80 DM) zit. I.**

**Schütt, Peter: Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan. Gibt es Rassismus in der Bundesrepublik? Weltkreis Verlag, Dortmund 1981 (263 S., br., 12,80 DM) zit. II.**

Sozialwissenschaftliche Theorien oder methodisch fundierte empirische Sozialforschung sollte man von Peter Schütt nicht erwarten: I ist ein Reisebericht, II eine »Streitschrift«; Schütt ist Lyriker, Literat, Journalist allenfalls, »muckraker« vielleicht; er ist jedenfalls kein Wissenschaftler, dabei freilich ein umso parteilicher engagierter Zeitgenosse. Die Bücher sind nicht an Linksintellektuelle adressiert; eher an eine breite demokratische Öffentlichkeit, um (oftmals unterdrückte) Informationen zu vermitteln, Betroffenheit zu erzeugen, Einstellungen zu verändern, zum Handeln anzuregen. Man könnte sie autobiographisch gefärbte Sachbücher nennen. Ihre Machart ist durch zwei durchgehende Techniken bestimmt: 1) den Ausgangspunkt persönlicher Erfahrung und privater Betroffenheit (der Autor ist mit einer schwarzen Amerikanerin verheiratet; nebst Tochter eine solide und willkommene Drittwelt-Zweidrittelmehrheit in der dreiköpfigen Familie); 2) die Perspektive des Vergleichs (BRD-USA; USA-UdSSR; Südafrika-Kuba, Dänemark-BRD etc.). Bisweilen werden bestimmte Erscheinungen und Fakten in einen Systemvergleich Kapitalismus/Sozialismus eingebettet. Die beiden Techniken machen die Informationen zunächst verständlich, anschaulich und nachvollziehbar.

Der Rassismus ist das verbindende Thema beider Bücher. Der Untertitel »Bilder aus dem anderen Amerika« assoziiert Michael Harrington: *The Other America. Poverty in the United States*. Und in der Tat ist Schütts Amerika das der Gettos, der unvorstellbaren Armut, des unsäglichen Elends in den Städten, das Amerika der extrem sozial benachteiligten ethnischen Gruppen, das Amerika, das auch Holdt erlebte, filmte, beschrieb — Blacks, Chicanos, Puertorikaner, Indianer. Die BRD, die Schütt beschreibt, ist die der Türken, Sinti, Juden, Schwarzen, Asiaten. Es ist im Prinzip und der Struktur nach derselbe Imperialismus, der Rassismus schafft. Die Monopole brauchen den Rassismus, um zu profitieren, in Südafrika, den USA und bei uns.

Geographisch deckt I den Osten, mittleren Westen und Süden der Vereinigten Staaten ab. Die Reise führt in die Metropolen der Monopole (Detroit, Chicago, Harrisburg, Pittsburg) ebenso wie in die Zentren einer immer noch schwelenden Rassenauseinandersetzung: Wilmington, Atlanta, Birmingham (Alabama). Schütt fährt die endlosen Slums der Vorstädte ab. Diese Müllplätze des Spätkapitalismus kann man durch seine Sprache hindurch sinnlich greifen, riechen, schmecken. Das »andere Amerika« sind ihm aber auch die Kämpfenden: die Gewerkschaften, die CPUSA, Angela Davis und ihre Allianz gegen politische und rassistische Unterdrückung. Angela Davis' relativ aktuelle politische Position (1979) in lockerer Interviewform herausgestellt zu haben, ist sicher ein Verdienst des Buches. Gut gelungen erscheint der Zusammenhang der drei Chicago-Kapitel: von den Friedhöfen (hier ruhen die Haymarket-»Märtyrer« und die revolutionären Kämpferinnen Emma Goldman, Lucy Parsons, Elizabeth Gurley Flynn) gelangt er über die Schlachthöfe (ein halbwegs historischer Überblick über dieses Großkapital seit Sinclairs *Jungle*) in die Hinterhöfe; das sind die Elendsquartiere der ethnischen Überschuß-

bevölkerung: »Dieses Elend ist hundertmal schlimmer als die Not, die ich 1973, in den Höhlen und Unterständen nordvietnamesischer Städte, die von amerikanischen Bombern ausstrahlt werden sollten, gesehen habe.« (I, 157) Schütts häufige derartige Vergleiche machen dann schlaglichtartig die Zusammenhänge von »innerem« und »äußerem« Imperialismus deutlich.

Wer sich nach der Lektüre von I an die Brust klopft, solcherlei Mißstände seien im Wohlfahrtsstaat BRD grundsätzlich getilgt, den belehrt II eines besseren. Analphabetismus, Arbeitslosigkeit, Armut; Diskriminierung am Arbeitsplatz, in der Ausbildung, in der Sozialversicherung, im Gesundheitswesen; ja sogar illegale Leiharbeitsvermittlung, Menschenhandel, Kinderarbeit — das betrifft mit nur graduellen Unterschieden Schwarze hier und dort, Türken wie Chicanos, Sinti und Native Americans. Schütts Streitschrift gliedert sich grob in drei Teile: Im ersten behandelt er die Geschichte des Rassismus und den Rassismus in Medien und Politik, im zweiten jeweils eine ethnische oder nationale Gruppe pro Kapitel, im dritten zeigt er die Zusammenhänge zwischen Rassismus, Sexismus etc. auf und macht Lösungsvorschläge. Ein Dokumentenanhang bringt Interviews, Erlebnisberichte, fiktionalisierte Erzählungen von rund zwanzig Betroffenen verschiedenster Ethnien, eine Art Kurzanthologie von Dritter Welt-Literatur in der BRD. Das Rassismus-Buch erschien einige Zeit bevor im Gefolge etwa des »Heidelberger Manifests« Ausländerfeindlichkeit und Ausländerhaß in die nationalen Medien zu schwappen begannen. Das ist sicher sein Verdienst, in klarer, einfacher, man möchte sagen: demokratischer Sprache diese Gefahr beim Namen genannt, sie in einer kumulativen Evidenz von zahllosen Einzelbeispielen aus der Oberfläche der Erscheinungen zusammengetragen zu haben.

Einfachheit hat bisweilen den Nachteil, daß sie auf Kosten der Differenziertheit geht. Das »demokratische Amerika«, die Kräfte des Widerstands, der Opposition, der zweiten Kultur, sind zugleich vielgestaltiger und in sich widersprüchlicher, als sie in Schütts Darstellung erscheinen. Seine Vision, sein Happy-end der besseren Zukunft, wo sich im Traum Mississippifahrt und rote Fahne, Martin Luther King-Town und der sozialistische Wettbewerb USA-UdSSR vermischen, ist nicht nur kitschige Heldenverehrung, sondern verharmlost die Rahmenbedingungen der Möglichkeit von Sozialismus in den USA (siehe z.B. die »friedlichen« AKWs!). Schütts Rassismuskritik vereinfacht sowohl die historischen Entstehungslinien als auch die Erscheinungsbilder. Die lineare Ableitung aus Kolonialismus und Faschismus verkennt die Cleverness, mit der der Neorassismus die ideologischen Leitbilder des BRD-Rechtsstaats in sein Kalkül einbaut. In Schütts Bild des multinationalen Staates gehen ethnische Kulturen und linke demokratische Bewegung eine allzu problemlose Symbiose ein. Sollen wir beispielsweise neben den Pluderhosen und Perlenzöpfen auch das Patriarchat in all seinen Implikationen von unseren ausländischen Freunden übernehmen? Das brächte den Autor sicher in Konflikt mit der anderswo in den Büchern positiv besetzten demokratischen Frauenbewegung. Solche Kritikpunkte können freilich die eindringliche Darstellung des gewöhnlichen Rassismus und den Ernst, womit diese vorgetragen wird, nicht schmälern. Dem sollten sich selbst diejenigen nicht verschließen, denen eine gewisse Penetranz auf die Nerven geht, mit der Schütt immer wieder seine DKP-Zugehörigkeit zu Markte trägt.

Dieter Herms (Bremen)

*Humanisierung des Arbeitslebens (3)*

Eine zusammenfassende und verallgemeinernde Übersicht über Ertrag und Probleme des Humanisierungsprogramms erscheint in Heft 136. Die Redaktion

**Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung (Else Fricke, Werner Fricke, Manfred Schönwälder und Barbara Stiegler): Qualifikation und Beteiligung. Das »Peiner Modell«.** Schriftenreihe »Humanisierung des Arbeitslebens«, Band 12. Campus Verlag, Frankfurt/New York 1981 (471 S., br., 58,- DM)

Vor ca. 4 Jahren habe ich auf Grund der ersten Berichte aus dem Peiner Humanisierungsprojekt eine Kritik dazu geschrieben (in: Projektgruppe Automation und Qualifikation, Theorien über Automationsarbeit, Argument-Sonderband 31, Berlin 1978, 137ff.). Die Veröffentlichung des Gesamtberichts (gegenüber dem dreibändigen Forschungsbericht gekürzt und zugleich aktualisiert) gibt mir Gelegenheit, meine damalige Position zu überprüfen. Was damals nur ansatzweise sich abzeichnete, macht nun die Übersicht über das ganze Forschungsunternehmen und seine (bisherigen) Ergebnisse deutlich: seine Qualität als großangelegtes Sozialexperiment, zu dem es im Felde empirischer Industriosozologie nicht viel Vergleichbares gibt, dessen Bedingungen und Beschränkungen aber auch nicht verschwiegen werden. Es ging darum, die Beschäftigten einer zerspannenden Abteilung in der Schraubenfertigung eines metallverarbeitenden Unternehmens darin zu unterstützen, ihre Arbeitsbedingungen selbst zu untersuchen, Verbesserungsmöglichkeiten herauszufinden und durchzusetzen, Qualifizierungsprozesse zu initiieren und Organisationsformen der Beteiligung zu entwickeln und zu institutionalisieren. Das Projekt war ein wissenschaftlich kontrollierter Versuch, in dem Forschen, Lernen und verbesserndes Eingreifen in die Arbeitsbedingungen (soweit wie möglich und in zunehmendem Maße) durch die Arbeitenden selbst miteinander verbunden wurden; und das unter Bedingungen hochgradig arbeitsteiliger, kurzzyklischer, inhaltsleerer Tätigkeiten und extremer Umweltbelastungen (Lärm, Nässe, Öldämpfe, mangelhafter Arbeits- und Unfallschutz etc.). Die durchweg spannende Darstellung dieses Entwicklungsprozesses ist an Verallgemeinerbarkeit orientiert, etwa an übertragbaren Verfahrensweisen und Organisationsformen von Bildungsaktivitäten oder von Beteiligungsprozessen bei der Entwicklung der Arbeit. Meine damals aufgeworfenen Probleme und Einwände: unklare Vorstellungen über Qualität und Reichweite der in der Arbeit herzustellenden Entscheidungsmöglichkeiten, Ausblenden objektiver Entwicklungstendenzen gesellschaftlicher Arbeit, Beschränkung der Energien auf die Gestaltung einzelner Arbeitsprozesse im Abteilungsrahmen, Dominanz der Zusammenarbeit von Belegschaft und Betriebsleitung gegenüber kämpferischer Auseinandersetzung — sind nicht unbedingt falsch, aber sie treffen Ertrag und Ambivalenz dieser auf veränderndes Handeln der Arbeitenden gerichteten sozialwissenschaftlichen Forschung nicht zureichend.

Gewiß, man kann die Praxisdimension des Peiner Humanisierungsprojekts als konsensorientiert beschreiben: Es ging um die Entwicklung von Problemlösungen, denen der Betriebsrat ebenso wie die Betriebs- bzw. Unternehmensleitung sollte zustimmen können, die im gesetzlichen und tarifrechtlichen Rahmen blieben und die betrieblichen Entscheidungsstrukturen nicht in Frage stellten. Gleichwohl macht der Bericht deutlich, daß das Feld der Interessenparallelitäten und -kompromisse nicht fix und fertig eingegrenzt ist, daß vielmehr die jeweiligen Grenzziehungen Ergebnis wie Voraussetzung konkreter Konflikte und Kämpfe sind: Von den Beschäftigten vorgeschlagene Veränderungen werden zwar von der Unternehmensleitung akzeptiert, aber bei der Realisierung unter der Hand zu verändern versucht; der Beginn eines von den Beschäftigten mitgeplanten Weiterbildungsprogramms wird über Jahre verschleppt; die Beteiligung der Beschäftigten an der Arbeitsvorbereitung wird zwar probiert, dann aber »mit dem Argument zu hoher Kosten und der Gefährdung von Kompetenzen des Meisters abgelehnt« (378) etc.

Die Interessen der Unternehmensleitung an diesem Humanisierungsprojekt erhellen aus ihrer Stellungnahme, die (nebst einem Bericht des Betriebsrats) im Anhang abgedruckt ist (438ff.): Fluktuation und Krankenstand sollten eingeschränkt, »Arbeitsfreude« und »Leistungsbereitschaft« erhöht werden; von Qualifizierungsmaßnahmen versprach man sich eine Verbesserung der »innerbetrieblichen Mobilität«. Daß mit der Projektdurchführung Produktionsausfälle und andere Kosten verbunden waren, konnte umso eher verschmerzt werden, als staatliche Finanzmittel zur Verfügung standen. Daß Konflikte und »Schwierigkeiten« auftraten, konnte so lange hingenommen werden, wie Kompromisse gefunden wurden, wie es gelungen sei, »in jeder Phase den Betriebsfrieden zu erhalten«.

Die Interessen der Beschäftigten erhellen aus den praktischen Ergebnissen des Humanisierungsprojekts, an deren Zustandekommen sie entscheidend beteiligt waren: Die Arbeitsbedingungen wurden verbessert; dazu gehörten etwa der Um- bzw. Neubau von Maschinen nach ergonomischen Gesichtspunkten und mit höherem Mechanisierungsgrad (mechanische Zuführung der Werkstücke, pneumatische Steuerung etc.) oder der Bau eines Pausenraumes (zuvor gab es für die Beschäftigten keinen Ort im Betrieb, sich über die eigenen Interessen zu verständigen). Die Arbeitsteilung wurde vermindert: die Einrichterkonstruktion des Werkzeugwechsels wurde in die Maschinenarbeit integriert (verbunden mit einer Höherstufung um eine Lohngruppe) und die Einrichterarbeit durch zusätzliche Wartungsfunktionen erweitert. Bei den technisch-organisatorischen Veränderungen versuchten die Beschäftigten, Lernmöglichkeiten für sich im Arbeitsprozeß zu eröffnen: so wurde etwa im neugebauten Werkzeugmagazin und in der Schleiferei je ein Arbeitsplatz als im Wechsel zu besetzender Lernarbeitsplatz vorgesehen. Zur Überwindung der bislang schlechten Erfahrungen mit der Einarbeitungspraxis entwickelten die Beschäftigten ein neues Einarbeitungskonzept, das jedoch von der Personalabteilung des Unternehmens abgelehnt wurde. Mit mehr Erfolg wurde eine Reihe von Weiterbildungsmaßnahmen für Einrichter und Maschinenarbeiter realisiert. Aus den Erfahrungen und Formen der Teilnahme der Beschäftigten an diesem Humanisierungsprojekt wurde — unterhalb der bestehenden Entscheidungs- und Mitbestimmungsstrukturen — ein Beteiligungsverfahren für alle Arbeitenden des Unternehmens bei der zukünftigen Gestaltung ihrer Arbeit entwickelt und durch eine Betriebsvereinbarung abgesichert. Hatten die Arbeitsbedingungen zuvor — so der Betriebsrat in seiner Stellungnahme (446ff.) — einen Industriearbeiter geformt, »der selten in der Lage war, Ansprüche zu stellen, Forderungen über den Entlohnungsanspruch hinaus zu formulieren«, so verändern sich mit den Arbeitsbedingungen die Arbeiterpersönlichkeiten: der Betriebsrat konstatiert »das gehobene Selbstbewußtsein der Arbeiterinnen und Arbeiter, die Fähigkeit, Forderungen zu artikulieren, Vorschläge konstruktiv auszuarbeiten«. Berichtet wird beispielsweise von dem Fall, in dem zwei Arbeiter »zu Hause« eine Beschreibung der Aufgaben, Abläufe und Belastungen an ihren Arbeitsplätzen entwarfen, »weil sie mit den Ergebnissen der Belastungsanalyse eines Ergonomen nicht einverstanden waren, die im analytischen Teil zu ungenau und im Lösungsteil nur teilweise geeignet war, die Hauptbelastungen zu mindern« (261).

Die praktische Tätigkeit der Sozialwissenschaftler im Peiner Humanisierungsprojekt läßt sich als Herstellung von Bedingungen beschreiben, die den Arbeitenden veränderndes Eingreifen in ihre Arbeitsbedingungen erleichtern: Lernmöglichkeiten wurden bereitgestellt, neue Organisationsformen initiiert, Expertenwissen beschafft. Die lange und ständige Interaktion zwischen Sozialwissenschaftlern und Arbeitenden erschloß zugleich neues methodisches und gegenstandsbezogenes Wissen: »Traditionelle Sozialforschung, die bestenfalls Zeit für ein einziges befristetes Gespräch mit jeweils einzelnen Befragten hat, Gruppensituationen z.B. als Gruppendiskussion nur selten herstellt und Handlungssituationen nie erfaßt, übersieht die Möglichkeit ambivalenter Potentiale. Sie kann

nicht erkennen, daß angepaßte, autoritäre, untereinander konkurrierende Arbeiter gleichwohl kritisch, demokratisch und solidarisch handeln ...« (222) Nicht nur Widersprüche werden hier besser erkennbar, sondern auch komplexe Abhängigkeiten von Tatbeständen, um deren Veränderung es geht: Die Verminderung der Arbeitsteilung durch Integration des Werkzeugwechsels in die Maschinenarbeit etwa verlangte gleichzeitige Lösungen von Qualifizierungs-, Lohn-, Beschäftigungs- und neu auftretenden Belastungsproblemen. Im Unterschied zu Experten und Vorgesetzten suchten die Arbeiter »eher einen ganzheitlichen Zugang zu den behandelten Problemen, während die Experten durch Ausbildung und betriebliche Arbeitsteilung gewohnt waren, ihre spezielle Seite der Fragestellung zu sehen und den Rest der Lösung dem Betrieb, dem Vorgesetzten oder sonstigen Entscheidungsträgern zu überlassen« (381).

Die Grenzen des Peiner Humanisierungsprojekts liegen zum einen in den praktischen Rahmenbedingungen: in den betrieblichen Entscheidungsstrukturen, in den Bleigewichten rückständiger Arbeitsbedingungen vor allem. Daß diese Grenzen nicht entscheidend durchbrochen werden können, ist nicht den Forschern vorzuwerfen. Unabhängig von ihrem Willen bleiben die Bemühungen von Humanisierungsprojekten dieser Art in eine grundsätzliche Ambivalenz eingespannt: nicht nur Selbsttätigkeit der Arbeitenden wird hier mobilisiert, sondern auch ihre Einbindung. Die Beschäftigten sollen Innovation und Konsens zugleich als eigenes Interesse betreiben. Die betrieblichen Vorgesetzten sollen sich auf die neuen Handlungsorientierungen der Beschäftigten flexibel einstellen. (In einem Nachfolgeprojekt wird ein »Modell beteiligungsorientierter Weiterbildung für Führungskräfte des mittleren Managements« [397] entwickelt.) — Die Grenzen des Peiner Humanisierungsprojekts liegen zum anderen in theoretischen Schwächen: die wichtigste ist der Mangel an Begriffen zur Analyse der Entwicklung der Arbeit. Solche Begriffe sind umso notwendiger, wenn die Beteiligung der Arbeiter nicht bloß »auf die Verbesserung bereits bestehender technisch-organisatorischer Arbeitsbedingungen« beschränkt, sondern auf den Entwurf und die »Gestaltung künftiger Technologien« gerichtet werden soll (369). Der Mangel an solchen Begriffen hat zum Resultat, daß die Autoren die (historisch gesehen) geradezu fossilen Arbeitsbedingungen ihres Projekt-Betriebes paradoxerweise in die Zukunft der Arbeitsentwicklung verallgemeinern: »Die Frage der Entfaltung und Anwendung innovatorischer Qualifikationen stellt sich heute umso dringlicher, je geringer die Arbeitsanforderungen und die Möglichkeiten der Verwertung fachlicher und innovatorischer Qualifikationen für die überwiegende Mehrheit der Arbeitenden mit fortschreitendem technisch-organisatorischem Wandel werden. Von Berufen läßt sich bei Arbeitstätigkeiten mit immer inhaltsleerer werdenden und von der Mikroelektronik übernommenen Arbeitsaufgaben häufig schon gar nicht mehr sprechen, auch wenn dafür traditionellerweise noch Facharbeiter eingesetzt werden.« (218)

Werner van Treeck (Kassel)

**Mickler, Otfried, Wolfgang Pellul, Werner Wobbe-Ohlenburg, Peter Kalmbach, Rolf Kasiske, Fred Manske: Industrieroboter. Bedingungen und soziale Folgen des Einsatzes neuer Technologien in der Automobilproduktion. Schriftenreihe »Humanisierung des Arbeitslebens«, Band 13. Campus Verlag Frankfurt/New York 1981 (309 S., br., 46,-DM)**

Die Fallstudie wurde durchgeführt vom Soziologischen Forschungsinstitut Göttingen (SOFI) und der Zentralen wissenschaftlichen Einrichtung »Arbeit und Betrieb« der Universität Bremen. Die Untersuchung gilt dem Robotereinsatz im Volkswagenwerk, das nicht nur größter deutscher Anwender, sondern zugleich auch ein führender Hersteller von Industrierobotern ist. Das Material wurde zwischen 1977 und 1978 erhoben, vor dem Masseneinsatz von Industrierobotern, der inzwischen bei VW stattgefunden hat. Untersucht wurden 13 Einsatzfälle mit 27 Industrierobotern; 1980/81 waren bei VW 411

Roboter im Einsatz. Fragestellung der Untersuchung sind die Ursachen und der mögliche »Humanisierungsbeitrag« der Industrierobotertechnologie. Damit ist gemeint, ob Roboter hochbelastende und niedrig qualifizierte Arbeiten abbauen und zur Entstehung neuer höherwertiger Tätigkeiten führen.

Die Autoren stellen fest, daß — entgegen einer verbreiteten Annahme — für den Einsatz bei VW Rekrutierungsprobleme für belastende und unqualifizierte Arbeiten keine Rolle spielten. Ursache dafür ist das überdurchschnittliche Lohnniveau bei VW und die Verfügbarkeit hochmobiler ausländischer Arbeitskräfte. Die Beseitigung inhumaner Arbeit ist zwar ein gewünschter Nebeneffekt des Robotereinsatzes, aber, wie die Autoren empirisch ermittelten, niemals Einsatzkriterium. Es zählen ausschließlich die üblichen Rentabilitätskriterien der Verzinsung und des Kapitalrückflusses. Die Autoren untersuchten auch, ob die Industrieroboter bei VW eingesetzt wurden, um die Flexibilität der Produktion zu erhöhen. Auf den starken Rückgang des Verkaufs in den 60er Jahren hatte die Konzernleitung mit einer neuen Absatzstrategie reagiert: Aufgeben der »Monokultur« des »Käfers« durch Übergehen zu wachsender Produktdifferenzierung und häufiger Produktinnovation. Diese Verkaufsstrategie wurde jedoch erkaufte mit einem Rückgang in der Massenhaftigkeit der Produktion und einem entsprechenden Rückgang in der Produktivitätsentwicklung hinter den industriellen Durchschnitt. Da Industrieroboter meist im sogenannten Lernbetrieb (»teach-in-Verfahren«) am Arbeitsplatz programmierbar sind, können sie bei Produktionsveränderungen leicht an veränderte Bedingungen angepaßt werden. Die Autoren kommen jedoch zu dem Ergebnis, daß nicht diese Flexibilität bei der Wahl der Fertigungseinrichtungen (ob Einsatz flexibler Roboter oder starrer konventioneller Lösungen) die entscheidende Rolle spielte, sondern vielmehr die Tagesstückzahl. Der weiteren Durchsetzung von Industrierobotern steht deshalb in manchen Bereichen ihre Langsamkeit (im Vergleich zur »Kurzgreifermechanisierung«) entgegen. Für das weitere Vordringen der Industrieroboter dürfte aber dennoch, nach Meinung der Autoren, die Flexibilität eine wichtige Rolle spielen.

Der Betriebsrat hat den Robotereinsatz nicht zum Gegenstand der Auseinandersetzung gemacht. Er stand der neuen Technik positiv gegenüber, wie auch die meisten Belegschaftsmitglieder, die von der Autorengruppe auf ihre Einstellung zum Robotereinsatz hin befragt wurden. Einen ersten Konflikt gab es, als bei einem massiven Roboter-einsatz 1979 ein starker Verlust an hochbezahlten Schweiß-Arbeitsplätzen eintrat und eine Umsetzung auf gleichgut bezahlte Arbeitsplätze nicht stattfand.

Ohne Zweifel haben Industrieroboter (IR) bei VW eine Reihe von Knochenbrecherarbeiten und gesundheitsgefährdenden Tätigkeiten beseitigt. Die Autoren stellten aber fest, daß aus dem Funktionsspektrum eines Arbeiters häufig nur das zeitlich überwiegende Element »robotisiert« wird — vor allem bei der Teilehandhabung. In manchen Fällen werden die verbleibenden »Nebenfunktionen« (Sichtprüfen, Nachbearbeiten, Einrichten) Arbeitern an Peripheriearbeitsplätzen übertragen, wodurch bei denen mehr Arbeit anfällt. In anderen Fällen — vor allem bei Bearbeitungstätigkeiten — entstehen hingegen eigenständige neue »Restarbeitsplätze« (16) mit reinen Handhabungsfunktionen, die entleert und inhumaner sind als die vorherigen Tätigkeiten. »Allerdings deuten neuere IR-Entwicklungen darauf hin, daß es künftig in Teilbereichen mittels IR zu einer kombinierten Mechanisierung von Teilhandhabung und Bearbeitung kommen wird (Roboterarm wechselt Greifer und Werkzeug).« (134) Das heißt doch wohl, daß der Polarisierungseffekt schon durch die nächste Generation von Industrie-Robotern beseitigt werden wird? Leider stellen die Autoren keine näheren Überlegungen zur Perspektive dieser »Restarbeitsplätze« an.

Neben der (unvollständigen) Beseitigung alter Tätigkeiten läßt sich die Entstehung von drei neuen Arbeitsarten beobachten: 1. Wartung und Instandhaltung von Robotern, 2. Produktion von Robotern, 3. Überwachung von Robotern. Für die *mechani-*

sche Instandhaltung hat sich wenig geändert. »Der größte Arbeitsanfall trat besonders im Anfangsstadium durch Bruch von Geräteteilen auf, die durch Fehlverhalten des Bedienungspersonals, vor allem durch Schaltfehler, hervorgerufen wurden. Inzwischen sind spezielle Sicherungen bereits in die Schaltung eingebaut.« (143) Den Ursachen des »Fehlverhaltens« sind die Autoren aber nicht nachgegangen, auch nicht der Effizienz der eingebauten Sicherungen. Einer speziellen Gruppe innerhalb der *Elektroinstandhaltung* obliegen »neben der Reparatur elektronischer Bauteile weitere Systementwicklungen für die IR, die Ausbildung der IR-Elektroniker für den gesamten Konzern sowie in der Anfangsphase die Betreuung der IR-Vertriebsfirmen und die Kundenbetreuung ... Diese Spezialabteilung ... führt ... z.B. die Bewegungssimulation auf dem Prüfstand durch, um Störungen von vornherein zu beseitigen ... Sie besteht aus mehreren Technikern und Facharbeitern mit Zusatzkenntnissen aus dem Bereich der Regelungs- und Steuerungselektronik, die in den höchsten Lohngruppen eingestuft sind. Die Elektronikkomponenten der IR werden in den Produktionsabteilungen von den dort zuständigen *Elektrikern* instandgehalten. Sie sind in der Lage, den IR nachzuprogrammieren, Fehler zu finden und Messungen im Schaltungsteil vorzunehmen. Sie reparieren die Elektronik allerdings nicht selbst, sondern wechseln lediglich fehlerhafte Module aus und geben diese zur Reparatur an die Elektronikspezialisten weiter. Da die IR elektronische Bausteine auf neuestem technologischem Niveau der Mikroelektronik enthalten, absolvieren die mit dem IR befaßten Elektriker eine betriebliche Zusatzausbildung, die aus einem 20-stündigen Einführungskurs in die Grundlagen der Elektronik und einem einwöchigen Praxiskurs für Aufgaben der Programmierung, Fehlersuche und Instandhaltung besteht.« (143)

Über den *Anlagenüberwacher* erfährt man, daß er »für einen kontinuierlichen Fertigungsfluß« sorgt; »er überwacht die Qualität der Produkte, behebt kleine Störungen und verständigt Meister, Einrichter und Instandhaltungsabteilungen, wenn komplizierte Probleme mit der Fertigung vorliegen. Im Bereich des IR ist er befugt, einfache Schaltarbeiten zur Störungsbeseitigung vorzunehmen.« (128) Körperliche und Umgebungsbelastungen sind reduziert, zugleich ist eine neue Belastungsform entstanden, »die sich als Anforderung nach ständiger Einsatzbereitschaft, als ein Gefühl des ständigen 'Auf-dem-Sprung-sein-Müssens' beschreiben läßt« (130). Der Anlagenüberwacher benötigt gegenüber der früheren Tätigkeit an dieser Stelle »eine erhöhte technische Sensibilität, um z.B. anhand der Geräusche Unregelmäßigkeiten des Fertigungsflusses wahrzunehmen, sowie eine hohe Arbeitsmotivation zur Aufrechterhaltung einer störungsfreien Produktion. Zudem muß er ein routinisiertes Arbeitsverhalten entwickeln, um bei Störungen schnell eingreifen und diese beheben zu können.« (130) Außerdem gibt es eine Tätigkeit, die als »Mechanisierungsbeobachtung« bezeichnet wird, und über die man nicht mehr erfährt, als daß ein *Mechanisierungsbeobachter* an unkontrollierten, technisch problematischen Fertigungsabschnitten eingesetzt wird, daß er überwacht, ob z.B. der Abfall abfließt, ob Bleche richtig eingeölt sind, ob ein Teil vom Industrieroboter korrekt eingelegt wird und daß er diese Arten von Störungen behebt. Der Mechanisierungsbeobachter wechselt seinen Arbeitsplatz regelmäßig mit dem verbleibenden Restarbeitsplatz des Teilleiters (131).

Zur *Herstellung* von Industrierobotern erfährt man, daß ca. ein Viertel der Arbeiten von angeleiterten Produktionsarbeitern erledigt werden. Sie finden sich vor allem in der *Kabelstrangfertigung*, wo sie »allerdings zu den Spitzenkräften zählen (z.B. Einrichter, Prüfvorrichtungsbediener und Nacharbeiter). Die geforderte Fähigkeit zum Lesen von Schaltplänen kann nach Aussagen der zuständigen Experten in einem kurzen Anlernprozeß erworben werden.« (145) Über die Entwicklung in diesem Bereich erfährt man nur, daß im Rahmen der Kleinserienfertigung eine Standardisierung und Rationalisierung stattgefunden hat: »Kabellängen, Verdrahtungswege und Transformatoreneinbau



wurden standardisiert; der Längenzuschnitt der Kabel und das Anbringen der Kontakte erfolgt in Automaten und nicht mehr manuell.« (145) Über Perspektiven der Mechanisierung in diesem Bereich geben die Autoren keine Auskunft.

Der dritte Untersuchungsschwerpunkt ist das zukünftige Ausmaß wahrscheinlicher Industrierobotereinsätze und potentiell gefährdeter Arbeitsplätze. Quantitativ sieht das Beschäftigungssaldo negativ aus: vier entfallenden Arbeitsplätzen stehen 0,8 gewonnene Arbeitsplätze in Wartung, Instandhaltung und Reparatur gegenüber. Durch den Einsatz eines Industrieroboters werden also durchschnittlich 3,2 Arbeitskräfte pro Jahr eingespart. Von den 54.000 Beschäftigten des VW-Werks werden 20.000 als solche klassifiziert, die »repetitive Teilarbeiten« ausführen, mit vier Grundtypen: *Montieren* (die klassischen Fließbandarbeiten), *Teilehandhaben* (»Lückenbüßer der Mechanisierung«: Ab stapeln, Bestücken von Transporteinrichtungen und Maschinen, Positionswechsel von Werkstücken), *Bearbeiten* (z.B. Lackieren, Schweißen) und *Sichtprüfen*. Der Schwerpunkt des Robotereinsatzes liegt bei VW gegenwärtig beim Bearbeiten. Technisch gesehen liegen ca. 30% der Bearbeitungstätigkeiten im Zugriffsbereich der Industrieroboter (= 7% der repetitiven Teilarbeiter insgesamt). Erst in einer zweiten Phase wird vermutlich der Bereich der Teilehandhabung zum Einsatzfeld werden, ein Bereich, in dem sich »leichte Arbeiten« und »Frauenarbeitsplätze« konzentrieren. Das Montieren und Sichtprüfen gilt den Autoren als vorläufig nicht in relevantem Ausmaß robotisierbar, da hierfür nicht nur die Handbewegung, sondern die Hand-Auge-Koordination insgesamt nachgebildet werden muß; die Sensortechnik hierfür ist aber über das Laborstadium noch nicht hinaus. Insgesamt können nach Meinung der Autoren 35% der Arbeitsplätze bei VW-Wolfsburg im Bereich repetitiver Teilarbeiten technisch gesehen durch Industrieroboter ersetzt werden. Die Autoren äußern sich allerdings nicht zu der Dynamik, die Forschung und Entwicklung im Bereich der Sensor-Technik vorantreibt: das ist vor allem der militärische Sektor.

Zweifellos erfährt man in dieser Studie eine Menge nützlicher Einzelheiten über eine der wichtigsten neueren Technologien. Aufregende Thesen, die das ganze zusammenhalten, eine Stoßrichtung, eine Botschaft habe ich nicht finden können. Allenfalls ist da der immer wiederkehrende Hinweis, daß die Durchsetzung der neuen Technik unvollständiger, gehemmter, unregelmäßiger, widersprüchlicher ist, als man denken könnte. Das ist sicherlich richtig, aber nicht sonderlich überraschend. Ich habe den Eindruck, daß die alte Botschaft des Soziologischen Forschungsinstituts, die These von der Polarisierung der Qualifikationen, durch den Ansturm der neuen Technologien auf unqualifizierte Arbeitsplätze unterminiert wird. Ein neues Konzept, das ein vergleichbar starker Appell sein könnte, ist von den Autoren aber nicht ausgearbeitet worden. Was bleibt, sind sorgfältige Pflichtübungen, keine wissenschaftspolitischen Eingriffe. Es entsteht ein *Diskurs der unendlichen Differenzen*, das klassische »Es-ist-alles-viel-komplizierter-als-ihr-denkt« der empirischen Sozialforschung. Im Polarisierungs-Konzept stand dieser Diskurs immer als mögliche Lesart im Hintergrund; jetzt wird er manifest.

Rolf Nemitz (Berlin/West)

**Brodbeck, Bernd, Arbeitsgemeinschaft Handhabungssysteme (ARGE-HHS) (Hrsg.): Handhabungssysteme. Entscheidungshilfen und Einsatzerfahrungen aus technischer Sicht. Schriftenreihe »Humanisierung des Arbeitslebens«, Band 11. VDI-Verlag Düsseldorf 1981 (386 S., br., 56,- DM)**

Wer sich einen Einblick in Einsatzmöglichkeiten und -erfahrungen und schließlich auch über ausschlaggebende Gründe und Berechnungen für den Einsatz von Industrierobotern in privaten Industriebetrieben verschaffen will, kann aus diesem Band einiges erfahren: Seine Hauptfragestellung ist, wie ein ökonomisch-rentabler Einsatz von Handhabungssystemen in seinen einzelnen Schritten systematisch geplant und organisiert werden

kann. Ausführungen über die sozialen Konsequenzen, hinsichtlich der neuen Qualifikationen z.B. des für erforderlich gehaltenen Instandsetzungs- und -haltungspersonals oder über die »Einsparung von Arbeitskräften« (pro Industrieroboter wird mit einer »Einsparung« von durchschnittlich 3,4 Arbeitskräften gerechnet — die durch den Industrieroboterereinsatz erzielte Produktivitätserhöhung mitgerechnet — vgl. 136), haben eher den Status von Randbemerkungen. Die Studie ist ein Gemeinschaftsprodukt von in der Arbeitsgemeinschaft Handhabungssysteme (ARGE-HHS) zusammengefaßten Firmen und Instituten wie Robert Bosch GmbH (Geschäftsbereich Industrieausrüstung), IBP Dietzsch GmbH, Frauenhofer Gesellschaft zur Förderung der angewandten Forschung e.V. (Institut für Produktionstechnik und Automatisierung), der Industrierwerke Karlsruhe Augsburg AG (Unternehmensbereich Schweißtechnik), MAN Maschinenfabrik Augsburg (Neue Technologien), der Pfaff Industriemaschinen GmbH, des Volkswagenwerks und des Institutes für Informationsverarbeitung in Technik und Biologie.

Für die Fragestellung, welche Bedingungen die Einführung von Handhabungssystemen ermöglichen bzw. erschweren, ist vor allem der erste Teil der Studie von Interesse: Ausführliche Untersuchungen der Einsatzbedingungen, der ökonomischen und technischen Voraussetzungen (auf Basis von Befragungen von Anwendern aus verschiedenen Fertigungsbereichen) und schließlich der Arbeitsplätze (29ff.). Zusammenfassend wird festgestellt, daß »aus technischer Sicht« Industrieroboter am leichtesten einsetzbar sind an Druckgießmaschinen und Spritzgießmaschinen sowie zum Lackieren und Punktschweißen. Schwierigkeiten wurden ermittelt beim Lichtbogenschweißen, Entgraten/Gußputzen und beim Kommissionieren, Palettieren. Die Gründe dafür lägen vor allem in den fehlenden optischen oder taktilen Sensoren, Lösungsansätze sind jedoch bekannt und es wird damit gerechnet, »daß diese Sensoren in wenigen Jahren entwickelt sind« (26). »Der großen Vielfalt der zur Zeit auf dem europäischen Markt angebotenen Industrieroboter steht bisher noch eine relativ bescheidene Anzahl von realisierten Einsatzfällen gegenüber. Als Gründe sind dafür neben den ... technischen ... auch andere Hemmnisse zu nennen, ... vor allem das häufig anzutreffende Mißtrauen gegenüber neuen technischen Entwicklungen, der unzureichende Wissensstand, ... die Ungewißheit über die Wirtschaftlichkeit ... sowie fehlende Hilfsmittel für die Durchführung der Einsatzplanung anzuführen.« (26) Mit der Entwicklung eines Leitfadens, »welche Kriterien zur Beurteilung der grundsätzlichen Einsatzmöglichkeiten rationell heranzuziehen sind ... und wie die Wirtschaftlichkeit eines Industrieroboter-Einsatzes abgeschätzt werden kann«, wollen die Autoren dazu beitragen, die Hemmnisse abzubauen (26ff.). Ein Kapitel über Einsatzerfahrungen schließt sich an. Aus dem festgestellten Defizit, daß in den technischen Beschreibungen vielfach sehr unterschiedliche Bezeichnungen für die Spezifikationen der unterschiedlichen Roboter verwendet werden und ferner zur Bestimmung der technischen Spezifikation keine bzw. unterschiedliche Meßmethoden verwandt werden, wurde ein Prüfprogramm und darauf aufbauend ein Prüfstand für Industrieroboter entwickelt, womit Anwendern die Möglichkeit, vorhandene Geräte zu beurteilen und zu vergleichen, und Herstellern die Möglichkeit zur Optimierung von technischen Entwicklungen gegeben werden soll. Weitere Kapitel beschäftigen sich mit Antrieben für Handhabungssysteme, Industrieroboter-Steuerungen, mit Bau und Erprobung von Roboter-Prototypen, mit Zubringeeinrichtungen, Greifern, Sensoren und Kontroll- und Sicherheitseinrichtungen.

Pilotarbeitsplätze in der Schmiedehammerautomatisierung, in der Entgratung, zum Palettieren von Magnetspulen, beim Lichtbogenschweißen u.a. werden von einem Arbeitskreis entwickelt und im vorletzten Teil der Studie dargestellt — mit Erläuterungen zu den maßgebenden Humanisierungseffekten und darüber, auf welchen neuartigen, d.h. über den gegebenen Stand der Technik hinausreichenden Einrichtungen sich das jeweilige System zusammensetzt (vgl. 272ff.). Ein Kapitel über den Stand der Technik und

daraus abzuleitende Forschungs- und Entwicklungsschwerpunkte schließt die Studie ab, in der schließlich auch behauptet wird, daß strukturelle Auswirkungen des Einsatzes von Handhabungssystemen »noch nicht erkennbar« seien. »Bisherige sozialwissenschaftliche Untersuchungen beschränken sich meist auf bereits realisierte Einsatzfälle und relativ kurze Beobachtungszeiträume.« (301)

Silke Wenk (Berlin/West)

**Bundesminister für Forschung und Technologie (Hrsg.): Das Programm »Forschung zur Humanisierung des Arbeitslebens«. Ergebnisse und Erfahrungen arbeitsorientierter Forschung 1974-1980. Schriftenreihe »Humanisierung des Arbeitslebens«, Band 1. Campus Verlag Frankfurt/New York 1981 (260 S., br., 34,- DM)**

Der Band enthält eine Selbstdarstellung staatlicher Politik zur »Humanisierung des Arbeitslebens« einschließlich ausführlicher Zusammenfassungen ausgewählter Projekte, die seit 1974 gefördert wurden. Das Feld der Konflikte und der strategischen Eingriffe wird abgesteckt und die Entwicklung der Strategie während der bisher siebenjährigen Laufzeit des Programms als Lernprozeß vorgestellt, die Fehlschläge und unzureichenden Ergebnisse werden offen benannt; darin unterscheidet sich diese Publikation von den Werbeveröffentlichungen des Ministeriums. Gewerkschafter kritisierten vor allem die Rationalisierungseffekte bei der Anwendung neuer Technologien, die zum Teil erst nach Beendigung der Projekte sich in aller Schärfe zeigten, sowie die unzureichenden Ergebnisse der Verbesserung der Arbeitsabläufe und Arbeitsorganisation. Von der Unternehmenseite werde vor allem Kritik an der zu starken Einbeziehung der Betriebsräte, der Verknüpfung von Humanisierungsmaßnahmen mit höheren Tariflöhnen und dem Abschluß von Betriebsvereinbarungen für die Vorbereitung und Abwicklung der Projekte geübt. Wissenschaftler übten Kritik an dem Übergewicht angewandter Forschung gegenüber der Grundlagenforschung; sie »fühlten sich ... durch die Forderung ... (des Ministers und des Projektträgers; G.Z.) nach interdisziplinärer Zusammenarbeit ... bevormundet; dies wurde teilweise sogar als Zumutung empfunden« (12 und 60ff.). Damit wird ein Problem artikuliert, das in der von der Programmkonzeption geforderten veränderten Stellung der Wissenschaftler in dem Konfliktfeld zwischen Arbeitern/Gewerkschaften und Unternehmern begründet liegt. Die versuchte Verschiebung ihrer Stellung ist eine doppelte: Erstens sollen sie aus ihren traditionellen Verbindungen mit den Unternehmern als ihren Auftrag- und Brotgebern heraustreten und als »unabhängige« Wissenschaftler tätig sein. Die Wissenschaftler »hatten oftmals Schwierigkeiten, einen neutralen Standpunkt gegenüber den Betriebsparteien einzunehmen, aber gleichwohl aktiv am Projektgeschehen beteiligt zu bleiben.« (61) Gewerkschafter kritisierten den mangelnden »Mut, bestimmte, von Seiten der Geschäftsleitung vorgegebene Projektstrukturen zu ändern und Gestaltungsvorschläge auszuarbeiten, um stärker die Interessen der betroffenen Arbeitnehmer zu berücksichtigen« (61). Zweitens sollen sie mit den von ihnen zu erarbeitenden sozial-, arbeits- und ingenieurwissenschaftlichen Erkenntnissen die »Prozesse der Konsensbildung« zwischen den beteiligten »Betriebsparteien« voranbringen. Damit wird versucht, die Wissenschaftler zu Vermittlern und Trägern der sozial-, arbeits- und technologiepolitischen Ziele des staatlichen Humanisierungsprogramms zu machen. Ihr neutraler Standpunkt, den einzunehmen sie aufgefordert sind, ist der »neutrale« Standpunkt des Staates, dessen Absicht es ist, die Prozesse der Konsensbildung zwischen den beteiligten Betriebsparteien zu fördern.

Was die Lektüre spannend macht, ist, das Neue an dieser staatlichen Strategie zu entdecken, und wie der Staat dies politisch realisiert. Zu Programmbeginn lag der Schwerpunkt der Förderungsaktivitäten auf der Entwicklung neuer technischer Lösungen zum Abbau von Belastungen und schädlichen Umgebungseinflüssen (Lärm, Klima, Staub, Erschütterungen usw., 25), bis 1979 gewann die Entwicklung und Erprobung neuer Arbeitsstrukturen (job enrichment, job enlargement, Gruppenarbeit) erheblich an Bedeu-

tung (35), neuerdings wird der Schwerpunkt zunehmend auf ganze Branchen umfassende Projekte gelegt, »geboren aus der Erkenntnis, daß gerade in Branchen mit zahlreichen Klein- und Mittelbetrieben nur durch einen branchenbezogenen Projektverband Arbeitsbedingungen verbessert werden können« (53). Der Staat beschränkt damit sein Handeln nicht mehr lediglich auf die Schutzgesetzgebung, sondern greift in die Gestaltung der Arbeitswelt ein. Dies tut er im wesentlichen nicht auf dem üblichen Wege der Gesetzgebung, sondern durch die Finanzierung modellhafter Entwicklungen arbeits- und sozialpolitischer Gestaltungsmöglichkeiten auf der Ebene des Betriebs. Damit werden die wirtschaftlichen und sozialen Grund- und Rahmenbedingungen unserer Gesellschaft, wie Privateigentum an Produktionsmitteln, Koalitionsfreiheit und Tarifautonomie, nicht verändert, dennoch wird faktisch in diese Verhältnisse eingegriffen, indem eine neue Arbeitsrealität modellhaft geschaffen wird. Am deutlichsten wird das bei den branchenbezogenen Projekten, die in weitaus größerem Maße als die anderen Projekte strukturelle Veränderungen bewirken können. Die breite Darstellung der Projekte, der untersuchten Probleme und offenen Fragen (70-230) zeigt ein beinahe unbegrenztes Feld gewerkschaftlicher und wissenschaftlicher Arbeit für und mit den Arbeitern. — Der Projektträger sieht für die weitere Programmentwicklung drei Schwerpunkte: (1) den systematischen Ausbau der Qualifizierung der Arbeitskräfte, (2) die Entwicklung von solchen Technologien, die höherwertige Arbeit erfordern und (3) die Entwicklung von komplexen technisch-organisatorischen Lösungen in Produktion, Verwaltung und Dienstleistung zum »Abbau von Zwängen«, womit der Abbau von Hierarchie und die Stärkung von Gruppenarbeit bzw. kooperativen Arbeitsformen gemeint ist (230/231). Alles Punkte, um die zu kämpfen sich lohnt. Gerhard Zimmer (Berlin/West)

**Böcker, Werner, Helmut Sanftleber, Axel Stockmar, H.-R. Groß, Klaus Stolzenberg: Künstliche Beleuchtung: Ergonomisch und energiesparend. Schriftenreihe »Humanisierung des Arbeitslebens«, Band 15. Campus Verlag, Frankfurt/New York 1981 (153 S., br., 26,- DM)**

»Mehr Licht!« soll Goethes letzter Wunsch auf seinem Sterbelager gewesen sein. Der vorliegende Projektbericht fordert selbiges für die Arbeitsplätze, da mehr Licht zugleich mit dem Wohlbefinden der Arbeitnehmer auch ihre Leistungsbereitschaft und -fähigkeit steigere, Ausschußproduktion und sogenannte Bagatellunfälle senken helfe. (Man wundert sich, daß dennoch hohe Beleuchtungsstärken oft »wirtschaftlich nicht erreichbar oder nicht vertretbar sind« und »bewußt Kompromisse« einzugehen seien, 88.) Die Autoren stammen vom Ingenieur-Büro Böcker für Beleuchtungstechnik und ergonomische Arbeitsgestaltung, vom Institut für Lichttechnik der TU Berlin und von der Gesamthochschule Duisburg. In den ersten drei Vierteln des Buches werden anhand physikalischer, physiologischer und lichttechnischer Grundlagen die wichtigsten Kriterien der Beleuchtungsgüte vermittelt. Der Leser weiß nun, daß Goethes Wunsch zu klein war, denn es kommt nicht nur auf Helligkeit, sondern auch auf harmonische Leuchtdichteverteilung, Blendungsbegrenzung, Lichtrichtung und Schattigkeit, Lichtfarbe und Farbwiedergabeeigenschaften an. Und er erfährt, daß hierauf mit verschiedenen Lampen und Leuchten, ihrer Anordnung sowie der Gestaltung der Raumsflächen Einfluß genommen werden kann. Leider bleibt dies alles sehr allgemein. Eine eigene Fragestellung der Autoren und einen eigenen Forschungsbeitrag habe ich vermißt. Da es sich also nur um eine Zusammenstellung bereits vorhandenen Wissens handelt, warum bieten sie dann nicht wenigstens eine Liste der Hauptprobleme oder eine Typisierung von Arbeitsplätzen hinsichtlich der lichttechnischen Erfordernisse und ordnen diesen die zur Zeit möglichen Lösungswege zu? Statt dessen finden sich immer wieder nur lapidare Hinweise auf Probleme bei der Planung und von Reflexbegrenzung bzw. der Behebung vorhandener Reflexe (34, 40 und 105). Das letzte Viertel des Berichtes beschäftigt sich auf einigen Seiten

mit den besonderen Problemen, die bei der Nutzung von Tageslicht auftreten, um sodann verschiedene Vorschriften, Empfehlungen und Berechnungsverfahren kurz zu kommentieren. Wirtschaftlichkeitsberechnungen werden zehn Seiten gewidmet, den Fragen von Messung und Wartung der Lichtenanlagen dagegen nur knappe sechs.

Ich weiß nicht, für wen das Buch zusammengeschrieben wurde: als künftige Betriebsärztin erfahre ich daraus zu wenig über die gesundheitlichen Probleme; der Betriebsrat brauchte konkreteres Wissen zur Feststellung von Beleuchtungsdefiziten und den Möglichkeiten zu ihrer Behebung. Übrig bleibt ein durch ökonomische Berechnungen gestützter Appell an die Unternehmer nach »mehr Licht!«

Barbara Nemitz (Berlin/West)

---

**ARGUMENT-  
STUDIENHEFT  
SH 55**

Die politische Theorie  
Antonio Gramscis  
Staat und Gesellschaft, Hegemonie,  
Partei und Klasse  
von Ulrich Schreiber  
160 Seiten, 9,80 DM

---

**ARGUMENT-  
SONDERBAND  
AS 85**

Neuere Tendenzen der  
Krisenverarbeitung  
in Frankreich, Italien, Japan  
und Deutschland  
Albers, Moynot, Trentin u.a.  
Argument-Sonderband AS 85  
176 S., 16,80 DM/f. Stud. 13,80 DM



Arbeiteralltag — Mode oder Methode?  
Bäuerliches Gesinde: Lebensweise  
und Lebensperspektiven. Erziehung in  
der Fabrik. Arbeiter berichten über  
ihren Ehealltag.  
Argument-Sonderband AS 94  
160 S., 16,80 DM/f. Stud. 13,80 DM

## Über die Autoren

A.: = Arbeitsgebiete; V.: = Veröffentlichungen

*Ashauer, Thomas*, geb. 1950; Studium der Politischen Wissenschaft, Geschichte und Romanistik. A.: Geschichte und Theorien des französischen Sozialismus; Dritte Welt

*Altenhoff, Andreas*, geb. 1954; M.A. (Germanistik/Philosophie).

*Andresen, Sünne*, geb.: 1958; Soziologie-Studium; V.: Mitarbeit an: *Projekt Frauengrundstudium* (1980). *Frauen, Opfer oder Täter* (1981). A.: Frauenbewegung, Arbeiterbewegung, Mitglied im Sozialistischen Frauenbund Hamburg.

*Brockmeier, Ralf*, geb. 1957; studiert Französisch und Deutsch. A.: Linguistik

*Brzoska, Michael*, geb. 1953; Dipl.-Volkswirt. Wiss. Mitarbeiter am Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Universität Hamburg.

*Bührer, Werner*, geb. 1950; Dipl.Pol., Doktorand. A.: Europäische Integration nach 45, Geschichte der Arbeiterbewegung.

*Burgdorf, Dagmar*, geb. 1948; Studium der Sozialwissenschaft, Doktorandin. A.: Arbeiterbewegung, Frauenbewegung. Mitglied GEW, Mitglied Demokratische Fraueninitiative.

*Clemens, Bärbel*, geb. 1952; Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Seminar für Wissenschaft von der Politik, Universität Hannover, Lehrbeauftragte an der Universität Göttingen, vorher Mitarbeiterin im Göttinger Frauenbuchladen; A.: Frauenforschung, Frauennarbeit, Frau und Politik. Mitglied in ÖTV, Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V.

*Freudenthal, Gideon*, Dr. phil., geb. 1947; V.: *Atom und Individuum im Zeitalter Newtons* (1982). A.: Philosophie, Wissenschaftsgeschichte, Wissenschaftstheorie.

*Geserick, Rolf*, geb. 1959; studiert Publizistik, Germanistik und Kunstgeschichte. Mitglied der 'Initiative Wissenschaftsladen' in Münster.

*Hackstette, Karl*, geb. 1953; Studium der Philosophie und Germanistik; Wiss. Ass. am phil. Seminar der Universität Mannheim. A.: Sprachphilosophie und Sprachtheorie, Ästhetik

*Haug, Frigga*, Dr.phil., geb. 1937; Habilitation; wiss.Mitarbeiterin a.d. Hochschule für Wirtschaft und Politik; Hrsg. des *Argument*. V.: zus. mit anderen, vier Bände zur Automation (*Argument-Sonderbände* 7, 19, 31, 43); *Frauenformen* (Hrsg., 1980). A.: Automationsforschung; Arbeitswissenschaft; Frauen. Mitglied in BdWi; ÖTV; Sozialistischer Frauenbund Westberlin (SFB/W).

*Hauser, Kornelia*, geb. 1954; Soziologie-Studium, Doktorandin. Mitarbeit an: *Frauenformen* (Argument-Sonderband AS 45, 1980). A.: Frauenbewegung; Arbeiterbewegung; Sexualität und Herrschaft. Mitglied im Sozialistischen Frauenbund Hamburg.

*Henning, Eike*, Prof.Dr.phil., geb. 1943; Prof. für Politikwissenschaft an der Gesamthochschule Kassel; V.: *Bürgerliche Gesellschaft und Faschismus in Deutschland* (2/1982). A.: Faschismusanalyse, Neonazismus/Extremismus.

*Hermes, Dieter*, Prof.Dr.phil., geb. 1937; lehrt US-Literaturgeschichte an der Universität Bremen; Gulliver-Redakteur. V.: *Upton Sinclair, amerikanischer Radikaler* (1978); *Von James Baldwin zum Free Southern Theater* (Mitauteur, 1979); *Politisches Volkstheater der Gegenwart*, SH 45 (zus. mit A. Paul, 1981). Mitglied in ÖTV, BdWi und Dt. Ges. f. AmSt.

*Hickethier, Knut*, Dr., geb. 1945; phil. Habilitation. V.: *Das Fernsehspiel der Bundesrepublik* (1980); *Schauspieler und Massenmedien* (1980); *Modelle der Film- und Fernsehanalyse* (Hrsg. zus. mit R. Paech, 1979). A.: Medienästhetik; Mediengeschichte und -theorie; Literatur- und Kulturgeschichte.

*Hönck, Claudia*, geb. 1954; Dipl.-Pol.; z.Zt. arbeitslos.

*Jäger, Michael*, Dr.phil., geb. 1946; Lehrer; V.: zu wissenschaftstheoretischen Fragen und zur Parteitheorie Gramscis. A.: Wissenschaftstheorie, Theorie d. Politik u.d. Parteien.

*Karl, Helga*, geb. 1950; Dipl.Soziologin, z.Zt. Ausbildung zur EDV-Organisatorin; Mitarbeiterin des Instituts für Automationsforschung (IfA e.V.) V.: Aufsätze zur Kulturarbeit, Bibliotheksautomation, außerschulische Bildungsarbeit. A.: Automationsforschung, Kulturarbeit, Frauen; Mitglied in GEW und Kulturpolitische Gesellschaft.

*Kindermann, Wolf*, Dr.phil., geb. 1951. VHS-Dozent. A.: Geschichte und Kultur der USA; Afrika.

*Lock, Peter*, geb. 1941; Hochschulassistent. A.: Internationale Beziehungen.

*Lüdemann, Margret*, geb. 1956; Soziologie-Studium. V.: *Frauen — Opfer oder Täter*, SH 46 (Mitautorin, 1980). A.: Methoden der Frauenforschung; Mitglied in Sozialistischer Frauenbund Hamburg.

**Morisse, Inge**, Industriekauffrau in einer Firma, die Arbeitsschutzartikel herstellt; Mitglied der IG-Chemie und Betriebsrätin; stellv. Juso-AG-Leiterin der Abt. 5 in Berlin-Steglitz.

**Müller, Lothar**, geb. 1954; Doktorand und Referendar; Studium der Germanistik, Geschichte, Politik. A.: Literaturtheorie, Literaturgeschichte des 18. Jhdts. Mitglied der GEW.

**Nemitz, Barbara**, Dr.med., geb. 1949; Wiss.Ass. an der FU Berlin, Fachgebiet Arbeitsmedizin. V.: *Arbeit und Gesundheit* (2 Kurseinheiten für die Fernuniversität Hagen, 1982); div. Aufsätze zur Arbeitsmedizin; *Frauenformen*, AS 45 (Mitautorin 1980). A.: Arbeitsmedizin, Frauenbewegung. Mitglied in ÖTV, Sozialistischer Frauenbund Westberlin (SFB/W).

**Nemitz, Rolf**, geb. 1948; Wiss.Ass. am Psychologischen Institut der FU Berlin, Redakteur des *Argument*. Mitglied im Projekt Automation und Qualifikation und Projekt Ideologie-Theorie (PIT).

**Niehoff, Erika**, geb. 1951; Studium der Soziologie. V.: *Frauengrundstudium*, SH 44 (Mitarbeiterin, 1980). A.: Frauenbewegung; Arbeiterbewegung. Mitglied im Sozialistischen Frauenbund Hamburg.

**Niess, Frank, M.A.**, geb. 1942; Studium der Geschichte, Germanistik, Politischen Wissenschaften; Wissenschaftsjournalist. V.: *Cuba Libre* (zus. mit A.-A. Guha u.a., 1977); *Amerikanische Außenpolitik* (1977); *Geschichte der Arbeitslosigkeit* (1979). A.: USA, Kuba, Deutsche Sozialgeschichte. Mitglied in Amnesty International, RFFU im DGB, Deutsche Vereinigung für Politische Wissenschaft, Netzwerk.

**Ohm, Christof**, geb. 1942; Dipl.-Psych., zur Zeit Ausbildung zum EDV-Organisator. Mitglied des Instituts für Automationsforschung (IFA e.V.). V.: *Automationsarbeit* (Mitautor, 1975ff.). A.: Gruppendynamik, computer-gestützte Konstruktion, Bibliotheksautomation. Mitglied in ÖTV und BdWi.

**Pickerodt, Gerhart**, Prof.Dr.phil, geb. 1938; Prof. für Neuere deutsche Literatur in Marburg. V.: *Hofmannsthal's Dramen* (1968), *Epochen deutscher Lyrik Bd. 6* (Hrsg.) (21981), *Georg Forster in seiner Epoche*, AS 87 (Hrsg., 1982). Mitglied in GEW, BdWi.

**Priester, Karin**, Prof.Dr., geb. 1941; Hochschullehrerin an der Uni Münster. V.: *Der italienische Faschismus* (1972); *Studien zur Staatstheorie des italienischen Marxismus* (1981), *Hat der Eurokommunismus eine Zukunft?* (1982).

**Sauerwald, Petra**; Bandführerin in einer Keksfabrik (inzwischen arbeitslos). Mitglied der NGG und ehemalige Betriebsrätin; Mitglied im Wirtschaftsgruppenvorstand Süßwaren.

**Schelper, Sonja**, geb. 1955; Studium der Psychologie. V.: *Frauengrundstudium*, SH 44 (Mitautorin, 1980); *Frauenformen*, AS 45 (Mitautorin, 1980). A.: Persönlichkeitsentwicklung; Erinnerungsarbeit. Mitglied im Sozialistischen Frauenbund Hamburg.

**Scholvin, Ulrike**, geb. 1951; Studienreferendarin. A.: A. Döblin. Mitglied der GEW.

**Schreiber, Ulrich**, Ing. grad.; Staatsexamen Politik und Russisch; arbeitet z.Zt. wegen fehlender Referendarstellen wieder als Maurer; Redakteur der Zeitschrift 'Moderne Zeiten'. V.: *Die politische Theorie Antonio Gramscis*, SH 55 (1982). A.: Gramsci, Eurokommunismus, Frühgeschichte der SU.

**Soppe, August**, geb. 1950; 1. Staatsexamen Germanistik u. Politik, 1978-81 Redaktionssekretariat *Argument*, Doktorand. V.: *Die Einführung des Rundfunks in Deutschland* (1976); *Der Streit um das Hörspiel 1924/25* (1978). A.: Medienpolitik, Rundfunkgeschichte.

**Treeck, Werner van**, Dr.phil., geb. 1943; Mitglied der Forschungsprojekte »Verwaltungsautomation« an der GH Kassel und »Automation und Qualifikation« an der FU Berlin. V.: zu Industrie- und Verwaltungssoziologie, zur Bildungsplanung und Kultursoziologie. A.: Mitglied der ÖTV.

**Wenk, Silke**, Dr.phil., geb. 1949; z.Z. arbeitslos. V.: *Zur gesellschaftl. Funktion der Kunst, historische und empirische Untersuchung in Betrieben* (1982); *Automationsarbeit* (Mitautorin, 1975ff.). A.: Frauen-, Kunst und Kultur: Arbeits- u. Betriebskultur: Soziologie der Kunst. Mitglied der ÖTV.

**Wiese, Bernd, M.A.**, geb. 1952; Wiss. Mitarbeiter an der FU Berlin. A.: Syntax, Semantik.

**Wilke, Heike**, geb. 1944; Diplom-Bibliothekarin im Öffentlichen Büchereiwesen. Mitglied der ÖTV und der SPD und Kreisdelegierte in Berlin-Steglitz.

**Zank-Weber, Marianne**, geb. 1944; gelernte Kinderkrankenschwester, arbeitet als Erzieherin bei der Spastiker-Hilfe. Mitglied der ÖTV und Personalrätin.

**Zimmer, Gerhard**, geb. 1943; Dipl.-Psych. und Ing. grad. Mitglied im Projekt Automation und Qualifikation. V.: *Automationsarbeit* (Mitautor, 1975ff.); *Persönlichkeitsentwicklung und Gesundheit im Schulalter* (Hrsg., 1981). A.: Arbeitswissenschaft; Bildungsforschung; Gesundheitsforschung.

## Summaries

### **Inge Morisse, Petra Sauerwald, Heike Wilke, Marianne Zank-Weber: Disconcertion — the Diaries of Female Trade Unionists**

Female trade unionists record in stories their experience with everyday industrial conflict. They have collectively developed criteria which they use in analyzing their experience. Through this method of writing and analysis they are better able to understand how patriarchal structures impede and intersect class struggles and how sex-specific narrow-mindedness obstructs efforts towards change.

### **F. Haug: Women's question and unions politics**

Women's oppression in working life will continue as long as the politics of the trade unions are orientated towards skilled workers. This thesis is discussed and studied in the history of the printer's union, the automatization of printing and composing, and the last strikes against rationalization. The author examines the possibilities of developing a common working-culture and new forms of organization of labor.

### **Helga Carl and Christof Ohm: Textautomation. Man's Affair? Woman's Affair?**

Female typists and secretaries are subject to patriarchal and capitalistic domination. They develop remarkable qualifications, but the labour is so divided that »superior« men have the monopoly on creative work. Doing routine work is tolerable for women, since they are socialized to stunt their development voluntarily. Textautomation could be a challenge to them to acquire new technical qualifications and to fight better for equal status. This new office work, however, has also become attractive to men. Will this result in a masculinization of this work and a feminization of rising unemployment? How can women meet the challenge of textautomation?

### **Dagmar Burgdorf: Female workers in the cigar industry**

The author examines the situation of women employed in the cigar industry of the 19th century. She analyzes relationship of the inhibition of women's labour to the sexual politics of worker's organisation and the consent of women to their double exploitation. She argues that neither an economic explanation nor one turning exclusively upon sexual differences can comprehend the constitutive aspects of women's oppression.

### **Barbara Nemitz: Male elimination of conflicts and the Women from Harrisburg**

The automatization of production requires workers to transform their life-style, their attitudes towards work and their relation to their bodies in order to retain their mental and physical health. These new requirements conflict with a male working culture which values physical strength and masculinity and enables male workers to endure the physical strain of manual labor. However, in the automatized mode of production this male working culture becomes a hinderance. New objective conditions and new subjective demands lead to crises which workers simply try to repress. An example of how the recognition of anxieties enables workers to change presumed weaknesses into strengths is given by the local women's reaction to the Harrisburg atomic power plant accident.





## betreff: erziehung

---

9 '82

*Dr. R. Voß:* Ein Löffelchen Schulerfolg. Auswüchse der Psychopharmakotherapie bei Schulproblemen

*Redaktion:* Wolfgang Geisler

*Museum:* Eine Entdeckung

*K. Hurrelmann:* Bildung als Konsumgut

*Serie:* Schulportrait  
Die Laborschule Bielefeld

*O.A. Burow:* Gestaltpädagogik

*K.P. Creamer:* Ist Berlin noch eine Reise wert? Betrachtungen zu einer Klassenreise  
15. Jg. 1982

## Demokratie und Recht

---

2 '82

*D. Deiseroth:* Das Volksbegehren gegen die Startbahn 18-West

*A. Roßnagel:* Verfassungsänderungen und politischer Prozeß

*H. Vetter:* Mietpreisbindung und Bürgerbegehren

*W. Kreck:* Schutz der Freiheit

*H. Düx:* Psychiatrie und deutscher Faschismus

*N. Paech:* »Juristen gegen Kriegsgefahr« — Ein Kongreßbericht

*J. Dvorak:* Die Rechte und der Rechtsstaat am Beispiel Österreichs

*S. Ott:* Demonstrationsrecht im Zwielficht

*Entscheidungen:*

Strafbarkeit der Verwendung von NS-Symbolen zu aufklärerischen Zwecken nach §86a StGB;

Zulässigkeit von Betriebsbußen und Meinungsfreiheit im Betrieb;

Störung des Religionsfriedens durch Infragestellen des Marienkultes

10. Jg. 1982

---

Erscheint monatlich im Beltz Verlag, Postfach 1120, 6940 Weinheim — Einzelheft DM 6,—; Jahresabo DM 58,—; Studentenabo DM 48,—; incl. MWSI zzgl. Versandkosten.

---

Redaktion: Prof. Dr. Helmut Ridder — Vierteljährlich — Einzelheft 8,00 DM, im Jahresabo 7,00 DM, für Studenten 6,00 DM. Pahl-Rugenstein Verlag, Gottesweg 54, 5000 Köln 51

# Demokratische Erziehung

**päd. extra**  
Magazin für Erziehung, Wissenschaft und Politik

---

**4'82**

*Kommentar*

H. Bethge: Future — was denn sonst?

*Demokratische Erziehungspraxis*

S. Enke u.a.: Kriegsspielzeug

W. Biemer/C. Diekneite: BDKJ-Jugend-  
beratungsstelle

U. Müller: Erwachsenenbildung mit Sinti

*Aufsätze*

S. Schunter-Kleemann: Bilanz der Modell-  
versuche »Mädchen in gewerblich-techni-  
schen Berufen«

H. Fleßner/M. Scholz: Zum Abschluß des  
Modellversuchs Erziehungsgeld

*Thema:*

Lehrerinnen in der Frauenbewegung

G. Teckentrupp/V. Maeffert-Hoffmann:  
Frauenarbeit in der GEW — warum denn  
das?

A. Kuhn: Frauengeschichte im Unterricht

S. Hoffmann: Lehrerinnen und Lehrer-  
stellenabbau

U. Dunker/E. Ullrich: Referendarinnen  
tun sich zusammen

E. Vesper: Kurzgeschichte: Lehrerin trifft  
Lehrerin

E. Abel: Bericht von der Tagung »Frauen  
und Schule« und Literaturliste zum The-  
ma

8. Jg. 1982

---

**7/8'82**

*Zeitung:*

Gesamtschule/Protestaktionen

Jugendliche/Symposium

Frauen/Schule

Schule/Polen-Hilfe

Spar-Bildungspolitik

Lehrerarbeitslosigkeit/Selbsthilfe

*Beiträge:*

Célestin Freinet das Wort geben. U.  
Preuss-Lausitz über bislang wenig beach-  
tete, aber aktuelle Gedanken des franzö-  
sischen Reformpädagogen

Heißluftballons statt Atomraketen. H.  
Glänzel und M. Zülch über die Friedens-  
aktivitäten bundesdeutscher Freinet-Leh-  
rer

U. Lachauer: Nicht irgendwo, sondern  
hier bei uns ... Schüler erforschen die Ge-  
schichte der Judenverfolgung an ihrem  
Ort

R. Weyrich/M. Wiedemann: Die Milita-  
risierung Israels befremdete uns. Zwei  
Preisträger des Schülerwettbewerbs be-  
richten von einer Israel-Reise

H.-J. Lißmann: Der Widerstandskämp-  
fer, der Juden deportieren half. Eine  
Lemgoer Jugendinitiative ermittelte die  
Vergangenheit eines früheren Bürgermei-  
sters

A. Bade/W. Melzer/H. Mohme/H.F.  
Pries: Eltern lernen ihre Kinder unter-  
richten. Über die pädagogische Mitarbeit  
von Eltern an Hamburger Grundschulen.

---

Redaktion: K.-H. Heinemann, W. Rügemeier. — Alle  
zwei Monate. — Einzelheft 5,— DM, im Jahresabo  
3,50 DM. Pahl-Rugenstein-Verlag, Gottesweg 54, 5000  
Köln 51

---

Erscheint monatlich im pädex-Verlag, Postfach 295,  
6140 Bensheim — Einzelheft 6,— DM; Jahresabo  
72,— DM; Studentenabo 56,— DM; incl. MWSt,  
zuzgl. Versandkosten..

# Prokla

Zeitschrift für politische Ökonomie  
und sozialistische Politik



48 '82

*Polen und die Misere des 'realen Sozialismus'*

U. Schmiederer: Das polnische Militärregime: der »militärische Weg zum Sozialismus«?

R. Damus: Die polnische Wirtschafts- und Gesellschaftskrise: Folge des Ost-West-Handels, sowjetischen Raubhandels oder verfehelter wirtschaftlicher Entwicklungsstrategie?

J. Staniszkis: Dynamik des Arbeiterbewußtseins

H. Conert: Bedingungen und Konsequenzen der Weltmarktorientierung nachkapitalistischer Volkswirtschaften

*Klassenpolitische Grundlagen und Sozialpsychologie des Reaganismus*

M. Lucas: Die Vereinigten Staaten von Amerika und die Krise des Kalten-Kriegs-Systems

H.-D. König: Zur Renaissance des autoritären Charakters in den USA

E. Balibar: Für eine französische Friedensbewegung

12. Jg. 1982

---

Herausgegeben von der »Vereinigung zur Kritik der politischen Ökonomie e.V.« — Redaktion: E. Altvater, G. Armanski, B. Blanke, E. Hildebrand, J. Hoffmann, U. Jürgens, W. Spohn, F.O. Wolf. — Erscheint viermal im Jahr. — Einzelheft 9,- DM, im Abo 8,- DM. — Rotbuch Verlag, Potsdamer Str. 98, 1000 Berlin 30

# psychologie heute

8'82

*Titel:* R. Peel: Wer wohnt wo? Zur Psychologie des Wohnzimmers

*Geschlechter:* M. Hughes/W. Gove: Warum Männer sich öfter dumm stellen als Frauen

*Sprache:* W. Marx: Geni(t)ale Tiefenschau

*Psychologen:* U. Neisser/B.F. Skinner u.a.: Wo steht die Psychologie? Eine (Zwischen-)Bilanz

*Forschungsbericht:* H. Kalweit: »Das Paradox ist unser Barometer für Erleuchtung«. Transpersonale Psychologie (II)

*Kinder:* B. Schade: Wo die Extreme der Normalfall sind. Kinder in Lateinamerika

*Interview:* S.L. Chorover: »Der Mensch ist keine Zahnpasta-Tube ...«

*Psychiatrie:* B. Wulf: Stirbt die »Demokratische Psychiatrie«?

*Beruf:* R.L. Bauer: Beruf: Psychologe. Tätigkeit: Arbeitslos

9. Jg. 1982

---

Redaktion: H. Ernst (verantwortlich), Michaela Huber, Monica Moebis, Rüdiger Runge; Redaktionsassistent: Karin Quick-Oest, Brigitte Bell. — Monatlich. — Einzelheft 5,80 DM. Jahresabo 58,- DM. — Beltz Verlag, Postfach 1120, 6940 Weinheim

# SOZIALISMUS

## 3'82

### SPD

Hegemonieverlust

Niederlage der SPD-Linken

### DS: Alternative?

Kritik der Recklinghäuser Thesen

Ökologie im Betrieb

T. Unruh (Graue Panther): Herausforderung für die Generationen

E. Stratmann: Zukunft der Arbeit

Traditionalistischer Weg

Perspektiven der Grün-Alternativen Liste Hamburg

### Die Rechte vor der Macht

Die Unionsparteien

### Konjunktur

Weltweite Flaute

### Feminismus

Herausforderung für den Marxismus

### Marxistische Theorie

D. Machts: Dialektik bei Hegel und Marx

### Kommentare

Krieg im Südatlantik/Genfer Verhandlungen/Doppelrezession in USA/Tarifrunde/Memo '82/AL Hessen? u.a.

### Internationalismus

J.-L. Moynot: Unser Alarmschrei in der CGT (Interview)

E. Berlinguer: Erneuerung der Politik und der PCI

### Polen

Die sich selbst beschränkende Revolution Für eine neue Gesellschaft

F. Feher: Thesen zu Polen

8. Jg. 1982

## 4'82

### Sozialistische Linke

Erneuerung in der Arbeiterbewegung. Wir müssen politisch handlungsfähig werden. Interview m. Hermann Mühleisen B. Niklar: Für eine sozialistische Alternative

Arbeiterbewegung und neue soziale Bewegungen

Ausputzer des Staats? (Streitgespräch mit Werner Kindsmüller, SJD-Die Falken)

### Arbeitszeitpolitik

Verkürzung der Arbeitszeit

### Kommentare

Hamburg nach der Wahl/Soziale Abrüstung/Brokdorf-Urteil/Streit in der KP Finnland/Burgfrieden in Großbritannien/US-Militärpolitik u.a.

### Gewerkschaften

Die Willensbildung in den Gewerkschaften geht von den Betrieben aus (Gespräch mit G. Gröschl-Bahr)

DGB: Politisch bewegungslos

IG Chemie: Das letzte Aufgebot?

### Frauen

Situation und Kampf arbeitsloser Frauen

### Krise des Marxismus

C. Buci-Glucksmann: Die europäische Linke und die Krise des Sozialstaats

### Sozialstaat: Krise und Kritik

Radikale Bedürfnisse oder Reformismus Umverteilung und Lebensformen

Sozialabbau in Großbritannien

### Polen

Debatte um und in Solidarność

8. Jg. 1982

Redaktion: W. Breum, G. Cuppers, H. Kuhls, M. Laufenberg, W. Pachali, M. Resch, E. Schneider, D. Schwan, C. Thomasberger. Redaktionsbeirat: J. Bischoff, K. Maldaner — Erscheint zweimonatlich — Einzelheft DM 9,—, Jahresabo DM 44,—, VSA Verlag, Postfach 260230, 2000 Hamburg 26

# TEXT+KRITIK

---

## 74/75'82

Christof Stählin

C. Stählin: Der Klang der Leier und das Rascheln von Papier. Überlegungen zum Verhältnis von Sprachtext und Notentext

H. Büttler-Schön: Theodizeeproblem und Hiobnachahmung. Ein Beitrag zur Interpretation von Günthers Gedicht »Gedult, Gelaßenheit«

W. Krämer (verst.): Lebenslauf des kaiserlich gekrönten Dichters Günther, von ihm selbst im Jahre 1716 geschrieben

L. Hoff-Purviance: Der deutsche Ovid

E. Osterkamp: Scherz und Tugend. Zum historischen Ort von Johann Christian Günthers erotischer Lyrik

H. Turk: Briefe an den Vater. Zur Selbstbiographie als Medium der lyrischen Aussage

W.v. Ungern-Sternberg: Die Armut des Poeten. Zur Berufsproblematik des Dichters im frühen 18. Jahrhundert.

## 76'82

Ernst Weiss

E. Weiss: Fragment der Kindheit und Fragment der Jugend

P. Engel: Ernst Weiß — eine Skizze von Leben und Werk

W. Wendler: Die Philosophie der Gewichtlosigkeit

U. Längle: Die Entzauberung der »Welt von gestern«. Zu Ernst Weiß' Roman »Der Verführer«

K.-P. Hinze: »... und das mir, dem Antikommunisten.« Die politische Haltung des Romanciers Ernst Weiß

M. Pazi: Das Todesmotiv bei Ernst Weiß

P. Engel: Ernst Weiß und Franz Kafka. Neue Aspekte zu ihrer Beziehung



## 16'82

*Aktuelle Kommentare*

- K.-P. Wolf: Völkermord im Libanon  
K. Krusewitz: Friedensbewegung nach Bonn: Vorwärts, aber nicht vergessen  
E. Lutz: Operation 83: Kein tragfähiger Kompromiß  
Walter Fabian zum 80. Geburtstag

**Diskussionsschwerpunkt: Wirtschaftspolitik und Arbeiterbewegung in Westeuropa**

- T. Schlüter: Kontrastprogramme gegen die Krise: Monetarismus und alternative Wirtschaftsstrategie in Großbritannien  
P. Jansen: Gesellschaft mit beschränkter Handlungsfähigkeit. Französische Wirtschaftspolitik mit dem Rücken an die Wand  
T. Bieling: Italien: Wirtschaft und Wirtschaftspolitik in den 70er Jahren  
J. Goldberg: Wirtschaftskrisen — Ursachen und aktuelle Perspektiven

*Außerhalb des Schwerpunktes:*

- Beling/Scholz/Schulze: Die Hamburg-Wahl und die Grün-Alternativen — ein Signal für die Sozialdemokratie  
C. Butterwegge: Demokratische Sozialisten — Partei ohne Perspektive?  
Schöler/Zimmermann: Endlich Schluß damit. Für ein baldiges Ende dieser Koalition in Bonn  
Albers/Westphal: Polen

*Archiv/Berichte/Besprechungen*

5. Jg. 1982

# Zeitschrift für Soziologie

## 3'82

*Bildungssoziologie*

- R. Schneider: Die Bildungsentwicklung in den westeuropäischen Staaten 1870-1975  
H. Meulemann: Bildungsexpansion und Wandel der Bildungsvorstellungen zwischen 1958 und 1979: Eine Kohortenanalyse

*Soziale Ungleichheit*

- V. Bonnschier: Bildung, Beruf und Arbeitseinkommen: Theoretische Verknüpfungen zwischen Aspekten der sozialen Schichtung  
H. Zwicky/P. Heintz: Soziale Ungleichheit, Legitimationsanforderung und Konflikt

*Minderheiten*

- H. Esser: Sozialräumliche Bedingungen der sprachlichen Assimilation von Arbeitsmigranten

*Methoden*

- C. Hopf: Norm und Interpretation. Einige methodische und theoretische Probleme der Erhebung und Analyse subjektiver Interpretationen in qualitativen Untersuchungen

11. Jg. 1982

Hrsg. Detlev Albers, Heinz Albrecht, Erhard Eichert, Josef Hindels, Klaus Peter Kisker, Heinrich Lienker, Werner Loewe, Klaus Thüsing, Klaus-Peter Wolf. Redaktion: K. Gauer-Krusewitz, F. Heidenreich, K. Krusewitz, G. Mackenthun, H. Radmes, C. Rix-Mackenthun, D. Scholz, A. Westphal. *spw* erscheint in 4 Hefen jährlich., Jahresumfang 516 S. Einzelheft DM 9,80, im Jahresabo DM 7,— zuzügl. Postversand. Bestellungen über *spw*-Vertrieb, Libellenstraße 6a, D-1000 Berlin 38

Hrsg.: Fakultät für Soziologie, Universität Bielefeld. - Herausgebergremium: Chr. v. Ferber, P. Flora, Th. Harder, R. Klima, W.M. Sprondel. - Redaktion: R. Klima. - Erscheinungsweise: Vierteljährlich. - Einzelheft 25,10 DM, Jahresabo 82,- DM, Studentenabo 48,- DM. Ferdinand Enke Verlag Stuttgart, Postfach 1304, 7000 Stuttgart 1

aktuelle frauenzeitschrift  
**COURAGE**

Ti-Grace Atkinson  
**Unsere Fehler**

Klage gegen  
**„Strafsteuern“**

Konzert  
**Holly Near**  
Friedensmarsch  
**Berlin—Wien**

**Im September**

**Body  
Building**

Ja, ich möchte COURAGE näher kennenlernen und bestelle die nächsten drei Ausgaben von COURAGE zunächst im Probestabonnement für 10,- DM. Wenn ich nach dem zweiten Heft nicht schriftlich beim Verlag kündige, bin ich mit dem Weiterbezug von COURAGE zum regulären Jahresabonnements von 48,- DM (54,- DM Auslandisabel) einverstanden.

COURAGE Frauenverlags-GmbH, Bleibtreustr. 48, 1000 Berlin 12.

Name/Vorname: .....

Xd/82

Straße/Nr.: .....

PLZ/Ort: .....

Datum: ..... Unterschrift: .....

Vertrauensgarantie: Ich weiß, daß ich diese Bestellung innerhalb von zwei Wochen widerrufen kann.

# Handbuch der empirischen Sozialforschung

Herausgegeben von R. KÖNIG, Köln

3., umgearb. und erw. Aufl.

2., völlig Neubearb. Aufl.

**Band 1: Geschichte und Grundprobleme der empirischen Sozialforschung**

Von H. MAUS/H. L. ZETTERBERG/  
E. K. SCHEUCH  
1973. VI, 252 S., DM 12,80

**Band 5: Soziale Schichtung und Mobilität**  
Von Th. B. BOTTOMORE/K. M. BOLTE/  
H. RECKER/K. HORSTMANN  
1976. XVI, 200 S., 15 Tab., DM 12,80

**Band 6: Jugend**

Von L. ROSENMAYER  
1976. XVI, 374 S., 4 Abb., 15 Tab., DM 14,80

**Band 2: Grundlegende Methoden und Techniken der empirischen Sozialforschung (Teil 1)**

Von R. KÖNIG/E. K. SCHEUCH/  
J. NEHNEVAJSA/W. MANGOLD  
1973. XVI, 316 S., DM 12,80

**Band 7: Familie · Alter**

Von R. KÖNIG/L. ROSENMAYER  
1976. X, 428 S., 30 Abb., 49 Tab., DM 16,80

**Band 3a: Grundlegende Methoden und Techniken der empirischen Sozialforschung (Teil 2)**

Von E. K. SCHEUCH/H. ZEHNPENNIG/  
P. R. HOFSTÄTTER/R. PAGES  
1974. XVI, 356 S., 33 Abb. 327 Tab.  
DM 15,80

**Band 8: Beruf · Industrie · Sozialer Wandel in unterentwickelten Ländern**

Von H. J. DAHEIM/B. LUTZ/  
G. SCHMIDT/B. F. HOSELITZ  
1977. XII, 354 S., DM 16,80

**Band 3b: Grundlegende Methoden und Techniken der empirischen Sozialforschung (Teil 3)**

Von P. NEURATH  
1974. XV, 268 S., 39 Tab., 22 Diagramme;  
DM 15,80

**Band 9: Organisation · Militär**

Von R. MAYNTZ/K. ROGHMANN/  
R. ZIEGLER  
1977. X, 250 S., DM 12,80

**Band 10: Großstadt, Massenkommunikation, Stadt-Land-Beziehungen**

Von R. KÖNIG/H. KÖTTER/A. SILBERMANN  
1977. XII, 310 S., 4 Abb., DM 14,80

**Band 11: Freizeit · Konsum**

Von E. K. SCHEUCH/G. SCHERHORN  
1977. XII, 280 S., 17 Abb., 35 Tab., DM 14,80

**Band 4: Komplexe Forschungsansätze**

Von K. MAYER/A. H. HAWLEY/  
C. M. ARENSBERG/R. KÖNIG/  
H. D. de VRIES REILINGH/  
G. HEILFURTH/J. SZCEPANSKI/  
A. SILBERMANN/G. EISERMANN/  
P. HEINTZ  
1974. XVI, 492 S., 3 Abb., DM 15,80

**Band 12: Wahlverhalten -**

**Vorurteile - Kriminalität**  
Von St. ROKKAN/L. SVÄSAND/  
R. HAEBERLE/H. E. WOLF/F. SACK  
1978. X, 530 S., DM 19,80

**Band 13: Sprache · Künste**

Von Th. LUCKMANN/A. SILBERMANN  
1979. X, 378 S., DM 16,80

**Band 14: Religion · Bildung · Medizin**

Von F. FÜRSTENBERG/I. MÖRTH/  
W. STRZELEWICZ/M. PFLANZ/R. KÖNIG  
1979. X, 414 S., DM 17,80

Sonderpreis bei Abnahme des Gesamtwerkes DM 168,-

 **Ferdinand Enke Verlag Stuttgart**



# Zukunft der Arbeit

WEGE AUS MASSENARBEITSLOSIGKEIT UND  
UMWELTZERSTÖRUNG

**Kongreß** VOM 8. – 10.10.82 IN DER  
UNIVERSITÄT BIELEFELD

## Reader

In Begleitung des Kongresses erschien der ca. 300 Seiten starke Reader. Mit Texten von E. Altwater, J. Berger, J. Bischoff, U. Briefs, M. Jänicke, J. Leinen, W. Lutz, H. Wiesenthal u.a. Zu Themen wie: Arbeitszeitverkürzung, Neue Technologien, Konversion, Dualwirtschaft, Frauenarbeit, Arbeitsplatzpolitik, und vielem mehr.

Erhältlich im Kongreßbüro, Wehereistr. 28,  
4800 Bielefeld 1,  
Tel.: 0521-63641.

## Coupon

Ich/wir bestelle/n:

.....Reader „Zukunft der Arbeit“ zum Preis von	
12,- DM/Stück	.....DM
.....Reader zum Wiederverkauf (ab 10 Stück)	
mit 30 % Rabatt 8,40 DM/Stück	.....DM
Versandkostenpauschale	.....3,-DM
	.....DM

Den Gesamtbetrag in Höhe von ..... DM

0 lege ich als Scheck bei

0 habe ich überwiesen auf das PSch-Konto Nr.248456-300,  
BLZ 250 100 30, PSchA Hannover (Kongreßbüro, Son-  
derkonto Michael Barg)

Name, Vorname: .....

Straße: .....

PLZ, Wohnort .....

Datum/Unterschrift .....

## Besprechungen

### Philosophie

<i>Heinrich, Klaus: tertium datur (M. Jäger)</i> .....	726
<i>Damerow, Peter, u.a.: Rechenstein, Experiment, Sprache (M. Jäger)</i> .....	728
<i>Neurath, Otto: Wissenschaftliche Weltauffassung, Sozialismus und logischer Empirismus (G. Freudenthal)</i> .....	730
<i>Neurath, Otto: Gesammelte methodologische und philosophische Schriften (G. Freudenthal)</i> .....	730

### Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Bremerich-Vos, Albert: Zur Kritik der Sprechakttheorie (K. Hackstette)</i> .....	732
<i>Hartig, Matthias: Sprache und sozialer Wandel (R. Brockmeier)</i> .....	733
<i>Kohrt, Manfred, u.a. (Hrsg.): Sprache und Strukturen (B. Wiese)</i> .....	734
<i>Hindelang, Götz u.a. (Hrsg.): Sprache: Verstehen und Handeln (B. Wiese)</i> .....	734
<i>Hinderer, Walter (Hrsg.): Kleists Dramen (L. Müller)</i> .....	736
<i>Carrière, Mathieu: Für eine Literatur des Krieges. Kleist (L. Müller)</i> .....	737

### Kunst- und Kulturwissenschaften

<i>Syberberg, Hans: Die freudlose Gesellschaft (U. Scholvin)</i> .....	739
<i>Huth, Lutz, u.a.: Zuschauerpost — ein Folgeproblem massenmedialer Kommunikation (A. Soppe)</i> .....	740
<i>Thiele, Jens: Trickfilm-Serien im Fernsehen (K. Hickethier)</i> .....	742
<i>Viehoff, Reinhold: Literaturkritik im Rundfunk (A. Altenhoff)</i> .....	743

### Soziologie

<i>Pfeil, Elisabeth: Die Berufstätigkeit von Müttern (B. Clemens)</i> .....	744
<i>Myrdal, Alva, u.a.: Die Doppelrolle der Frau in Familie und Beruf (B. Clemens)</i> .....	744
<i>Ostner, Ilona: Beruf und Hausarbeit (B. Clemens)</i> .....	744
<i>Prokop, Ulrike: Weiblicher Lebenszusammenhang (B. Clemens)</i> .....	744
<i>Schöll-Schwinghammer, Ilona, u.a.: Arbeitsbedingungen und Arbeitsbewußtsein erwerbstätiger Frauen (B. Clemens)</i> .....	744
<i>Weltz, Friedrich, u.a.: Aufbruch und Desillusionierung (B. Clemens)</i> .....	744
<i>Eckart, Christel, u.a.: Frauenarbeit in Familie und Fabrik (B. Clemens)</i> .....	744
<i>Stiegler, Barbara: Die Mitbestimmung der Arbeiterin (B. Clemens)</i> .....	745
<i>CSE Microelectronics Group: Microelectronics. Capitalist Technology and the Working Class (E. Phillips)</i> .....	748
<i>Weber, Claudia: Rationalisierungskonflikte in Betrieben der Druckindustrie (F. Haug)</i> ...	749

### Geschichte

<i>Köhler, Henning: Geschichte der Weimarer Republik (J. Petzold)</i> .....	752
<i>Becker, Josef, u.a. (Hrsg.): Internationale Beziehungen in der Weltwirtschaftskrise 1929-1933 (E. Hennig)</i> .....	753
<i>Schildt, Axel: Militärdiktatur mit Massenbasis? (W. Bühner)</i> .....	754
<i>Gumbel, Emil Julius: Vier Jahre politischer Mord (F. Niess)</i> .....	755

### Soziale Bewegungen und Politik

<i>Jolly, Richard: Disarmament and Development (Brzoska/Hönck/Lock)</i> .....	706
<i>Military Balance (Brzoska/Hönck/Lock)</i> .....	706
<i>Foreign Area Handbook (Brzoska/Hönck/Lock)</i> .....	706
<i>Keegan, John (Hrsg.): World Armies (Brzoska/Hönck/Lock)</i> .....	707
<i>SIPRI Jahrbücher (Brzoska/Hönck/Lock)</i> .....	707

<i>Wulf, Herbert</i> : Rüstungsimport als Technologietransfer ( <i>Brzoska/Hönck/Lock</i> ).....	707
<i>Kende, Istvan</i> : Kriege seit 1945 ( <i>Brzoska/Hönck/Lock</i> ).....	707
<i>Kennedy, Gavin</i> : The Military in the Third World ( <i>Brzoska/Hönck/Lock</i> ).....	707
<i>Senghaas, Dieter</i> : Weltwirtschaft und Entwicklungspolitik ( <i>Brzoska/Hönck/Lock</i> ).....	707
<i>Kaldor, Mary</i> : Rüstungsbarock ( <i>Brzoska/Hönck/Lock</i> ).....	707
<i>Kardor, Mary, u.a. (Hrsg.)</i> : The World Military Order ( <i>Brzoska/Hönck/Lock</i> ).....	708
<i>Eide, Asbjörn u.a.</i> : Problems of Contemporary Militarism ( <i>Brzoska/Hönck/Lock</i> ).....	708
<i>Müller, Wolfgang u.a.</i> : Streitkräfte im Klassenkampf unserer Zeit ( <i>Brzoska/Hönck/Lock</i> ).....	708
<i>Cavalla Rojas, Antonio</i> : Geopolítica y Seguridad Nacional en América ( <i>Brzoska/Hönck/Lock</i> ).....	708
<i>Comblin, Joseph</i> : Le Pouvoir Militaire en Amérique Latine ( <i>Brzoska/Hönck/Lock</i> ).....	708
<i>Weil, Jean-Louis u.a.</i> : The Repressive State ( <i>Brzoska/Hönck/Lock</i> ).....	709
<i>Brummel, Hans Jürgen</i> : Brasilien zwischen Abhängigkeit, Autonomie und Imperialismus ( <i>Brzoska/Hönck/Lock</i> ).....	709
<i>Wolpin, Miles</i> : Military Aid and Counterrevolution in the Third World ( <i>Brzoska/Hönck/Lock</i> ).....	709
<i>Klare, Michael</i> : Supplying Repression ( <i>Brzoska/Hönck/Lock</i> ).....	709
<i>Chailand, Gerard</i> : Stratégies de la Guérilla ( <i>Brzoska/Hönck/Lock</i> ).....	709
<i>Büttner, Friedemann u.a.</i> : Reform in Uniform? ( <i>Brzoska/Hönck/Lock</i> ).....	710
<i>Sotelo, Ignacio, u.a.</i> : Die bewaffneten Technokraten ( <i>Brzoska/Hönck/Lock</i> ).....	710
<i>Tibi, Bassam</i> : Militär und Sozialismus in der Dritten Welt ( <i>Brzoska/Hönck/Lock</i> ).....	710
<i>Perlmutter, Amos</i> : The Military and Politics in Modern Times ( <i>Brzoska/Hönck/Lock</i> ).....	710
<i>Wolpin, Miles D.</i> : Militarism and Social Revolution in the Third World ( <i>Brzoska/Hönck/Lock</i> ).....	710
<i>Enloe, Cynthia</i> : The Ethnic Soldier ( <i>Brzoska/Hönck/Lock</i> ).....	710
<i>Benoit, Emile</i> : Defense and Economic Growth in Developing Countries ( <i>Brzoska/Hönck/Lock</i> ).....	710
<i>Brzoska, Michael</i> : Rüstung und Dritte Welt ( <i>Brzoska/Hönck/Lock</i> ).....	710
<i>Albrecht, Ulrich, u.a.</i> : Rüstung und Unterentwicklung ( <i>Brzoska/Hönck/Lock</i> ).....	711
<i>Körner, Peter</i> : Rüstung und Unterentwicklung in Afrika ( <i>Brzoska/Hönck/Lock</i> ).....	711
<i>Brandt, Willy, u.a.</i> : Das Überleben sichern ( <i>Brzoska/Hönck/Lock</i> ).....	711
<i>Palme, Olaf, u.a.</i> : Common Security ( <i>Brzoska/Hönck/Lock</i> ).....	711
<i>Vereinte Nationen</i> : Die wirtschaftlichen und sozialen Folgen des Rüstungswettlaufs ( <i>Brzoska/Hönck/Lock</i> ).....	711
<i>Hveem, Helga, u.a.</i> : Resources and the Military Sector ( <i>Brzoska/Hönck/Lock</i> ).....	711
<i>SIPRI</i> : Warfare in a Fragile World ( <i>Brzoska/Hönck/Lock</i> ).....	712
<i>Bischoff, Joachim</i> : Einführung Gramsci ( <i>U. Schreiber</i> ).....	757
<i>Davidson, Alastair</i> : The Theory and Practice of Italian Communism ( <i>K. Priester</i> ).....	758
<i>Czempiel, Ernst-Otto (Hrsg.)</i> : Amerikanische Außenpolitik im Wandel ( <i>W. Kindermann</i> ).....	759
<i>Röder, Karl-Heinz (Hrsg.)</i> : Das politische System der USA ( <i>Th. Ashauer</i> ).....	761
<i>Schütt, Peter</i> : Die Muttermilchpumpe. Bilder aus dem anderen Amerika ( <i>D. Herms</i> ).....	762
<i>Schütt, Peter</i> : Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan. Gibt es Rassismus in der Bundesrepublik? ( <i>D. Herms</i> ).....	762
<i>Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung</i> : Qualifikation und Beteiligung ( <i>W. van Treeck</i> ).....	764
<i>Mickler, Otfried, u.a.</i> : Industrieroboter ( <i>R. Nemitz</i> ).....	766
<i>Brodbeck, Bernd (Hrsg.)</i> : Handhabungssysteme ( <i>S. Wenk</i> ).....	769
<i>Bundesminister für Forschung und Technologie (Hrsg.)</i> : Das Programm »Forschung zur Humanisierung des Arbeitslebens« ( <i>G. Zimmer</i> ).....	771
<i>Böcker, Werner, u.a.</i> : Künstliche Beleuchtung ( <i>B. Nemitz</i> ).....	772

# Buchhandlungen

die DAS ARGUMENT, Argument-Sonderbände (AS)  
und Argument-Studienhefte (SH) komplett am Lager haben

- Aachen: babula Buchhandlung, Pontstr. 133; Tel.: 0241/27555  
Augsburg: »probuch« GmbH, Gögginger Str. 34; Tel.: 0821/579173  
Berlin 12: autorenbuchhandlung, Carmerstr. 10; Tel.: 030/310151  
Buchladen am Savignyplatz, Carmerstr. 9; Tel.: 030/3134017  
das europäische buch, Knesebeckstr. 3; Tel.: 030/3135056  
Buchhandlung Kiepert, Hardenbergstr. 4-5; Tel.: 030/310711  
Berlin 15: Das Politische Buch, Lietzenburger Str. 99; Tel.: 030/8832553  
Berlin 19: Buchhandlung G. Zimmermann, Schloßstr. 29; Tel.: 030/3417432  
Berlin 30: georg-büchner-buchhandlung, Augsburger Str. 31; Tel.: 030/242073  
Berlin 33: das europäische buch, Thielallee 32; Tel.: 030/8324051  
Jürgens Buchladen, Königin-Luise-Str. 40; Tel.: 030/8313825  
Buchhandlung Kiepert, Garystr. 46; Tel.: 030/8324368  
Berlin 41: Wohlthat'sche Buchhandlung, Rheinstr. 11; Tel.: 030/8511509  
Berlin 45: Buchhandlung Rosenfeld, Drakestr. 35a; Tel.: 030/8313962  
Bielefeld: Buchhandlung Wissen und Fortschritt, Feilenstr. 10; Tel.: 0521/63518  
Bochum: Politische Buchhandlung, Im Westenfeld 22; Tel.: 0234/702336  
Bonn: Buchladen 46, Kritische Politik, Kaiserstr. 46; Tel.: 0228/223608  
Georg-Büchner-Buchhandlung, Vor dem Steintor 56; Tel.: 0421/72073  
Bremen 1: Volksbuchhandlung, Richtweg 4; Tel.: 0421/323334  
Bremen 33: Buchladen Bettina Wassmann, Bibliothekstraße; Tel.: 0421/217023  
Darmstadt: Buchhandlung Wissen und Fortschritt, Lauteschlägerstr. 3; Tel.: 06151/75230  
Dortmund: Buch International, Königswall 22; Tel.: 0231/140880  
bücherstube GmbH, Große Helmstr. 62; Tel.: 0231/103306  
Duisburg: buchladen kollektiv gmbh, Oststr. 194; Tel.: 0203/372123  
Erlangen: Collectiv-Buchhandlung, Bismarckstr. 9  
Essen: Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8; Tel.: 0201/231923  
Karl-Liebknecht-Buchhandlung, Viehofer Platz 15; Tel.: 0201/232014  
Frankfurt: Buchladen Verlag 2000 GmbH, Jügelstr. 1; Tel.: 0611/775082  
Collectiv-Buchhandlung, Bornwiesenweg 4; Tel.: 0611/593989  
Wiss. Buchhandlung Theo Hector, Gräferstr. 77; Tel.: 0611/777303  
Gießen: Buchhandlung Wissen und Fortschritt, Schiffenberger Weg 1; Tel.: 0641/792267  
Göttingen: Buchladen Rote Straße, Rote Straße 10; Tel.: 0551/42128  
Hamburg: Heinrich-Heine-Buchhandlung, Grindelallee 26; Tel.: 040/449778  
arbeiterbuch, Grindelhof 45; Tel.: 040/453801  
Internationale Buchhandlung, Johsallee 87; Tel.: 040/4104572  
Hannover: Internationalismus Buchladen, Königsworther Str. 19; Tel.: 0511/17173  
Heidelberg: Buchhandlung kollektiv, Plöck 64a; Tel.: 06221/12633  
Kassel: Buchhandlung Wissen u. Fortschritt, Werner Hilpert Str. 5; Tel.: 0561/15642  
Köln 41: Der Andere Buchladen, Zulpicher Str. 197; Tel.: 0221/420214  
Mainz: Anna Seghers Buchhandlung, Bilhildisstr. 15; Tel.: 06131/24916  
Marburg: Politische Buchhandlung Roter Stern, Am Grün 28; Tel.: 06421/24787  
Collectiv-Buchhandlung Wilhelm Liebknecht, Wettergasse 19; 06421/63662  
München 40: BASIS, Sozialwiss. Fachbuchhandlung, Adalbertstr. 41b; Tel.: 089/2809522  
Münster: Collectiv Buchhandlung, Roggenmarkt 15-16; Tel.: 0251/51414  
ROSTA-Buchladen, Spiekerhof 34; Tel.: 0251/44926  
Nürnberg: Libresso Buchzentrum, Peter-Vischer-Str. 25; Tel.: 0911/225036  
Oldenburg: Carl v. Ossietzky Buchhandlung, Kurwickstr. 14/15; Tel.: 0441/13949  
Saarbrücken: Buchhandlung Lenchen Demuth, Nauwieser Str. 13; Tel.: 0681/36559  
der buchladen GmbH, Försterstr. 14; Tel.: 0681/31171  
Schwerte: Buchhandlung Hubert Freistühler, Holzener Weg 31; Tel.: 02304/80033  
Stuttgart: Buchhandlung Wendelin Niedlich, Schmale Str. 14; Tel.: 0711/223287  
Tübingen: aktion politischer buchladen, Nauklersstr. 20; Tel.: 07071/212929  
Bern: Buchhandlung für Soziologie, Münsterergasse 41; Tel.: 031/228218  
Zürich: Limmatbuch., Pinkus-Genossenschaft, Froschaugasse 7; Tel.: 01/2512674  
Dänemark: Kopenhagen: Kobenhavns Bogcafé, Kullorvet 11; Tel.: 01/111236  
Niederlande: Den Haag: E.F. Ruward B.V., Noordeinde 122; Tel.: 070/658755  
Österreich: Wien 1: Buchhandlung Heinz Kolisch, Rathausstr. 18; Tel.: 0222/433221  
Wien 1: Buchhandlung Karl Winter, Landesgerichtsstr. 20; Tel.: 0222/421234